

Abraham Suhl

**“Constantin Brunner.
Sein Leben und Werk”**

Aus: “Philosophia Activa”, Hefte 2/91 - 1 /93

Das Manuskript der von Abraham Suhl hier und in den folgenden Nummern abgedruckten Biographie Constantin Brunners findet sich aufbewahrt im Archiv des ICBI in Den Haag. Der erste Teil (bis zur Freiburger Zeit) wurde bereits (in einer ersten Fassung) von Abraham Suhl selber in der von ihm zusammen mit Rozka Pinner herausgegebenen Zeitschrift "Der Constantin Brunner Gedanke" veröffentlicht, und zwar in den Heften 3/4 (Januar 1956), 5/6 (April 1956) und 7/8 (August 1956). Die überarbeitete und 1957 schließlich vollendete Biographie erschien jedoch bisher nicht im Druck. Statt dessen liegt – ebenfalls in Manuskriptform (im Archiv des ICBI) – eine "Kritische Analyse zu: Abraham Suhls Constantin-Brunner-Biographie" von Nathan Sinnreich vor (61 Bl.; Abfassungsdatum: August 1986). Sinnreich macht auf Fehler Suhls aufmerksam –, eine wertvolle Arbeit, die zu gegebener Zeit die Suhlsche Biographie ergänzen wird.

Mitgeteilt sei an dieser Stelle Sinnreichs erste Einschätzung: "Von allen bisher vorhandenen Biographien über Brunner ist diese die ausführlichste und bringt auch den besten Kennern dieser Materie unbekanntes Material aus erster Hand. ... Suhl hat ... Quellen aufgesucht, die sonst nicht oder schwer erreichbar sind, zumal ein Großteil schwer zugänglicher Quellen nur in Manuskriptform in Archiven sich befindet. Dazu kommt die Tatsache, daß er ungefähr zehn Jahre (ca. 1922-1932) persönlich in Brunners Nähe war, Gespräche mit ihm wiedergibt, Widmungen zu Brunners Werken von diesem erhielt und mitteilt, [und] dies in einer Zeit von Brunners Schaffensperiode, in der ein großer Teil seiner Fundamentalwerke entstanden und veröffentlicht wurden. Suhl schrieb in dieser Zeit Rezensionen zu Brunners Neuerscheinungen, die in der Presse gedruckt wurden. ... Seitdem Suhl etwa 1912 mit Brunners Werken bekannt wurde, kam er von ihm sein ganzes Leben nicht los und widmete seine Tätigkeit bis an sein Lebensende diesem Werk. Seine letzte Arbeit war die Auswahl aus Brunners Werken in Englisch, 'Science, Spirit, Superstition', die von Walter Bernard nach Suhls Tod revidiert und veröffentlicht wurde. Seine von ihm redigierte interne Zeitschrift 'Der Constantin Brunner Gedanke' enthält wertvolle Aufsätze und Beiträge" – so weit Sinnreich. –

Wir geben den Text mit orthographischen Korrekturen, ansonsten aber unverändert wieder. Die Zitate sind, wo die Originalquellen greifbar waren, auf ihre Richtigkeit durchgesehen; bei den angegebenen Brunnerwerken entsprechen die Seitenzahlen den neuesten Auflagen.

Inhalt

Vorwort	4
I. Kindheit, Jugend und Studentenjahre	5
[Vorfahren]	5
Der Großvater.	5
Die Eltern.....	7
Tante Bott.	10
Onkel Abraham Levy.	10
Der Knabe Leo.....	11
Geburt.	11
Name.....	12
Erste Kindheit.	12
“Stoffel Rundhut”	12
“Zappeln”	13
Schweigen und Lernen.	13
Kinderdichten.	14
“Heiligung” und “Träume”	14
Schlemihl.	16
Papiersoldaten.	17
Der jüdische Aspekt.....	17
Teufelsbeschwörung.....	18
Erstes Lichtzeichen.	18
Autobiographie eines Pferdes.	19
Verhältnis zur Schule.	19
Pubertät.	20
Eine Prophezeiung.....	20
Studentenjahre	21
Köln.....	21
Frau Löwenthal.	22
“Zwitterzustand”	25
Augenfehler.	26
Büffler.	26
Talmudvorträge.....	26
Berlin 1884/85.....	28

Antisemitismus.....	29
Freiburg 1885-88.	30
Der Kantianer.....	30
Evolution.	31
Duell.	31
Belehren und Helfen.....	32
Komische Ader.	32
“Der Hund beißt!”	33
Geistiges Wachstum.	33
Schwere Gedanken.	34
Die Doktorfrage.	36
II. Hamburg 1890–1895.....	37
Hamburg.....	
37	
Literarisches Vermittlungsbüro	37
Vorträge über Judentum.	39
“Blödsinnsverhältnisse”	40
Spielen.....	41
Der Lyriker.....	42
“Zuschauer”-Zeit	43
Die Monatsschrift.....	43
Ein Meilenstein.	44
Nachahmungstheorie	45
Die Halbmonatsschrift.....	48
“Über die Ehe”	48
Frida Mond	49
Maecenas.	52
Um die Ehe	55
Gährungen.	55
Die Heirat.	57
Märtyrer der Moral.	59
Die Ehe.....	60
Der Überempfindliche.....	61
Eros.	61
Drang zur Philosophie	64
Klage gegen die Gesellschaft.	65
Offenbarung in London.	66

III. Berlin/Potsdam 1895–1914	67
Entstehung der “Lehre”	67
Die “Ankündigung”	68
“Judendeutsch”	69
Die allgemeine Bildung	70
Geistige und Volk.....	70
Die Gemeinschaft der Geistigen.	71
Nietzsche.	73
Die “Übersicht”	74
Wissenschaft.	74
Stadien.	75
Der Vierzigjährige.....	76
Wissenschaftslehre.....	77
“Geist” und “Analogon”	77
Verleger.	79
Landauers Hilfe.....	79
[Wirkung der “Lehre”]	81
Die Hauptgedanken.....	84
[Die Zeit nach dem Erscheinen der “Lehre”]	87
Erwerbstätigkeit.	87
Gesundheitszustand	88
“Spinoza gegen Kant”	89
Max Nordau.....	89
Lou Andreas-Salomé.	89
Spinozagesellschaft.....	91
“Du und die Andern”	91
Gustav Landauer.....	92
Martin Buber.	95
Das Ärgernis.	96
“Kurze Rechenschaft”	97
Hundeliebhaber.	99
Der Fünfziger.....	100
Finanzielle Lage.....	101
IV. Berlin/Potsdam 1914–1924	102
[Während des Ersten Weltkrieges].....	102
Patriotismus.	102
“Der Judenhaß und die Juden”	105

Rassen.....	106
Missionstheorie.....	106
“Rede der Juden: Wir wollen ihn zurück”	108
Vorurteil und Haß.....	108
Staatstheorie.....	109
Parteien.....	110
Erfolg.....	110
Central – Verein.....	110
“Memscheleth Sadon”	112
Walther Rathenau.....	113
Das Ethische Seminar.....	116
“Unser Christus”	120
Materielle Lage.....	126
“Liebe, Ehe, Mann und Weib”	127
V. Potsdam 1924–1928.....	133
“Vom Einsiedler Constantin Brunner”	133
Judenfrage.....	133
Schaffen.....	133
Der mündliche Stil.	134
Einleitungen und Schlüsse.....	136
Persönlichkeit.	137
Weihnacht.....	139
Der Bann.	140
Anhänger.	140
Das Arbeitszimmer.	143
Der Sechziger.....	145
“Aus meinem Tagebuch”	148
Psychoanalyse.....	149
Medizin.....	152
“Materialismus und Idealismus”	152
Die Dialoge.....	153
Die Attribute.	154
Neo-Spinozismus.	154
Gattungen.....	157
Die Constantin Brunner-Gemeinschaft	159
Brunner bei Tisch.....	161
Leoni und Lotte.....	163

VI: Potsdam/Berlin/Den Haag 1928–1937	168
“Von den Pflichten”	168
“Los vom Zionismus”	168
Wandel der Haltung.....	169
Ostjuden	171
“Höre Israel”	176
Der siebzigste Geburtstag.....	178
“Der entlarvte Mensch”	182
Im Exil	184
Der Politiker – Die Nazis	187
“Unser Charakter”	192
Der Monolog.....	194
Ethische Anweisungen.	196
Die letzte Zeit	197
Das Testament.....	202

Vorwort

Am 27. August 1957 ist es zwanzig Jahre her gewesen, daß Constantin Brunner im Haag, im Exil, starb, und fünfundneunzig Jahre, daß er in Altona bei Hamburg geboren wurde.

Die vorliegende Biographie sucht, das Bild des Mannes festzuhalten – einer eigengewachsenen, kraftvollen Persönlichkeit – und seines Wirkens, vor allem als Schriftsteller, als Denker, aber auch als Lehrer und Prophet unter seinen Anhängern.

Es war nicht leicht, das biographische Material zusammenzutragen. Die Hitlerkatastrophe hat Brunners Nächste und viel Dokumentarisches vernichtet. Mancher der Überlebenden ist inzwischen auch dahingegangen. Sollte überhaupt noch ein authentischer Bericht von jemandem gegeben werden, der Brunner noch selbst gekannt hat, so war es höchste Zeit, die Arbeit zu unternehmen.

Mein erster Kontakt mit Brunner geht auf das Jahr 1912 zurück. Es war der Philosoph vor allem, dem mein Interesse galt. Aber es konnte nicht ausbleiben, daß auch die ungewöhnliche Persönlichkeit mich fesselte. Im Laufe meiner Beschäftigung mit seiner Philosophie stieß ich auch auf biographisches Material aller Art. Wie eine eindringende Analyse seiner Werke auch sein Leben beleuchtet, so hilft umgekehrt die Kenntnis seines Lebens, auch seine Werke zu verstehen. In diesem Sinne darf die Biographie hoffen, auch seiner Philosophie zu dienen.

Ich habe mich streng an die Tatsachen gehalten. Nicht alle konnten direkt gefunden, aber viele erschlossen werden. Denen, die mir Material zur Verfügung gestellt haben, bin ich zu aufrichtigem Dank verpflichtet. Ich mußte mehr zitieren, als mir lieb war, da ich dokumentieren wollte und mich nicht mit dem Hinweis auf – meist unzugängliche – Quellen begnügen konnte.

Brunners Gedanken habe ich geglaubt nicht nur biographisch entwickeln zu sollen, sondern auch historisch-kritisch zu beleuchten – soweit damit der Rahmen der Biographie nicht überschritten wurde.

Brunner hat nicht in einem Vakuum gelebt; er lebte einundsiebzig Jahre lang, bis zur Ankunft Hitlers, in Deutschland; war der Sohn orthodox jüdischer, deutscher Eltern, studierte an deutschen Schulen und Universitäten, arbeitete an Presse und Zeitschriften des Reiches mit, war Lehrer

in Berlin, bis und während er seine Berufung fand, seine Philosophie, und seinen eigenen Ausdrucksstil in dem Dutzend und mehr Büchern, die er veröffentlicht hat. Deutsche Persönlichkeiten, Juden und Nichtjuden, spielen in seinem Leben eine Rolle.

Der Biograph kann also gar nicht umhin, gleichzeitig zum Bild der Epoche beizutragen, und besonders zu dem des deutschen Judentums, jener Epoche, die mit dessen tragischem Untergang in der Hitlerkatastrophe endet.

Keine Periode in der Geschichte der jüdischen Diaspora, auch die spanische nicht, kann sich im Reichtum an Persönlichkeiten und Schöpfern mit der des modernen deutschen Judentums messen, das, so klein an Zahl, so Großes der Welt und dem Vaterlande gegeben hat.

Einer von ihnen war Constantin Brunner – mehr und länger umstritten als andere und, wie andere, der Gefahr des Vergessens ausgesetzt. Das Andenken an ihn und sein Werk zu erhalten – Exponenten einer Kultur, an die wir nicht nur mit dem tiefen Schmerz des tragischen Verlustes, sondern auch mit dem berechtigten, aufrichtenden Stolz der Leistung zurückdenken, ist das Ziel dieser Arbeit.

Beth Yitzhaq, (Nathanya) Israel 1959

I. Kindheit, Jugend und Studentenjahre

[Vorfahren]

Der Großvater. Wenn man darangeht, sich vom Leben eines bedeutenden Mannes ein Bild zu machen, möchte man auch etwas über seine Herkunft erfahren. Wie Eltern und Voreltern gelebt haben, mag seinen Stempel auf dem Nachfahren hinterlassen haben. Gewisse Voraussetzungen und Bindungen lassen sich vielleicht erkennen. So wie körperliche pflanzen sich auch charakterliche und geistige Züge fort.

Wenn aber auch Vererbung und Einfluß des Milieus anerkannt werden müssen, so doch deswegen keine “Entwicklung”. Und Größe kann nicht abgeleitet werden. In “Unser Christus”¹ bemüht sich Brunner zu zeigen, daß das Genie prinzipiell sich von seiner persönlichen Geschichte und aller Zugehörigkeit in diesem Sinne scheidet, und weist in einer Fußnote (S. 190) darauf hin, daß sein eigener Namenswechsel darin begründet sei.

Trotzdem spricht Brunner selber von seiner Herkunft. Im “Einsiedler”² schreibt er: “Und was nun meine Herstammung im besonderen anlangt, so könnte ich wohl auf meinen Stammbaum (von Vaters Seite) ebenso stolz sein wie irgend ein anderer Deutscher auf den seinigen” (S. 85) –, lehnt allerdings solchen Stolz ab. Im “Tagebuch”³ bemerkt er: “Was mich betrifft, so ist ja möglich, daß ich der langen Reihe gelehrter Ahnen verdanke” (S. 370f.). Und der Gegner der Evolutionstheorie fährt gar fort: “Das gibt vielleicht Stärke, wie Muskelübung” – als wären erworbene Eigenschaften erblich. Der Satz geht aber weiter: “und mag mit in mir den Ekel gegen den scholastischen Gelehrtenpraß und die Bildung geschärft und den Boden für meine Gesellschaftskritik vorbereitet haben” (S. 371) – was natürlich nicht eine Vererbung von den gelehrten Ahnen, sondern vielmehr einen Widerspruch gegen sie bezeichnet, den er ihnen “verdankt”.

¹ [“Unser Christus oder das Wesen des Genies” (1921), Köln-Berlin ²1958; zit.: “Christus” oder “Unser Christus”]

² [“Vom Einsiedler Constantin Brunner”, Potsdam 1924; zit.: “Einsiedler”]

³ [“Aus meinem Tagebuch” (1928), Stuttgart ²1967; zit.: “Tagebuch”]

Immerhin, ob nun als Konformist oder Oppositionist, Brunner ist sich seiner Herkunft bewußt. Ganz besonders weiß er und spricht er von seinem Großvater. Mindestens bis zu diesem muß eine Biographie des Enkels zurückgehen.

Mit dem Bildnis dieses Großvaters beginnt auch "Das Constantin Brunner Album, zum 28. August 1932, dargebracht von Johannes Hafer". Das Porträt zeigt einen typischen altjüdischen Rabbi und könnte ohne weiteres den Gaonen-Sammelbildern ("Fürsten Judas") eingefügt werden, die man in frommen jüdischen Häusern findet. Die Tracht zeigt die charakteristische hohe Pelzmütze; ein langer Vollbart und Schläflocken umrahmen das starke, regelmäßige, von dunklen Augen beherrschte Gesicht.

Der Text des Photoalbums, den wohl jemand im Hause Brunner verfaßt hat, bemerkt zu dieser Nr. 1: "Nach einem Gemälde, Oberrabbiner von Altona und Schleswig-Holstein, gest. 1838. Berühmt als R. Akiba Viktor, nahm er später den Namen Wertheimer an nach dem Herkunftsort seiner Ahnen im 13. Jh. aus Wertheim a. d. Tauber. Unter den Vorfahren Brunners befinden sich viele Gelehrte."

Diese Information stammt vielleicht von Brunner selber. Vielleicht bestand eine Familientradition über die Herkunft von Wertheim. Aber der Name wurde nicht erst von R. Akiba angenommen, der das "Viktor" offenbar nur als zweiten Vornamen führte, und zwar für Ben Awigdor (Sohn des Awigdor). Daß die Familie im 13. Jh. auswanderte, würde mit der Geschichte der Judenaustreibungen zur Zeit der Schwarzen Pest übereinstimmen. Damals ging die Richtung dieser Emigration nach Polen. Damit wieder stimmt, daß Brunners Großvater in Breslau geboren wurde. Es wäre keine kleine Ironie der Geschichte, wenn Brunner selber – wie so mancher andre deutsche Jude – ostjüdischer Abstammung wäre.

Nach dem "Sefer IWOH Lemoschaw" von Eduard Duckesz, Krakau 1903, wurde "Ekiwa" Wertheimer als Sohn des großen Thoragelehrten Awigdor Wertheimer in Breslau geboren, kam früh mit seinen Eltern nach Altona, war dann dort "Melamed" (Lehrer) und wurde 1806 Rabbiner in Moisling und Lübeck. Seine Frau, Vogel, geb. Meyer, gebar ihm zehn Kinder. Die Lübecker Judenaustreibung und die Armut der Moislinger Gemeinde veranlaßten ihn, 1816 einen Ruf nach Altona anzunehmen. Weiterhin bekannt wurde er, als er 1819 gegen die Hamburger Reformer auftrat und die Benutzung des deutschen (statt des hebräischen) Gebet-

buches verbot. Sein Sendschreiben – fromm entsetzt und heftig im Ton, im Rabbinerhebräisch verfaßt, mit gelegentlichen deutschen Satzstücken dazwischen – ist typisch genug.

Es hat einen gewissen Reiz, hier einzufügen, was ein Jahrhundert später sein Atheist gewordener Enkel, nachdem er “wohl an die zwanzig Jahre” in keiner Synagoge gewesen und nun die in der Oranienburgerstraße (Berlin) besucht hatte, aufzeichnet: “Gestört und betrübt hat mich, daß einige Gebete deutsch gesprochen wurden, wobei der absurde Sinn schneidend herauskommt; hebräisch ist es Musik und Feier eines frommen Herzens. ... Auch ein Rabbiner sprach einiges Deutsch mit einer engen Stimme und philiströsen, atheistischen, übrigens gänzlich unheuchlerischen Aussprache, was mir wie eine Verhöhnung der ganzen Religion klang” (“Tagebuch”, S. 312). – Unwillkürlich mußte Brunner bei so einem Synagogenbesuch seine Kindheit suchen. Wie so mancher aus der “dritten Generation” hatte er zeitlebens eher eine Sympathie für den alten “Fanatismus”.

1823 wurde Ekiwa Israel ben Awigdor Wertheimer der erste “Oberlandesrabbiner” von Altona und Schleswig-Holstein. Nach amtlicher Auskunft starb er am 20. Mai 1835. (Duckesz liest anscheinend bei der Jahreszahl auf dem Grabstein ein cheth statt hej und hat 1838. Da aber die Steininschrift von zwanzig Jahren Hirtenschaft in Altona spricht, stimmt wohl 1835.)

Von Schriften, die er verfaßt, werden seine Gutachten angeführt, die in verschiedenen autoritativen Responsensammlungen mitveröffentlicht sind, und mehrere Manuskripte, darunter ein Jesajah Kommentar. So weit Duckesz.

Constantin Brunner bezeichnet im “Einsiedler” seinen Großvater als “Verfasser von 27 Werken!” (S. 35f.) und nennt ihn einen sanften, frommen Mann und einen seinerzeit berühmten Geistlichen und Gelehrten. Seite 50 zitiert er als Beispiel von Menschenkenntnis: “Einem Überfließenden auf sein 'Was kann ich tun, Ihnen zu danken?' hat mein Großvater erwidert: 'Tut mir nichts Böses!'”.

An der bereits herangezogenen Stelle im Tagebuch geht Brunner genauer auf sein Verhältnis zu diesem Großvater ein: “Weder kann meines Großvaters Autorität mir die Lebenshaltung bestimmen, noch verachte ich seine engkreisige Orthodoxie. Die lag in seiner Zeit noch genügend,

so daß auch sein Auftreten gegen die eben erst sich regenden Reformbestrebungen ihm nicht verargt werden kann. Aber auch, wenn man ihn unter den Reformern nennen könnte, was wäre schon damit? ... An irgendwelche Bedeutung meines Großvaters in ernstem Sinn zu glauben, gewahre ich keinen Anlaß" (S. 370). Immerhin fand Brunner, der Ekiwa ben Awigdor "Breslau" (wie er auch genannt wurde) gar nicht gekannt hatte – er war 27 Jahre tot, als Brunner geboren wurde – es angebracht, diese Feststellung zu machen.

Er fährt mit Wärme fort: "Zweifellos war er begabt, gelehrt, lebhaft und ein Mann von Charakter, der in der Tradition wurzelte, auch auf alte Familientradition aristokratisch hielt; und das muß man ihm lassen: prächtig und gewaltig schaut er aus seinen Bildern ... Allein schon die Augen ... Von diesen Augen hab ich in meiner Kindheit noch viel Rühmens gehört. Die Delinquenten konnten im Verhör ihren Blick nicht ertragen, verwirrten sich und gestanden, als gäbe es doch kein Entrinnen vor diesen alles Sehenden; Besucher, die zum erstenmal kamen, erschrakten vor Augen, die mein Großvater deswegen nicht selten gesenkt trug" (ebd.). - Gleichgültig war dieser Großvater Brunner nicht.

Als L. Bickel im Oktober 1927 seinen ersten Besuch bei Brunner machte, sprach dieser ihm von seinem Vater, der den Livius ins Hebräische übersetzt habe. Doch habe sein Großvater, der Rabbi, die Arbeit ins Feuer geworfen. – Für den frommen R. Ekiwa war die Beschäftigung mit dem heidnischen Schriftsteller offenbar Sünde. Ob er sonst wirklich sanft war, wie Brunner im "Einsiedler" behauptet, kann dahingestellt bleiben. Aber mit solcher Ketzerei verfuhr er sichtlich gar nicht sanft. Bickel erzählt noch: "Darauf bekam ich das Bildnis dieses Großvaters zu sehen. Brunner bezeichnete es als bedeutend und feurig. Doch leugnete er, daß er Rabbi Akiba ähnlich sähe, er wäre vielmehr seiner Mutter nachgeraten."

Ohne Zweifel war R. Ekiwa der Stolz der Familie. Brunner hatte wahrscheinlich als Kind seine Phantasie an der schon halb legendären Gestalt entzündet. Das Bild dieses Großvaters hielt ihn auch später beschäftigt, wie wir sahen. Ob er ihm nun ähnelte oder nicht – feurig war Brunner ja auch! –, die Figur dieses altjüdischen Patriarchen, der noch eine Judentumstreibung erlebt hatte, steht bedeutungsvoll im Hintergrund des Lebens des Enkels, der sich als "deutschnational" bezeichnet ("Einsiedler", S. 88), versichert, daß die deutschen Juden ihre Leiden längst vergessen

haben – und der noch selbst das grausigste Exempel einer solchen Austreibung erleben sollte, “dieser deutschen, bisher größten Judenvertreibung ... der Geschichte”, wie er sie 1934 im Exil nennt.⁴

Die Eltern. Ein junger Anhänger aus der Bukowina unterzeichnete seinen Brief an Brunner: Dein Moses. Worauf Brunner, anscheinend schockiert, antwortete, daß er nur “Einen Moses” kenne. Es ist wahr, die deutschen Juden hießen dann meist Moritz (so daß man schon witzelte “Moritz rabbejnu”). Immerhin Moses Mendelssohn und Moses Maimonides mußte Brunner wohl auch kennen. Und was wollte er eigentlich? Der Mann hieß nun einmal Moses! Wie erstaunt war ich aber, als ich erfuhr, daß Brunners eigner Vater auch Moses geheißen hatte.

Duckesz zählt vier Söhne des Rabbi Ekiwa auf: den Erstgeborenen Jakob, Abraham Hirsch, Meir, “der nach England ging”, und Moses, den er durch einen besonderen Titel als großen Thoragelehrten auszeichnet. Moses Wertheimer war, nach amtlicher Auskunft, 1807 in Moisling bei Lübeck geboren, wo ja sein Vater bis 1816 Rabbiner war. Als Neunjähriger also kam er mit seinen Eltern nach Altona und scheint dort auch ein Gymnasium besucht zu haben. Auf jeden Fall geht aus Brunners zitierter Äußerung gegen Bickel hervor, daß Moses ben Ekiwa nicht nur Hebräisch, sondern auch Latein gelernt hatte. Man muß doch wohl annehmen, daß er den Livius aus dem Original übersetzt hatte. Die Idee dieser Übersetzung selbst aber beleuchtet dieses Moses' Verhältnis zur hebräischen Sprache – die ihm offenbar nicht mehr nur die heilige des Gebets war. Er scheint etwas von einem “Aufgeklärten”, einem “Maskil”, gewesen zu sein; kein Wunder, daß er den Zorn des Eiferers R. Ekiwa nun auf sein schuldiges Aufklärerhaupt herabzog. Besonders noch, wenn er doch wahrscheinlich bestimmt war, Rabbiner zu werden. Aber eine unglückliche Geschichte in seinen Jünglingsjahren scheint den Lauf seines Lebens gänzlich geändert zu haben.

“Er hatte,” berichtet Brunner im “Einsiedler”, “als junger Mann Erfahrungen von sehr ungewöhnlicher Natur und Bitterkeit gemacht, die ihn, den hoffnungsvollen Gelehrten, gänzlich in sich selbst jagten und ihm das Vertrauen zu den Menschen für immer zerstörten. Es sind romanhaft dunkle Geschichten, die ich hier unmöglich aufrollen kann. Eines Tages

⁴ “Vermächtnis”, [Den Haag 1952], S. 103; [zit.: “Vermächtnis”]

hatte er entdeckt, daß ihm ein allmählich wirkendes Gift gereicht wurde, und er fiel nun auch in eine schwere Krankheit. Es war dies im Alter von zwanzig Jahren. Nach deren Überwindung verkroch sich mein Vater förmlich, wohin, das weiß ich nicht” (S. 29f.).

Von seiner Mutter erwähnt Brunner, daß sie Friederike geheißen habe. Er sagt auch: “Meine Eltern, beide sind in Lübeck geboren” (ebd., S. 88). Nach amtlicher Auskunft hieß die Mutter Rachel Levy-Isaac, wurde später Riecke genannt und war 1824 in Fackenburg, Kreis Eutin, Schleswig-Holstein, geboren. Es handelt sich offenbar um sogenannte Landjuden bei den Levys. Brunner meint, daß die komische Ader, die Lust am “Blödsinn schaffen”, “bei uns, durch den Spritz Blut von der Mutter Seite her, in der Familie” (ebd., S. 26) lag. Die Levys verzogen nach Altona. Und Moses Wertheimer wohnte, wie Brunner berichtet, “als Zweiunddreißigjähriger im Hause sehr einfacher Leute”; diese hatten “ein damals noch nicht ganz sechzehn Jahre zählendes, stattlich erblühtes Töchterlein ... , Friederike mit Namen” (ebd., S. 30).

“Daß ich überhaupt geboren wurde”, schreibt Brunner, “ist einem seltsamen alten Liede zu danken. Ohne dieses Lied würde mein Vater schwerlich geheiratet haben” (ebd., S. 29). Im Berliner jüdischen Gemeindeblatt, April 1927, veröffentlicht Brunner die Melodie, nach der sein Großvetter Hirsch Moses Wertheimer, Oberkantor in Hamburg, der 1883 starb, das Chad-Gadjo gesungen habe. Dies ist das Lied, um das es sich handelt, und wohl auch dieselbe Melodie.

“Das ist ein Lied”, ruft Brunner aus (ebd., S. 37), “und wer es singen hören kann, wie es mein Vater sang!” Die fast sechzehnjährige Rachel Levy hörte es. Der doppelt so alte Junggeselle verlobte sich darauf mit ihr, bezog eine andere Wohnung, und – erst acht Jahre später – heiratete er sie, am 2. Dezember 1846.

Dieser Ehe entsprossen fünf Kinder: der Erstgeborene, offenbar nach dem Großvater, Ekiwa benannt, die Schwestern Emma, Ella und Flora und der jüngste, Leo – das ist Constantin Brunner. Als er geboren wurde, stand sein Vater schon im 55. Lebensjahr (nicht 58., wie Brunner schreibt). Leo war ein Kind seines Alters. Das mag erklären, daß er “seinen ihm spät geborenen Liebling mit beinah krankhafter Liebesfürsorge” hegte, ihn “am liebsten vor der ganzen Welt unsichtbar an sein Herz versteckt hätte!” (ebd., S. 31). Diese Liebe geht so weit ins Pathologische, daß der

Vater "feindliche Rache" befürchtet, "die man an mir begehen könnte, um ihn an der empfindlichsten Stelle zu treffen", und den Sohn "nach Möglichkeit vom Umgang mit anderen Kindern" zurückhält (ebd., S. 29). Brunner spricht von der "fanatisch gesteigerten Ansicht" seines Vaters von den Menschen. Man stelle sich die groteske Situation vor, wenn der Vater, auf den "Dreikäsehoch" Leoweisend, ein Wort des Alten Fritz wiederholte: "Er kennt die Rasse noch nicht!" (ebd., S. 31). Noch der Greis aber zitiert Friedrichs "Cette race maudite".⁵

Das Kind empfand instinktiv: "Durch welche schwere Gefühlsstürme war der Mensch, mein Vater, gegangen; wie litt er immer noch". Brunner fährt fort: "Und das nie sich abkühlende Leiden mußte aus ihm brechen in mich hinein. Das war die ganze Aktivität, der einzige Ausweg seiner passiv pathologischen Natur, die davon eine psychotherapeutische Wirkung erfuhr" (ebd., S. 32f.).

Die Aufnahme im Photoalbum zeigt den Vater wohl in den Sechzigern. Er muß ein dunkler Typ gewesen sein, eher großgewachsen, ursprünglich wohl schärfer profiliert. Nun ist aber eine gewisse nervöse Fahrigkeit in dem blassen Gesicht, Schwäche und Güte, auch in der hängenden Haltung des Kopfes.

Die Aufnahme der Mutter stammt aus jüngeren Jahren. Soweit man überhaupt erkennen kann, scheint sie ein kräftiger hellerer Typ und scheint gleichzeitig schüchtern und schalkhaft zu lächeln. Eine Ähnlichkeit mit Brunner konnte ich nicht entdecken. Eher ist der Vater ihm ähnlich. Trotzdem ja Brunner behauptete, er sei der Mutter nachgeraten – wohl im Format!

Von ihr sagt er: "Meine Mutter, eine der allerhöchst unschuldigen Naturen, kindlich, auch aussehend fast wie ein Kind in der Größe des erwachsenen Menschen und an heiterem Temperament (sie war aus der lustigen Familie) meinem Vater völlig entgegengemacht: den lieben langen Tag sang sie (nur wenn Schlimmes war, konnte sie auch weinen den ganzen Tag)" (ebd., S. 30).

Man findet sich mehr an Brunner erinnert bei dieser Beschreibung des Vaters: "Gerade mein Vater mit seiner Kraft und Eindringlichkeit des Redens und seiner klangschönen rührenden Stimme faßte mich zuweilen innerlich mächtig an" (ebd., S. 32). "Gewitter von leidenschaftlichen Ge-

⁵ ["Der entlarvte Mensch", Den Haag 1953, S. 117; zit.: "Der entlarvte Mensch"]

danken, umbrannten mich seine Worte" (ebd., S. 33). – Das ist die Predigerfamilie.

Der Gegensatz zwischen Vater und Mutter erinnert an den bei Goethe oder Thomas Mann und anderen. Er wird von Brunner auf diese Weise – recht eindringlich – dargestellt: "Für wirkliche Menschenkenntnis konnte ich von meinem Vater nichts profitieren. Von ihm, nach dessen pathologisch beschaffenem Urteil so ziemlich alle Menschen Spitzbuben waren, ebensowenig wie von meiner Mutter, die umgekehrt sämtliche Leute im Grunde für Engel hielt, weil sie selber eine der sanftmütigsten ihres Geschlechts war" (ebd., S. 36).

Riecke Wertheimer war 38 Jahre alt, als ihr Jüngster geboren wurde. Im Artikel "Zum 55. Geburtstag"⁶ berichtet Brunner "die oft angehörte, sehr lebendige Erzählung meiner Mutter ... von meiner schweren Krankheit mit anderthalb Jahren, wo ich von zwei Ärzten aufgegeben war und in der schreckensvollen Nacht der Entscheidung sie selber in die Apotheke lief, unterwegs, vor Schwäche, fiel sie auf die Steine und weinte und lag hin und gelobte Gott, er müsse mich retten, und ich sollte Geistlicher werden" (S. 20).

Dieser traditionell biblischen Einfalt der Mutter stand beim Vater die ebenso traditionelle Religiosität des "Lernens" gegenüber. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß dieses "Lernen" – zumindest in späteren Jahren - seine Hauptbeschäftigung war. Es scheint, daß der Älteste, Ekiwa, die Geschäfte führte, von denen die Familie lebte. In den 70er Jahren, wohl im Zusammenhang mit dem sogenannten Gründerschwindel, erlitt Ekiwa große Verluste. Die Eltern wohnten nun mit ihrem Jüngsten in einem kleinen Zimmer. Der Vater verbrachte die Nacht rauchend und bei einer Petroleumlampe (wohl den Talmud) studierend.

"An seinem siebzigsten Geburtstag", berichtet Brunner im Tagebuch (S. 278), "sagte mein Vater: ... Was ich jetzt noch kriege, ist Geschenk, womit man machen kann, was man will, und auch, was man selber gar nicht will; niemand darf mir meine Weise des Lebens von nun an oder die Gewohnheiten, in die ich etwa falle, verübeln" (S. 262). – Es ist dies wesentlich die traditionelle Erklärung des jüdischen Siebzigers.

Die eiserne Strenge der Orthodoxie des Großvaters herrschte sicher

⁶ [erstmalig 1917 in "Nord und Süd" erschienen, wieder abgedruckt mit "Unser Christus" und "Unsere Rechenschaft", Stuttgart²1964; zit.: "Zum 55. Geburtstag"]

nicht mehr in Moses und Riecke Wertheimers Haus. Noch weniger als der hebräische Livius paßt dazu, daß der Vater, wie Brunner im "Einsiedler" schreibt, den Alten Fritz (Friedrich den Großen) als "Held und Heiligen" verehrte (S. 31). Es scheint sich dabei allerdings weniger um den Voltairianer als um den Menschenverächter einerseits und den nationalen Helden andererseits zu handeln. Aber eben auch dies und daß der Vater, wie Brunner rühmt, "stets preußischer Patriot gewesen" sei, "noch bevor Schleswig-Holstein an Preußen kam" (ebd., S. 29), entspricht nicht altjüdischer Frömmigkeit, die den weltlichen Mächten gegenüber keine andere Stellung als [die] der selbstverständlichen Unterwerfung kannte. Der Höhepunkt in der Laufbahn des Großvaters war gewesen, daß er aus Anlaß einer Heirat am Hofe vor dem dänischen König (und Herzog von Schleswig-Holstein) hatte predigen dürfen.

Trotzdem müssen wir uns das Haus von Brunners Eltern immer noch religiös und traditionell jüdisch vorstellen. Nur hört man zum Beispiel nichts von einem Widerspruch, wenn der Älteste, Ekiwa, mit 19 Jahren eine "Freie Behandlung der biblischen Geschichte" zu schreiben begann. Der Vater hat jedenfalls nicht, im Stile des Rabbi Ekiwa, das Manuskript verbrannt. Es existiert noch.

Im biblischen Alter von achtzig Jahren starb Moses Wertheimer (am 8. März 1887) als "Privatier" in Altona.

Seine Frau folgte ihm dreizehn Jahre später nach, mit 76 Jahren (nicht 79, wie Brunner im Aufsatz "Zum 55. Geburtstag" angibt). In einem Briefe von Anfang März 1900 lesen wir, daß Brunner eben aus Hamburg zurückgekehrt sei, wo der "Unfehlbare" "meine Mutter von hier weggenommen hatte. Sie war ohne großen Kampf, nach vorausgegangenen Stunden großer Seelenheiterkeit und Hoffnung, gestorben".

Tante Bott. Duckesz führt drei Töchter Rabbi Ekiwas auf: Betty Friedmann, Miriam Michel und Chana Bott. Mit dieser letzteren beschäftigt sich Brunner im "Einsiedler". Ein tiefes Erlebnis des Kindes steht dahinter. Das Bild der väterlichen Familie wäre unvollständig ohne diese Schilderung.

"Schon als ich etwa neun Jahre des Lebens hatte", berichtet Brunner, "verlor ich sogar gänzlich die Furcht vor dem furchtbarsten Hauptfeinde, vor der Tante Bott. ... Diese Tante ... hatte eine Hauptrolle gespielt in

jenen hochdramatischen Vorgängen, die für das Lebensschicksal meines Vaters und seine ganze Lebensstimmung so verhängnisvoll geworden waren. ... Nur wer die Ängste des Aberglaubens kennt, wie ich sie aus meinen Kindertagen kenne, kann sich eine Vorstellung machen von meinen Vorstellungen über diese wirkliche leibhaftige Hexe” (ebd., S. 33). “... Aber eines Tages fand ich mich ... einen Augenblick in einem Zimmer allein, einem Zimmer des ebenerdigen Erdgeschosses. ... Ein Fenster stand geöffnet, und wie ich mich herauslehne, ... kommt doch justament die Hexe vorbei. Das Herz stand mir still, ... aber sehen mußte ich sie, dicht an ihr, in Augenhöhe ... ; denn sie blieb stehen, sah mir ins Gesicht. Ohne ein Wort und ohne eine Miene zu verziehen, sah mich an ein sehr bleiches, schönes und stolzes Gesicht. Ich meine, so stolz wie Satan – oder wie mein Vater; und um die Augen hatte sie einen Zug tiefen Leidens, ganz wie mein Vater, dem sie dieses Leiden gebracht hatte. Ich glaubte, mein Vater sei es, der mich ansah. ... Jetzt ging sie, trotz ihren Jahren eine frisch stattliche Erscheinung noch, beinah so hoch von Gestalt wie mein Vater” (ebd., S. 34). “Ich wurde immer mehr geneigt, an die Unschuld der enthexten Tante Bott zu glauben ... ; und ich faßte später den Verdacht, daß meinem Vater wohl überhaupt die Erinnerung an seine Erlebnisse in allzu übertriebener Phantasie so brannte. Doch weiß ichs darüber heute anders, und auch mit der Tante Bott muß Arges gewesen sein – mein Großvater ... hatte diese Tochter verstoßen und die Bestimmung hinterlassen ... , sie dürfe sein Grab nicht betreten” (ebd., S. 35f.).

Das Ganze ist genau im Stil der heftigen aristokratischen Familienfehden.

Onkel Abraham Levy. Völlig anders klingt, was Brunner über den ältesten Bruder seiner Mutter verschiedentlich berichtet, den er offenbar liebte und in gewisser Art bewunderte. In seiner Gestalt rundet sich das Bild von den “sehr einfachen Leuten” mütterlicherseits, von diesem “Spritz Blut” der “amme-haarez” in ihm, zu deren Gunsten der gelehrte Gelehrtenfeind Brunner so Prächtiges zu sagen wußte.

Das war die “lustige Familie”, und “der 97 Jahre alt gewordene Onkel [...] war ein Original auch in Hinsicht des Unsinnmachens” (ebd., S. 26). Brunner bemerkt an dieser Stelle, daß er seiner “anderswo auch

schon Erwähnung getan“. Vielleicht in [dem] drei Jahre früher erschienenen “Unser Christus”, wo jedenfalls die Wärme, mit der Brunner von den amme-haarez – “d. i. das Landvolk”, die “Unwissenden” – spricht, und das besondere Verständnis für diesen Umgang Jesu sicher von seiner Erfahrung mit Onkel Abraham stammt.

Wahrscheinlich aber denkt Brunner hier an die Stelle im gleichzeitig erschienenen “Liebe, Ehe”-Buch⁷: “Ich hatte einen Onkel, eine ungewöhnliche und originelle Krafternatur, der ein Alter von 97 Jahren erreichte, dreimal verheiratet gewesen war, noch in seinem 94. Jahre sich der Fähigkeit zu den Werken der goldenen Aphrodite rühmte und sich zum vierten Male verheiraten wollte. ‘Mein Wohlstand ist nicht hin’, sagte er”.

Vielleicht aber weist er hier auf die schöne Stelle in “Materialismus und Idealismus”⁸ hin, der zwar erst vier Jahre später veröffentlicht wurde, als Teil des Tagebuches aber schon früher geschrieben war – und es wäre nicht das einzige Mal, daß Brunner sich auf etwas Unveröffentlichtes bezöge: “Ich kann nie vergessen, wie mir jener Mann von 92 Jahren über sein Leben gesprochen hat; ein ungebildeter Mann, nichts wissend von Philosophen noch von Dichtern, sprach er wie ein Philosoph und Dichter von seinem Leben, das er geliebt hatte – er sprach davon, als wäre ein Traum seine Braut gewesen. Wie ein Zuschauer seines Lebens sprach er, der er jetzt kaum noch war – nur noch aus weiter, beinahe ewiger Entfernung von sich selbst und auch von seiner Einsamkeit. Niemals hatte er Leben zerreißen Schmerz und eigentliches Unglück gekannt, so wenig er dies jetzt in seinen lebenssatten Jahren kannte; im Gegenteil war er ein im Dasein Besonnener gewesen, auch nichts weniger als von jenen Narren einer, die nicht Wein, Weib und Gesang geliebt hatten – Wein und Gesang erwiderten immer noch seine Liebe. Dennoch meinte er, auch im höchsten Glück immer irgendwie Einsamkeit, manchmal schauerliche Einsamkeit, empfunden zu haben; und auf seine alten Tage nun wußte er sehr klar, daß das Leben und die Welt, das große Haus der Verwandlungen, keine Heimat und Wirklichkeit bot. Dabei kannte er weder den Trost des Aberglaubens noch der Wahrheit und bedurfte keines Trostes. Er sprach, ohne zu klagen, von einer Sache, die ihn im Grunde nicht anging, aber

⁷ [“Liebe, Ehe, Mann und Weib” (1924), Stuttgart²1965; zit.: “Liebe, Ehe”]

⁸ [“Materialismus und Idealismus” (1928), Köln-Berlin²1959; zit.: “Mat. u. Id.”]

mit einem feinen Lächeln schien er seinen Worten, seinen Gedanken, seinem Selbst etwas hinzuzufügen, als wüßte er – im Grunde – das Geheimnis” (S. 29f.).

Obwohl kein Name gegeben ist, besteht kein Zweifel, daß Brunner hier seiner Mutter Bruder ein Denkmal setzt. 1911 schreibt er in seinem Brief: “Mein alter, jetzt vierundneunzigjähriger Onkel in Stockholm – nein, er ist immer noch nicht alt, trotzdem er seit vierzig Jahren schwer an Asthma leidet; aber außerdem leidet er an nichts, und wenn es nicht vor seinem Tode noch ganz anders mit ihm kommt, so scheint es, daß er das Alter überschlagen soll. Ich könnt Ihnen wahrhafte Wunder von seinen Leistungen und von seiner *gänzlich unverminderten Lebensenergie* erzählen. Der wär immer noch, wenns drauf ankäme, der kleine Napoleon, der er immer gewesen ist. Ich bewundere ihn; denn es kommt ihm alles von innen heraus. Es ist ein in seiner Art sehr originaler und humoristischer Mann. Vor einigen Wochen ... fuhr ich hinauf nach Stockholm Der alte Mann hat sich unsäglich gefreut; denn er hält große Stücke auf mich. Und nun hätt ich wirklich Lust, Ihnen etwas über den Mann zu erzählen - aber das kann ich noch besser machen: ich kann gleichzeitig dem alten Manne eine ungeheure Freude bereiten. Ich will eine Kleinigkeit schreiben, und zwar für eine jüdische Zeitschrift eingerichtet (denn er ist jüdisch durch und durch mit Begeisterung), und wenns gedruckt ist, schick ichs ihm und Ihnen.”⁹

Die kleine Geschichte, “Onkel Abraham und der Dieb”, erschien im August-Septemberheft desselben Jahres von “Ost und West”. Brunner gibt darin eine Probe von dem harmlosen und unverwüstlichen Humor des alten Mannes. Wir erfahren daraus, daß Abraham Levy Geschäftsmann war – “er hatte eine Leinengroßhandlung” – und “Stammvater einer ausgebreiteten und angesehenen Familie” und daß sein Alter und noch mehr als dies “sein Judentum und sein Schwedentum” ihm “Lust und Stolz” seien.

Aus zwei so entgegengesetzten Quellen wie diese beiden Familien floß das Lebensblut des Mannes, der sich später Constantin Brunner nannte.

⁹ [Brief an Frieda Mond, aus dem Jahre 1911]

Der Knabe Leo

Geburt. Constantin Brunners Geburtstag wurde am 28. August gefeiert. Er ist aber nach amtlicher Auskunft am 27. August 1862 in Altona geboren, “wie es sich aus der Geburtsliste für das III. Quartal von 1862 der Hochdeutschen Israelitischen Gemeinde in Altona ergibt”. (“Hochdeutsch” dürfte nach holländischem Vorgang bedeuten, daß es sich um “aschkenasische”, d. h. hier deutsche und polnische, Juden handelte.) Da Brunner am 27. August starb, erfährt man damit, daß er genau an seinem Geburtstag verschied.

Warum aber die Geburtstagsfeier um einen Tag verlegt wurde, erklärt Lotte Brunners Tagebuch unterm 27. 8. 1916 wie folgt: “Vater ist eigentlich am 27. August geboren; spät abends, doch noch vor 12 Uhr. Aber wegen des Zusammentreffens mit Goethes verlegte sein Vater schon in der Kindheit den Geburtstag auf den 28. (nur in den allerersten Jahren wurde der 27. gefeiert) und begründete dies mit der jüdischen Zeitrechnung, wonach Nachmittag und Abend zum nächsten Tage zählen.”¹⁰ – Es charakterisiert Moses Wertheimer, so das Motiv jüdischer Sitte mit dem der Verehrung für Goethe gemischt zu haben.

Name. Das Kind erhielt den Namen Leo. Es mußte aber auch – für alle religiösen Handlungen – einen hebräischen Vornamen haben; dieser lautete Arje Jehuda (Löwe Juda). Höchstwahrscheinlich zum Andenken an einen verstorbenen Verwandten dieses Namens gewählt, wie der Älteste 15 Jahre früher nach dem Großvater Ekiwa benannt worden war. Es wurde nun aber nur der weltliche Vorname eingetragen. Mir ist kein Fall bekannt, daß Brunner (auch als er noch Wertheimer hieß) seinen jüdischen Vornamen benutzt hätte – außer in der “Familienbibel”, die er bewahrte. In seinem Alter hat er in einem Brief an Ernst L. Pinner es als geteilte Loyalität getadelt, daß dieser seinen Söhnen beiderlei Namen gab.

Erste Kindheit. Constantin Brunner gibt zwei verschiedene Darstellungen von seinen Kinder- und Knabenjahren. Er will mit der Erzählung im

¹⁰ [Lotte Brunner, “Es gibt kein Ende. Die Tagebücher”, Hamburg 1970, S. 223; zit.: L. Brunner, “Tagebücher”]

“Einsiedler”, wie er selber sagt, die Einseitigkeit des Bildes korrigieren, das er “Zum 55. Geburtstag”, sieben Jahre vorher, gezeichnet hatte. Diese Tatsache deutet auch auf eine Zweiseitigkeit seiner Natur.

Von seiner frühen Kindheit wissen wir, wie erwähnt, daß er mit anderthalb Jahren schwer erkrankte. Wie er als jüngstes Kind von Vater und Mutter umhegt wurde, war auch schon angedeutet worden – vom Vater, wie gesagt, bis ins Pathologische. Für diesen war er nicht nur das Jüngste. “Das letzte, für meinen Vater das einzige Kind des Liedes war ich” (“Einsiedler”, S. 30), schreibt Constantin Brunner. Er erklärt nicht warum. Warum zählen die Schwestern nicht –, warum nicht der Älteste, der “hochbegabte” Ekiwa? Moses Wertheimer hatte anscheinend auch an seinen Kindern seine Menschenenttäuschung erlebt, und in dem stillen empfindsamen Leo aber eine andersartige, ihm verwandte Seele entdeckt, an die er sich mit der ganzen Kraft seiner Leiden und seines Liebebedürfnisses klammerte. “Mein Vater”, berichtet dieser Sohn, “litt auch niemals, daß ich etwa das Haus eines Schulfreundes betrat. Und so gewöhnte ich mich denn, allein zu spielen, besonders mein patriotisches Soldatenspiel, und ging für mich oder mit meinem guten Vater” (ebd., S. 29).

Es ist kein Wunder, daß Leo unter diesen Umständen “ein stilles und scheues Kind” war – “trotz allem Jubel in mir ... und trotz manchmal so ausschweifend lustigem Phantasieren und auch tollem Spielen, *wenn* ich mit andern Kindern spielte. Ich tat das gern, und die andern Kinder tatens gern mit mir”. Wenn Brunner fortfährt: “Ich wußte wohl auch einmal ein Vogelnest, wovon sie nicht wußten” (ebd.), so spürt man einen kleinen Knabenstolz nachwirken und wird auch an eine Aufzeichnung des 26jährigen erinnert (Anfang eines Tagebuches vom 24. Oktober 1888): “auch gefalle ich mich zuweilen darin, zu zeigen, daß ich weiß, was nur sehr wenige wissen oder was schwer zugänglich ist”, wo es sich allerdings nicht um Vogelnerster, sondern um eine Arbeit – über den Esel – handelt.

“Stoffel Rundhut”. Der Vater, der ja selber sehr unrealistisch war, verspottet mit Zärtlichkeit, aber auch schwerer Besorgnis, das reine Torentum des Kindes. Er nennt ihn “Stoffel Rundhut”, der “ewig jedem Menschen glauben” werde und hält dem “Närrchen”, das nur ein Narr werden würde, vor, es sei “Salz in der Hand, hinter den Spatzen [hergelaufen],

es ihnen auf den Schwanz zu streuen”, und habe so “auch das Gelächter der ganzen Schule erregt”, weil er geglaubt hatte, “der große und der kleine Belt, das seien zwei Hunde” (“Einsiedler”, S. 31).

Brunner beschreibt sich selber als das “blödeste” Kind, “ehrfürchtig vor *jedem* Menschen (wahrhaft überirdisch erschienen mir Geistliche und Polizisten), mit ungeheueren Vorstellungen von der Schwierigkeit des Erwachsenseins” (“Zum 55. Geburtstag”, S. 11). Er spricht von der “Bewunderung”, die “meine ganze Jugendzeit hindurch, in heiliger Dummheit, vor sämtlichen erwachsenen Menschen mich erfüllte” (“Einsiedler”, S. 36). Man versteht hier, daß Constantin Brunner von seiner eigenen Erfahrung spricht, wenn er in “Unser Christus” (S. 160) anmerkt: “Keiner glaubt so unschuldig und vertrauend an die Richtigkeit, Schönheit und Wahrhaftigkeit der Menschen, wie das Genie in seiner Jugend”, wenn er feststellt: “die besten Kinder sind die blödesten oder doch blöd *und* kühn” (ebd., S. 134).

Nun erwartet man aber eigentlich, wenn man nicht wie Moses Wertheimer einem Kind “Menschenkenntnis” einpflanzen will, normalerweise kaum andres als Unschuld und Naivität von diesem Alter und darf daher Brunner wohl glauben, daß er “nichts weniger als ein merkwürdiges Kind” war (“Einsiedler”, S. 39). Trotz der Überängstlichkeit des Vaters wurde der kleine Leo, wie wir erfahren, in einen Kindergarten geschickt, und Brunner erinnert sich “gern” seiner “Kindheitsgeliebten Adele Kopmann, des 'Frolleins' in dem Kindergarten” (ebd., S. 38).

Die Aufnahme des etwa 5jährigen im “Photoalbum” überrascht durch eine gewisse Kühnheit, die sich der kindlichen Reinheit und Zartheit des Ausdrucks paart. So “blöde” war Leo wohl gar nicht, oder eben “blöd *und* kühn”.

“Zappeln”. Der 62jährige, der von sich “viel Neigung zur Hingabe an das Komische oder auch nur seltsam Unsinnige” ”vermeldet”, erinnert sich: “Auch den Blödsinn liebte ich hoch schon in meinen Kinderjahren”. “Meine Geschwister”, erzählt er, “setzten sich des öfteren zusammen und sagten: 'Nun wollen wir zappeln', und zappelten, ohne vorgenommene bestimmte Spielunterlage – Alles wurde dazu. Sie taten das nie in Gegenwart meines Vaters, aber meine Mutter machte gern und kräftig mit” (ebd., S. 26). Ob der 15 Jahre ältere Ekiwa “mitgezappelt” hat, ist

schwer zu sagen, auf jeden Fall schrieb er als 20jähriger und wahrscheinlich im Militärdienst "Närrischkeiten" auf, die Constantin Brunner getreulich aufbewahrte. Im "Tagebuch" meint Brunner vom Kinderspiel, daß es "Geist der Poesie" besitze "auch schon ... , wo es nur zappelt und mutwillt: Poesie mit dem Körper" (S. 220).

Schweigen und Lernen. Doch war Leo sichtlich ein empfindliches und wohl auch überempfindliches Kind. Er war erst neun Jahre alt, als er den "Schrecken" des Erlebnisses mit Tante Bott hatte, "ein Mensch, so wunderbar wie alle Menschen, aber ein besonderer Mensch, ein unglücklicher; dessen Seelenzustand ich in mir zu reproduzieren begann. Man fand mich in heftigem, unstillbarem Schluchzen, niemand erfuhr, weswegen" ("Einsiedler", S. 34). Auch das ist charakteristischer Brunner. Er hatte die "Hexe" unbedingt geglaubt, und nun diese typische heftige Reaktion. Und bezeichnend ist des Kindes Schweigen. Wie sollte auch das Kind sich hier erklären können.

Brunner fährt fort: "Dieser Tag war einer der bedeutendsten in meiner Kindheit und schaffte, daß ich nicht blieb, wie ich gewesen war ... , erschütterte in mir den Glauben an die Unfehlbarkeit meines Vaters Überhaupt, so unsagbar viel ich von meinem Vater gelernt habe: seine Erziehung hat mich kaum gezogen, für das Leben lernte ich nichts" (ebd., S. 35).

Was er aber doch von ihm lernte, war "durch Umgang mit ihm; er verstand auch gar fein, auf Spaziergängen methodisch mich zu belehren, ohne den Genuß der Freiheit und der Natur zu beeinträchtigen. ... Am meisten aber vielleicht für das tiefere Lernen gewann ich - wie ganz gewiß allgemein die Kinder - durch das gar nicht in der Absicht des Lehrens Mitgeteilte und durch Solches, dessen mir dunkler Sinn im Augenblick nicht erklärt wurde (ich fragte nicht viel, wenigstens nicht mit Worten) ... ; ich lernte ... ferner durch eine ungewohnte Betonung oder Pause in der Rede" (ebd., S. 31f.).

Man fühlt sich etwas an das erinnert, was der Greis darüber sagt, daß er der Sokratischen Methode die Pythagoräische des Schweigens und Lernens vorziehe ("Tagebuch", S. 349), und was vielleicht eher aus Anlage als aus den dort gegebenen Gründen erklärt wird. (Oder führt Platons Methode nicht auch in die Tiefe?).

Hinzufügen möchte ich noch, daß Brunner mir sagte, sein Vater habe ihn auf Spaziergängen Hebräisch gelehrt. Und er schien das Erlernen dieser Sprache für so leicht zu halten, daß er etwas enttäuscht war, als ich auf seine Frage gestand, es darin nicht allzu weit gebracht zu haben. (Vielleicht auch erwartete er mehr “Jüdischkeit” von mir.)

Wie sein Vater und sein Bruder, hatte Leo wohl eine Gabe für Sprachen (vielleicht gehört auch Brunners starkes etymologisches Interesse hierher, das sich in den vielen Worterklärungen ausdrückt, mit denen er seine philosophischen Gedanken zu illustrieren liebt). So war er im Gymnasium natürlich ein ausgezeichneter Lateiner und Grieche. Er wurde dabei von einem ungewöhnlichen Gedächtnis unterstützt – “vielbewundert” nennt es Brunner einmal selber, und sein Bruder soll bei einer Gelegenheit so darüber erstaunt sein, daß ihm die Tabakspfeife aus dem Mund fiel.

Kinderdichten. Daß Leo aber das Skandieren so liebte und meisterte, hat wohl auch mit seinem Sinn für Vers und Reim zu tun. Brunner berichtet, “daß ich *von ganz früher Zeit an* gedichtet, d. h. gereimt habe. Meines Behalts begann das schon gleich mit meinem Abecedieren” (“Einsiedler”, S. 39). Wenn Brunner auch hier abwehrend bemerkt, daß er sich deswegen für keinen Dichter halte, so hat er doch offenbar eine natürliche Neigung für Versifizieren und Reimen gehabt. Die Sprüche und Lehrgedichte im “Tagebuch” und seiner Fortsetzung stammen aus später Zeit und zeugen von Brunners Bedürfnis für diese Form des Ausdrucks.

Von seinem “Kinderdichten” berichtet Constantin Brunner mit leichter Selbstverspottung, daß es “gänzlich ungefährlich” war; “kaum der Vater (der übrigens von der Poesie nichts wissen wollte und die Prosa sehr schön fand, weil keine Reime darin vorkamen) nahm Notiz davon wie keine, und nur mein Freund, der sanfte Krankenwärter Schröder, hielt mich für ein Genie. Er war auch sonst voller Schätzung für meine Begabung und Gelehrsamkeit, weil ich, ein Junge aus der Sexta damals” (also wohl 10 Jahre alt) “*crambe* deklinieren konnte. Er hatte zwar auch Latein gelernt, ungefähr so viel wie ich damals, aber *crambe* hatte er nicht gehabt. Noch mehr als *crambe* bewunderte er aber meine Poesien. Seinen höchsten Beifall hatte – wie ich heute glauben muß, nicht aus künstlerischen Gründen – eine Schöpfung, worin Sonne und Mond als immer hintereinander herrnende Ehegatten vorgestellt waren; daß sie sich niemals kriegten,

erschien ... beneidenswert dem Manne, der ... mit der Frau, die er gekriegt hatte, sich übel daran befand” (ebd., S. 39f.). – Für einen Zehnjährigen ist das Thema des Gedichtes etwas ausgefallen. Aber obwohl kein Wunderkind, war Leo auch sonst etwas “ausgefallen”.

“Heiligung” und “Träume”. Wir haben bereits erwähnt, wie Riecke Wertheimer in höchster Angst um das erkrankte Kind Gott gelobte, es sollte “Geistlicher”, d. h. Rabbiner, werden. Brunner führte es auf “die oft angehörte, sehr lebendige Erzählung” (“Zum 55. Geburtstag”, S. 20) seiner Mutter von diesem ihrem Gelübde zurück, daß er sich, “soweit ich meine Kindertage zurückdenken kann”, “dem Einen Gott” gehörig betrachtete (ebd.).

Da ist einfach die Bibel, wieder in die Szene gesetzt: wie Simson und Samuel war er von seiner Mutter Gott geweiht. Es fehlt nur noch, daß kein Schermesser auf sein Haupt kommen durfte. In der Bibel lebte das Kind und – im orthodoxen Judentum. Er nahm es in jungen Jahren “ungewöhnlich ernst mit der Religion ... , bis zur letzten, äußerlichsten Zeremonie; bis zu den störendsten und quälendsten Übungen, für deren lächerlichste ich mich hätte schlachten lassen” (ebd., S. 19).

Hier spielen sichtlich die Geschichten von den jüdischen Märtyrern, die sich lieber “schlachten ließen” als “Unreines” essen, in des Kindes Phantasie.¹¹ Brunner erzählt, daß er seine “ganze Jugendzeit im Träumen” hinging “und in einer stillen inneren Heiligung Ich wußte, es gab unfromme und gottlose Menschen. Ich aber würde dereinst so reden, daß sie alle umkehren müßten” (ebd., S. 10) – offenbar wie ein biblischer Bußprediger und Prophet.

Und wie der Knabe Joseph hatte er Träume. Er “war noch nicht dreizehn Jahre”, als er einen Wachtraum, eine “Ekstase”, erlebte: “in der Hauptkirche meiner Vaterstadt Altona”. Er bemerkt über die Kirche: “Sie war mir den ganzen Tag vor Augen, denn wir wohnten am Kirchenplatz. ... Als Kind zeichnete ich immerwährend Schiffe ... und meine Kirche mit dem Turm ... , so freundlich kupfergrün und obendrauf die Pracht der

¹¹ Aber “schlachten” – war das nicht übertrieben? Nur, wer wie ich, als Kind alle Vorschriften eifervoll bis ins kleinste zu erfüllen suchte, wird Brunner verstehen. Allerdings erinnere ich mich meines Vaters nicht unbegründeten Unbehagens dabei: etwas Laxheit, natürlichere Mäßigung schien ihm bessere Gewähr für die Zukunft.

goldenen Kugel und Fahne, wie Sterne des Tages in der blauen Himmelspracht." Es scheint nun, daß Leo, sicher auf eigene Faust, gelegentlich da dem Gottesdienst beiwohnte. "In dieser Kirche also saß ich Ein näselnder Prediger sprach, die Gemeinde war stumpf und schläfrig, über mich aber kam es wunderbar; da alles sich verwandelte Auf der Kanzel stand ich und predigte der Gemeinde, die in trunkener Begeisterung sich erhoben hatte und größer und größer anwuchs – die Mauern der Kirche rückten weiter, immer weiter hinaus – unabsehbar stand die Menschenmasse in der unabsehbaren Kirche ... – es waren alle Menschen der Welt, kein einziger Mensch fehlte. Über ihnen allen war Feuer, das aus meinem Munde ging, und dieses Feuer war Gott" (ebd.).

Es ist dies wieder ein von der Bibel eingegebenes Bild. Etwas daran – wohl auch die immer weiter hinausrückenden Mauern – erinnert einen an die Vision gegen Ende des Monologes des Charakters in Brunners letztem Werk – wo aber dem sterbenden Denker nicht, wie hier dem Knaben, eine begeisterte Menschheit erscheint, sondern all die dahingegangenen Geschlechter mit ihren Grabkreuzen in den unendlichen Raum hineintaumeln und ein gellendes Riesengelächter erschallt. – Anders zieht man aus und anders beendet man die Reise ...

Die Erzählung von der "Ekstase" des Knaben aber schließt unerwartet mit diesem bemerkenswerten Satz: "Die Liebe war so unaushaltbar süß und furchtbar, daß ich wie starb; bis mein Herz im Weinen sich löste" (ebd.). Es symbolisiert sich hier die beginnende Pubertät in jedem Wort. Etwas von – man möchte sagen – mystisch erotischen Bemerkungen fällt einem allerdings auch bei späteren und späten Äußerungen Brunners auf.

Der Knabe besuchte später oft und gern das Theater. "Und ganz ähnlich", schreibt Brunner, "wiederholte sich's einige Jahre später im Theater, wo ich plötzlich auf der Bühne stand, gewaltig redend, und abermals die Zuschauer zur ganzen Menschheit wurden, Eines mit Gott" (ebd.). Als Redner und göttlichen Propheten träumt sich der Jüngling.

Aber er hatte, wohl bemerkt, nicht geschlafen; er hatte als 12-, oder 13jähriger in der Kirche wie als 15-, oder 16jähriger im Theater wach gesessen. Die "Kindheitsträume" sind eigentlich Halluzinationen. Er hatte sozusagen zwei Wirklichkeiten gelebt – man muß hier unwillkürlich an die Erscheinungen bei Schizophrenie denken, aber ...

Brunner sagt in einer späteren Aufzeichnung: “Trotzdem gerade geniale Naturen wohl auch die menschlichen Leidenschaften noch leidenschaftlicher empfinden ... , sogar bis hinein in das 'Abnormale' – : es macht sie nicht krank” (“Christus”, S. 155). Zweifellos denkt er dabei auch an sich selber . Nun beruht ja, wie alles Pathologische, auch das gespaltene Bewußtsein auf etwas schon im Gesunden Angelegtes, und etwas davon ist besonders im Kind mit seiner ungehemmt spielenden Phantasie. Immerhin geht das bei Leo weit – bis in die Halluzination.

Und die halluzinierte war offenbar die Kompensation für seine prosaische, von Minderwertigkeits- und Schuldgefühlen beherrschte kleine Welt. Brunner stellt das selber dar: “Mein Traum war mein eigentliches Etwas ... , mein Leben hingegen war das Nichts, welches ich träumte als Lust und Schmerz, oft mit deutlichem Bewußtsein des Träumers”. (“Zum 55. Geburtstag”, S. 13).

Es liegt nahe, daß Brunner selbst die Tatsache, daß “ich niemals, soweit ich zurückdenken kann, an meine dingliche Existenz *geglaubt*” habe, auf den “Hauptgedanken des Denkens” (von der Relativität der Existenz) zurückführt, der “wenigstens gefühlt und unsichtbar” ihm “der Grund des Bewußtseins” gewesen sei (ebd., S. 14). – Man darf nur darin keine Erklärung der Halluzination suchen.

Gegenüber dem Traum des Lebens aber war ihm die Wirklichkeit seine “geistige Berufung für die Menschheit. Sie war selbstverständlich, ebenso wie über sie zu schweigen“ (ebd., S. 13). Natürlich, man schweigt und vermischt die beiden Welten nicht – und braucht den Widerspruch nicht zu bemerken. “Und gar nicht störte mich”, schreibt Brunner, “weder das ... Bewußtsein der gänzlichen Aussichtslosigkeit zu irgendwelcher Leistung noch die Enge und Prosa meiner Umstände und meines Lebensganges” (ebd.).

Gerade um diese Zeit war, wie erwähnt, die Familie verarmt. Leo mußte mit seinen Eltern in einem Zimmer schlafen, auf einem Sofa, von dem er oft hinunterfiel. Er mußte sich im Hof an der Pumpe waschen – auch im Winter, wenn die Eiszapfen an ihr herunterhingen. Das alles bemerkte er gleichsam nicht, eingehüllt in dem Traum von Größe, seiner “wirklichen” Welt.

Schlemihl. Constantin Brunner verteidigt Leo. “Findet man dennoch mein

beständiges Träumen von so goldenen Dingen einer ganz ungemeinen Wirksamkeit bedenklich und hochfahrend, so soll man doch wissen, daß daran das Gegenteil gehängt war. ... Ich bin das anspruchsloseste, schüchternste ... Kind gewesen, ... überzeugt in einem Lebensvorgefühl von meiner Unfähigkeit zu allem und jeglichem” (ebd., S. 11) – aber noch mehr und ins Extrem: “Ja, ich hielt mich im wörtlichen Sinne für unwürdig der menschlichen Gesellschaft”! Das geht weit über “Anspruchslosigkeit” hinaus! Warum diese Selbstverurteilung? Wo Freud im “Unbehagen in der Kultur” von der “Glückseinbuße durch die Erhöhung des Schuldgefühls” spricht, geißelt er, etwas unvermittelt, in einer Fußnote einen gewissen “Mißbrauch der ethischen Forderungen” in der Erziehung; man lasse “den Jugendlichen glauben, daß alle andern die ethischen Vorschriften erfüllen”. Leo, tief durchdrungen von diesem Glauben, mußte notwendig zu dem Schluß kommen, daß er “unwürdig” war. Das war ein ausgesprochenes Schuldgefühl und schrie nach Buße. “Lob und Auszeichnung *merkte ich nicht*”, erzählt Brunner als Beweis für Leos Bescheidenheit (“Zum 55. Geburtstag”, S. 11). Er belegt damit eher dessen Drang nach Selbstbestrafung. Damit stimmt überein, daß Leo hingegen “aufs äußerste empfindlich” gegen Tadel war – und nun gar der bemerkenswerte Nachsatz: “bei dem ich aber zu dem Schmerz, die Wollust der Wahrheit kostete” (ebd., S. 12)! Das schmeckt nach masochistischer “Wonne des Leides”.

Sehr charakteristisch ist das Beispiel aus der Schule: “Ich hatte einen vortrefflichen Lehrer (Dr. Breuning), dessen Liebling ich war, den ich in seiner Wohnung besuchte und auf Spaziergängen begleitete und der einmal in der Schulklasse zu mir sagte: Ja, Du mit deiner schwarzen Seele! Ich hätte, schon aus der Gelegenheit und den Umständen, wissen müssen, daß er das Gegenteil meinte, aber 'die schwarze Seele' hat mich Jahre lang Tag und Nacht gequält” (ebd.). Brunner setzt hinzu: “Und ich will nur bekennen, daß ich noch jetzt manchmal aus dem Schlaf aufschrecke mit dem Wort von der schwarzen Seele”!¹² Tatsächlich scheint etwas von diesem Schuldgefühl noch beim späten Brunner anzuklingen,

¹² Von einem Angsttraum berichtet er auch in seinem letzten Werk: “Ich hatte einst einen fürchterlichen Traum, worin der Menschheit von dem erzürnten Gott die Zunge herausgerissen und ihr auf die Stirn genagelt wurde” [“Unser Charakter oder Ich bin der Richtige!” (1932), Stuttgart ²1964; zit.: “Unser Charakter”], S. 195

zum Beispiel, wenn auch in erhobener Form, im Schlußkapitel des “Entlarvten Menschen” (S. 259): “Aber es gibt nichts anderes als das Reisen und die ineinander verbissenen Reisenden, das überkommt mich schrecklich, als wäre es von mir, als hätte ich es angerichtet”! Die Selbstkasteiung drückt sich auch darin aus, daß der Knabe sich niemals verteidigte: “auch mit einem irrigem Vorwurf hatte man recht”.

Und als sein Vater einmal Chamissos “Schlemihl” las, hätte er sich “verkriechen” mögen. “Schlemihl – das war das fürchterlichste der Wörter, obwohl man es nur selten zu mir sagte” (“Zum 55. Geburtstag”, S. 11). Leo fühlte offenbar, wie sehr man “recht hatte”, ihn als geborenes Ungeschick wie als schwarze Seele zu betrachten.

Daß all dies zur Entwicklungsgeschichte des Genies hinzugehören kann, ist ja am schönsten in Andersens Märchen vom “Häßlichen Entelein” dargestellt – samt den kompensatorischen Träumen.

Papiersoldaten. “Der Mensch, und also auch das Kind, verträgt in sich Einem gar Vieles nebeneinander”, sagt Brunner richtig (ebd., S. 12). Die Halluzinationen von Größe und das Gefühl der Kleinheit und Schuld gehören zusammen. Aber dem Knaben lag, wie Brunner scherzend bemerkt, “noch obendrein eine bedeutende weltliche Tätigkeit ob, die viel Zeit erforderte: ich habe Armeen kommandiert und die größten Schlachten der Weltgeschichte geschlagen – mit Papiersoldaten und einer Erbsenkannonne” (ebd.).

Über dieses “patriotische” Kinderspiel verbreitet sich Brunner im “Judenhaß und die Juden”¹³, wo er mit den Antisemiten plädiert, und er zitiert die Stelle ausführlich wieder im “Einsiedler” als Argument gegen die Völkischen und Mörder Rathenaus, als Beweis dafür, daß “die jüdischen Deutschen deutsch und nichts als deutsch” seien: “*Meine* Kindheit – ein jeder kann hier am besten von sich selber reden – meine Kindheit kannte nur einen Helden” (S. 86). “Wie hab ich seine [‘meines Friedrich’] Schlachten geschlagen und die Feinde gefegt – meine Papiersoldaten, die haben mein Preußen belebt und es groß gemacht”, liest man etwas verdutzt, “und Preußen hat Deutschland zu Deutschland gemacht”. Er fährt fort: “Ich war während des Krieges von 1870/71 Kind im ersten Heldenalter, das Herz voll Riesentaten, und so hab ich denn auch alle

¹³ [“Der Judenhaß und die Juden” (1918), Berlin³1919; zit.: “Judenhaß”]

die Schlachten von 70 mit meinen Papiersoldaten geschlagen; wobei der eigentliche Held und Sieger immer der alte Fritz gewesen. ... Der alte Fritz bin ich geblieben wohl bis in mein zwölftes Jahr ... , [während] die [Soldaten] mich durch meine täglichen Schlachten und Siegestaumel in beständiger patriotischer 'Erregung' hielten. 'Solcherart finde ich mich von jung an ... durchtränkt von begeisterter Gesinnung für das Vaterland'" (ebd., S. 86f.).

Der jüdische Aspekt. Daß der Enkel Rabbi Ekiwas und Sohn Moses Wertheimers, der sich als Prediger und Prophet träumte und "dem Einen Gott gehörte", gleichzeitig eifrig Papiersoldaten in die Schlacht führte, kann man dem Kind gut glauben. Aus Brunners Tendenz, damit sein Deutschtum zu erweisen, erklärt sich aber wohl, daß auch sonst in seiner Schilderung der *jüdische Aspekt* fehlt. Er sagt statt Rabbiner lieber Geistlicher, erzählt nicht vom hebräischen Unterricht durch seinen Vater, nimmt seinem Hinweis auf seine rigorose Frömmigkeit die besondere Farbe dadurch, daß er statt Judentum Religion nur sagt; er beschreibt wohl Altonas Kirche, aber bringt kein Wort von der Synagoge, die er sicherlich regelmäßig besuchte; wohl von der Schule hören wir, aber nichts von der jüdischen Religionsstunde und den Religionslehrern und nicht einmal von seiner Barmizwah. Zweifellos hat da der dreizehnjährige Konfirmand die Vorlesung des fälligen Thoraabschnittes und wahrscheinlich auch die aus den Propheten einstudiert und dann vor der Gemeinde im "Trop" rezitiert, was ihm sicher so unvergeßlich geblieben sein wird wie seine Papiersoldaten.

Wenn Brunner später sogar das "*Gefühl der Abstammungsgemeinschaft*" leugnet und es als "*sensitives Gedächtnis der verlorenen Religion*" zu erklären sucht, beschreibt er wohl seinen eignen Fall, wenn er fortfährt: "besonders wo noch das Kindesleben in dieser gewurzelt hat und das Herz nun zurückdenkt an alle damit verknüpfte Herzlichkeit und an die verschiedenartig charakterisierten Festtage, die dem Jahre eine so wundersam märchenhafte Buntheit verliehen".¹⁴

Teufelsbeschwörung. Sehr bezeichnend für den phantastischen und naiv

¹⁴ ["Von den Pflichten der Juden und von den Pflichten des Staates", Berlin 1930, S. 133; zit.: "Von den Pflichten"]

gläubigen Knaben ist die "Beschwörung des Teufels, die ich allen Ernstes unter entsetzlichen Ängsten nach der Formel des alten Faustbuches vorgenommen" ("Einsiedler", S. 38). Brunner setzt in Klammern scherzhaft erläuternd hinzu: "Es geschah dies aber nicht in der Absicht, einen Pakt mit dem Teufel zu schließen ... , sondern lediglich, um wenigstens den einen der beiden großen Herren aus der Geisterwelt, *der sich beschwören ließ*, näher kennenzulernen" (ebd.). Leos Mißerfolg hatte eine manchen vielleicht unerwartete, aber kinderpsychologisch wohlbegründete Nebenwirkung: "Und als dieser eine nicht kam, ... gab dies immerhin meinem allerfestesten Glauben an jenen andern den ersten stärkeren Stoß" (ebd., S, 39).

Erstes Lichtzeichen. Über sein erstes Philosophieren berichtet Brunner mit großer Wärme. Das Gefühl von der Relativität der Existenz, erinnert er sich, war stark "schon in Kindertagen während der Unterhaltungen mit meinem Freunde, dem Schuster Knoop, unten im Schusterkeller in der Grünen Straße. ... Der liebe Philosoph Knoop bedeutete eigentlich das erste Lichtzeichen auf meinem Wege. Der Philosoph Knoop war ein kleiner finster freundlicher Mann, der aus breitem, schlohbleichem Gesicht so eigenartig sprach Was für ein Philosoph er gewesen ... , das kann ich heute nicht mehr sagen: auf jeden Fall ... , *wovon seine Rede begann, sie erhob sich stets in das Allgemeine und Begeisternde*" ("Zum 55. Geburtstag", S. 15). Man muß hier daran erinnern, daß Constantin Brunner zum Beispiel an Christus rühmt, daß er sich immer ins Allgemeine erhebe, und daß er sich selber vornahm, diesem Muster zu folgen. So bedeutet die Bemerkung über Knoops Rede keine kleine Einschätzung. Brunner fährt in seiner Erzählung fort: "Wenn er nun so sprach, hielt er oft inne mit Hämmern ... und reckte den Kopf vor wie zum Anrennen damit, und dann kamen die Worte so weich, als kämen sie nicht aus dem Munde, nur durch den Mund, und heraufgebracht in Verschleierungen, mystisch schwer und fanatisch; daß man erschrak, erstaunte und, gebannt, nur immer mehr hören wollte" (ebd.). "Man" ist natürlich der Knabe Leo. Für ihn war Knoop "der einzige Erwachsene, der so und solches sprechen konnte, mit einem Wort: der einzige, der philosophierte; ... als ich noch nicht wußte, daß wir philosophierten; und er wußte es auch nicht" (ebd.). Constantin Brunner setzt satirisch hinzu: "So wie ihm habe ich später

keinem Philosophieprofessor zugehört”, und umgekehrt: “kein Philosophieprofessor hat” – “bis jetzt”; schrieb Brunner optimistisch ein – “mir zugehört wie damals der Schuster Knoop” (ebd.). Obwohl sie beide “keineswegs immer die Philosophie über denselben Leisten schlugen”, hatten sie sich “lieb mit Freuden in sonderlicher Freundschaft”, erinnert sich Brunner mit charakteristischer Zärtlichkeit. “Der Flickschuster Knoop”, sagt er, “war der einzige Mensch” (soll wohl heißen Erwachsene), “der mir nicht in solcher Entfernung erschien wie die andern alle und dem ich mich manchmal fast ebenbürtig hielt, so daß vor ihm ich Mut fühlte, aus eigener Kraft und Freiheit zu flattern und eine abweichende Meinung gegen ihn zu bestehen. Unvergeßliche Stunden, aufregend und beglückseligend, lebte ich in der Schusterstube ... vor der Schusterkugel” (ebd.). “Ich habe später bei Platons genialem Mythos von der Höhle und den Schatten ... immer an den Kindesblick” durchs Kellerfenster “auf diese vorüberziehenden Beine und Füße denken müssen” – so beschließt Brunner seine Erinnerung an sein erstes Philosophieren im Schusterkeller, das erste Signal auf seinem Wege (ebd., S. 16).

Autobiographie eines Pferdes. Der “Hauptgedanke” der Relativität liegt auch, obwohl unformuliert, dem Aufsatz zugrunde, von dem Brunner ausführlich berichtet und “der von meinem geliebten Lehrer Breuning der Klasse vorgelesen wurde, trotzdem er uns beinah die ganze Stunde wegnahm; so lang war er” (“Einsiedler”, S. 40).

Die Wahl des Themas war für die Ferienaufgabe freigestellt worden. Wie Leo an das Schreiben des Aufsatzes herantrat, ist bezeichnend genug. Er ging am letzten Schultage “in der erhöhten Stimmung einer gewissen und doch natürlich noch ganz unbestimmten Schaffensfreudigkeit nach Haus” (ebd., S. 41) – der Schriftsteller im Stadium der vagen Konzeption. Vater erzählt beim Mittagessen von der Krönung des neuen Sultans. “Ich sah den Sultan in der Mitte reiten auf dem stolzesten Pferde. Da durchschob es mich ... ” “Es war schon lange her, da hatte mir Brekwolt von seinem Pferd erzählt und gesagt: 'Tjä ... so'n Peerd, dat kiek den Minschen an, un for dat Peerd Büht de Minsch söben Mol grötter ut, as häi ist!' Das gab eine Erschütterung, das arbeitete in mir. Auch fing ich nun an, häufig über das Sehen zu denken und über die merkwürdige Stelle meiner Haut, womit ich alle Dinge der Welt 'sehen' könnte” (ebd.)

– eine Formulierung, die zum Denken herausfordert und vielleicht tatsächlich schon dem Kind gehört. “Gar zu gern hätte ich einmal alles so gesehen, wie das Pferd es sah.” Und jetzt blitzte es, jetzt verstand Leo “auf einmal ganz licht: für das Pferd, für jedes andre Tier sieht die Welt anders aus, *ist* die Welt anders als für den Menschen. ... Und auf der Stelle wußte ich nun meinen Aufsatz” (ebd.). Er schrieb die “Selbstbiographie eines Pferdes”.

Manches von dem, was Brunner davon erzählt, könnte vielleicht mit Tolstois “Mushik I.” in eine – entfernte – Parallele gestellt werden. “Aber die Hauptsache war, das Pferd alles pferdemöglichst denken und sprechen zu lassen” (ebd., S. 40). So ließ er sein Pferd “die menschlichen Einrichtungen und Gewohnheiten beschreiben *ohne jegliches Verständnis*”, zum Beispiel die Schlacht als das “lärmendste Freudenfest der Menschen”, bei dem große und kleine Bälle herüber- und hinüberfliegen. “Wem es gelungen sei, einen Ball zu greifen ... , mache einen lustigen Luftsprung und werfe sich dann zu Boden, ihn ... zu bergen” (ebd., S. 41). Während Tolstoi natürlich eine Beleuchtung menschlicher Zustände im Auge hat – wie schon der Titel sagt, des Leibeigenen – ist der Knabe Leo vorerst auf das “Wunder” aus , daß die Menschenwelt dem “Pferdeverstand” anders erscheint.

Erwähnt wird allerdings auch der “Fluch der Jahre” und der “Undank der Menschen”, wodurch das Roß des Sultans “immer weiter herunter bis auf diesen niedrigsten Stand des gequälten alten Karrengauls” kommt (ebd., S. 40). Und sehr bezeichnend ist, was Constantin Brunner hinzusetzt: “In jenen Tagen bewunderte ich das Pferd ebenso hoch, wenn nicht höher als die erwachsenen Menschen und liebte es oder bildete mir doch ein, es zu lieben, wie ich Menschen liebte. Zugleich aber auch war mir, als klagte jedes Pferd mich an” (ebd., S. 41).

Es wirft ein interessantes *psychologisches Seitenlicht* auf die Bewunderung, die den Knaben in scheuer Distanz für die Erwachsenen alle erfüllte, und besonders für Geistliche und Polizisten, wenn man hier dasselbe Gefühl für die Pferde eingestanden liest. Und so sehr das Aufdämmern des Erkenntnisproblems von der Relativität in dem Schulaufsatz für den zukünftigen Philosophen bedeutend ist, ebenso charakteristisch ist für die Persönlichkeit Brunners, des Propheten und Forderers, dieses Gefühl des Kindes von der Anklage, der Schuld und der “Liebe” zum Pferd

und zum Menschen.

Verhältnis zur Schule. Man findet in Brunners Büchern heftige Angriffe auf den “deutschen Oberlehrer”, den “germanistisch gebildeten Schulmeistertyrannen”, dem die Schuld am Weltkrieg (vgl. “Judenhaß”), an Hitler (vgl. “Der entlarvte Mensch”) zugeschoben wird und der ohne nur eine gelegentliche Ahnung des Geistigen selbst in der Geschlechtsliebe ist (vgl. “Christus”). Sollten hinter einer solchen Zwangsidee nicht irgendwelche Schulerfahrungen vermutet werden? Und doch weist nichts darauf hin.

Man gewinnt aus der Erzählung von dem Schulaufsatz bei dem “geliebten” Ordinarius den entschiedenen Eindruck, daß allgemein des Knaben Verhältnis zur Schule positiv war. Er war offenbar von Eifer und Interesse beseelt und erntete auch gebührende Anerkennung.

Nun äußert sich Brunner aber später überraschend ablehnend gerade zum Schulaufsatz: “In meiner Schule gibt es solchen unnatürlichen Blödsinn wie den Aufsatz natürlich nicht”. Er fährt aber fort: “Sollte wirklich einer in einer Klasse von vierzig Schülern schreiben können, so würde ich mich extra mit ihm beschäftigen” (Lotte Brunners Tagebuch [Manuskript], 13. 1. 1932). Und dieser eine war wohl Leo, und Dr. Breuning beschäftigte sich offenbar “extra” mit ihm.

Pubertät. Unterm 24. 8. 1913 berichtet Lotte, daß Brunner in einem “Gespräch über Erziehung” unter anderem forderte: “Das Geistige muß bis zur Pubertät genau so ausgeschlossen bleiben wie das Analogische” (L. Brunner, “Tagebücher”, S. 94). Mit dem letzteren meint Brunner den Aberglauben, dessen “Ängste”, wie zitiert, er aus seinen “Kindheitstagen” kannte. Er opponiert hier offenbar einem frühen Religionsunterricht. Mit dem “Geistigen” aber sind hier vor allem die Meisterwerke der Literatur gemeint, die in den Schulen zu früh gebracht werden, und vielen werden so die Klassiker fürs Leben verleidet. Was uns hier aber besonders interessiert, ist die Bezugnahme auf die Pubertät dabei: “Hat man so das Kind ernährt lediglich mit Dingen der Relativität, ist sein Denken und Wesen rein geblieben ... , dann kann der Erzieher bei dem gut beanlagten Kinde die Freude erleben, es in der Zeit der Pubertät dem Schönen entgegenwachsen zu sehn. ... Und es hat nun zu tun, den neuen, seinen

wahren Lebensinhalt zu ergreifen ... , so ist es damit zugleich der Gefahr der bedenklichsten Lebensjahre aufs Beste enthoben. Das erste Beginnen geschlechtlicher Liebe wird behütet und veredelt und mit geistigem Inhalt gefüllt sein” (ebd.). – Vielleicht dürfen wir uns so, vom Geiste behütet (und von goldenen Träumen wohl auch noch), den sechzehn- und siebzehnjährigen Jüngling vorstellen, der aus dem naiven, phantasierenden, hoch empfindsamen Knaben emporwuchs zu “seinem wahren Lebensinhalt”, wie Brunner möglicherweise aus eigener Erfahrung beschreibt.

Aus einer Äußerung im “Entlarvten Menschen” könnte man darauf schließen, daß der Werdende gewisse psychische Störungen zu überwinden hatte. “Amnesie”, sagt da Brunner, kommt, “nach meiner Erfahrung, auch bei übrigens geistig sehr fest Gesunden und von fein 'nervöser' Konstitution vor ... , besonders in oder kurz vor den Entwicklungsjahren” (S. 117). – Mit der Beschreibung “geistig sehr fest gesund” und “fein nervös” mag Brunner sehr wohl sich selber meinen. Der Träumer mit dem Doppelleben der Seele erfuhr vielleicht selbst jene “Amnesie”, wie sie getroffen wird – nach Dämmerzuständen.

Eine Prophezeiung. Das war auch die Zeit, als zum ersten Mal jemandem seine philosophische Anlage auffiel. In einem erhaltenen Brief (vom 9. 12. 1878) des 31jährigen Ekiwa an seinen 16jährigen Bruder spricht Ekiwa die Vermutung aus, daß Leo sich bei Abfassung seines Schreibens an ihn gewisser Lesefrüchte bedient habe, und setzt dann hinzu: falls aber die geäußerten Gedanken aus Leos eigenem Kopf stammen, so prophezeihe er ihm eine philosophische Laufbahn, und er verspricht dem Bruder, für ihn zu tun, was für sich selber zu tun er leider verhindert gewesen. Ein früher Tod machte ihm wohl unmöglich, sein Versprechen zu halten.

Das Photo im mehrfach erwähnten Album, das wohl den siebzehnjährigen Abiturienten zeigt – als einen ansprechenden Jüngling – überrascht wieder durch ein gewisses naives Selbstbewußtsein in der Haltung. Man hat das Gemisch von Zartheit und, ich möchte fast sagen, Aggressivität, auch in späteren Bildern Constantin Brunners. Der Knabe bereitet auf den Mann vor.

Köln. Sich für einen Beruf zu entscheiden schien kein Problem in Leos Fall. Er sollte Rabbiner werden. Die Schwierigkeit lag nur in der Frage, woher die Mittel zum Studium kommen sollten. Die Eltern waren arm, der Vater bereits 72 oder 73 Jahre alt. Man mußte eine Freistelle mit Verpflegung für Leo zu finden suchen. Gute Empfehlungen hatte er. Wir lesen darüber etwas in Brunners letztem Werk ("Charakter") an der Stelle, wo er von seiner Zufriedenheit "in früheren Jahren" mit sich selber spricht: "Obendrein war ich verwöhnt durch die von Kindheit auf um mich gehende Sage von meinem guten Charakter; noch in meinen Jünglingsjahren erfuhr ich in dieser Hinsicht von seiten eines ausgezeichneten Schulmannes eine amtlich gegebene ungewöhnliche Belobigung" (S. 131). Es liegt nahe, hier an die offizielle Empfehlung des Abiturienten durch den Direktor des Altonaer Gymnasiums zu denken; vielleicht auch durch seinen bereits erwähnten "Ordinarius" Dr. Breuning. Daß Brunner mit dem "ausgezeichneten Schulmann" Dr. Loeb meinte, der von 1873 bis 1892 Altonaer Rabbiner war, ist unwahrscheinlich, obwohl dieser sicher sein Religionslehrer gewesen ist. Natürlich war dessen Empfehlung im gegebenen Falle besonders wichtig und wurde dem Enkel seines Vorgängers im Amt sicher besonders gern gegeben. Es gelang auf diese Weise, Leo eine volle Freistelle zu erwirken – aber nicht an einem Rabbinerseminar. Das Institut in Köln war ein Lehrerseminar. Es war im Jahre 1876 von Düsseldorf nach Köln verlegt worden. Sein Direktor war der Rabbiner der orthodoxen Gemeinde, Dr. Plato, der 1902 starb. (Ozar Yisrael, vol. I, IX, Berlin – Wien).

Die Anstalt war streng orthodox, Leo war selber strenggläubig, und zwar, wie es scheint, in einer naiven, direkten, "chassidischen" Art. Es wird erzählt, daß er an einem Feiertag den Vorbeter zu vertreten hatte und so tief durchdrungen war von dem gewaltigen Ernste seines Amtes als "Bote der Gemeinde" vor Gott, daß er sich in heiligem Eifer vollständig verausgabte und – zusammenbrach.

Was Leo in diesem orthodoxen Seminar studierte, kann man sich vorstellen. Vor allem Talmud. Vermutlich war er darin bereits durch seinen Vater, wenn nicht durch Dr. Loeb, wohl vorbereitet. Er zitiert später in seinen Büchern oft den Talmud. Besonders "Unser Christus" ist gespickt mit Hinweisen darauf. (Brunner erklärt es ausdrücklich als einen Mangel

der Literatur über Christus, speziell der “Bibelkritik”, daß sie den Talmud und damit den Stand des Judentums zur Zeit Christi außer acht läßt, und in christlich theologischen Hinweisen wird unterstrichen, daß Brunner auf “jüdischen Quellen” fußt). Des weiteren wird er unter Dr. Platos Leitung, neben den religiösen, auch die philosophischen Schriften des Maimonides studiert haben, vielleicht auch Philo und anderes, das als jüdische Religionsphilosophie gilt. Auch davon finden sich Spuren in Brunners Werk. Und es mag wohl sein, wie erzählt wird, daß Dr. Plato den Appetit dieses besonderen Schülers auf philosophische Dinge durch Privatunterricht zu stillen suchte und Leo ihm spezielle Schätzung entgegenbrachte.

Man darf ferner Brunners eigener, weniger biographischer als “ideo-graphischer” Darstellung auch folgende Hinweise auf Leos Entwicklung für diese Kölner Periode entnehmen: “Meine Religion war die jüdische, doch lernte ich früh (im ungestörten und herzlichsten Verkehr mit Andersgläubigen), daß auch noch andere Religionen waren, sie achten, beachten, und begann verhältnismäßig früh, wie ich es für Gerechtigkeit und Pflicht hielt, mit Vergleichung der Religionen. In der Absicht, 'die wahre Religion' anzunehmen, sei es auch die der Feuerländer oder, wenn es eine wäre, die vor zehntausend Jahren in Geltung gestanden” (“55. Geburtstag”, S. 19f.). – Gewiß ein sehr kühnes, ganz ungewöhnliches Unterfangen! Und ganz und gar unbekömmlich für den Zögling des orthodoxen Seminars in Köln! Wahrscheinlich erklärt sich daraus, daß Leo Wertheimer nicht viel mehr als ein Jahr an dieser Anstalt verbrachte.

Es gehörte schon ein blinder Jugendmut dazu, auszutreten. Der neunzehnjährige gab damit nicht nur eine vorgezeichnete Laufbahn auf, für die er nichts einzutauschen hatte – er entzog sich auch die Grundlage seiner gegenwärtigen Lebensmöglichkeit. Er konnte und wollte offenbar nicht zu seinen armen Eltern zurückkehren, zu seinem fast fünfundsiebzigjährigen Vater. So blieb er in Köln, mietete sich bei einem Gastwirt ein und versuchte, durch Privatstunden sich über Wasser zu halten. Der ganze Aspekt erinnert einen an so manchen ostjüdischen Studenten, ehemaligen Jechiwabochoer, der als “Externer” schon zu Hause mit Hungern angefangen hatte und ohne Mittel nach Westeuropa zum Studieren kam. Aber ein solcher brachte zumindest etwas mehr Erfahrung in eine solche Situation mit als Moses Wertheimers “Einziger”.

Leo studierte nun auf eigene Faust. Was? In einem Brief vom 30. 10. 1884 [an Johanna Löwenthal]¹⁵ bemerkt Brunner über einen Verwandten, daß dieser “früher ebenfalls Orientalia” studiert habe – “ebenfalls”. Da Brunner später, soweit wir wissen, keine “Orientalia” studierte, bezieht er sich hier wohl auf die Kölner Zeit. Allerdings, was er etwa außer dem jüdischen Schrifttum damit bezeichnen will, ist nicht klar. Doch können wir aus einer Eintragung (vom Februar 1908) in Lottes Tagebuch ersehen, daß er sich zum Beispiel mit altindischen Dingen beschäftigte, also auf seiner Suche nach der wahren Religion in den alten Orient gegangen war.

In der oben herangezogenen “Ideographie” heißt es weiter: “Ich gehörte Gott und wollte ihm *helfen*, sein Wort [zu] verkünden, und suchte, 'was vielen frommt, daß sie selig werden'. Ohne Geschichte und Philosophie kam ich nicht aus, und darum studierte ich – an und trotz Universitäten – Geschichte und Philosophie, immer dabei auf die Religionen und die Religion gerichtet” (“Zum 55. Geburtstag”, S. 20). – Auch das mag schon damals in Köln angefangen haben.

Frau Löwenthal. Leo war wahrscheinlich nicht unglücklich oder gar verzweifelt. Er wird in aller Kindlichkeit seine Freiheit genossen haben, zu lesen und zu tun, was er wollte. Mit dem Erwerb durch Stundengeben wird es aber gehapert haben. Er wird auf Borg und sehr arm gelebt haben, vielleicht auch vernachlässigt gewesen sein. Sein Umgang war anscheinend die Gastwirtsfamilie, bei der er wohnte. Mit der Tochter spielte er Schach – als eine Dame der Kölner jüdischen Gesellschaft auf ihn aufmerksam wurde und offenbar schockiert war, den netten klugen Jungen so ungepflegt und in solcher Gesellschaft zu finden. In einem Brief, den Leo drei oder vier Jahre später an diese Dame schrieb, lesen wir: “Ich bin arm – nein auch das nicht; ich bin nur nicht reich – nur wußte ich es damals nicht, konnte es auch nicht wissen, als ich so jung und unerfahren hinaustreten zu können meinte in eine Welt, in der man es ewig nachträgt, daß ein neunzehnjähriger Mensch einmal Schach gespielt hat mit Frl. B.” – was die Adressatin ihm offenbar vorgehalten

¹⁵ [Die meisten der im folgenden von Suhl herangezogenen Briefe sind abgedruckt in der zweibändigen Ausgabe “Constantin Brunner. Briefe”, hg. Constantin-Brunner-Kreis in Israel, Tel Aviv 1964]

hatte – “heute bin ich aber nicht mehr derselbe, und ich wüßte es gar wohl anzugreifen, wenn ich beginnen sollte, mir allein das bißchen Leben zu fristen”. Man ersieht daraus, daß er dies damals also nicht konnte. Und nichts appelliert mehr an eine mütterliche Frau als so ein großer, hilfloser Junge, der einfach ins Nichts hinausgetreten war, um nach der wahren Religion zu suchen, und dessen reiner Idealismus und phantastischer Unrealismus einen geradezu verpflichtet, ihm zu helfen.

Frau Johanna Löwenthal, geb. Levinson, mag älter als Leos Mutter gewesen sein. Auf dem Familienphoto aus “den 80er Jahren” in J. M. Cohen “Life of Ludwig Mond” (London 1956) sehen wir eine jüdische Patriarchin in schwarzem Atlaskleid; freundlich blicken ihre kleinen klugen Augen; sie hat eine lange gutmütige Nase und ein kräftiges Kinn. Nach Cohens Darstellung war sie, die einst ein Söhnchen besessen hatte, das früh starb, dem jungen Ludwig Mond, dem Sohne ihrer Schwester, die zuverlässige Beraterin gewesen. Nun war ihre Tochter, ihr einziges Kind, schon fünfzehn Jahre Ludwigs Frau und lebte fern in England. Man könnte sich vorstellen, daß der alten Frau ein Schützling fehlte.

Nach der bereits erwähnten Aufzeichnung in Lottes Tagebuch kam, als Leo sie “zum erstenmal sprach”, also 1881, “unsere Unterhaltung zufällig auf ein Buch von Benfey oder von einem aus dessen Kreis”. Es handelt sich offenbar um den Sanskritforscher Benfey, der 1881 starb, und vielleicht um seine Übersetzung aus den Veden. Der Jüngling hat diese also wohl gekannt. Das mag Eindruck auf Frau Löwenthal gemacht haben – zumal: “Sie selber hatte diesem Kreis angehört, erzählte sie, und nun schilderte sie mir lebhaft die angeregte Gesellschaft ihrer Mädchenjahre.” – Daß Frau Löwenthal mit dem ihr noch unbekanntem jungen Menschen reminiszierendes Gespräch halten konnte, zeugt von ihrer offensichtlich recht unkonventionellen Art, aber auch dafür, daß Leo einen anregenden Eindruck auf sie gemacht hatte. Brunner kommt aber siebenundzwanzig Jahre später darauf zu sprechen, weil sie ihm damals einen Vers mitteilte, den in diesem Kreis “ein Verehrer von ihr in einem Gesellschaftsspiel improvisiert hatte ... : 'Die geistig Toten und die Lebendigen können sich in alle Ewigkeit nicht verständigen'. Ich, der ich sozusagen keinen Vers mehr auswendig weiß, habe doch diesen behalten. Und er ist ja nun gewissermaßen ein Motto zu meiner ganzen Arbeit geworden”. Brunner findet offenbar etwas Prophetisches darin, daß ein

Leitmotiv seines späteren Werkes bei der ersten Begegnung von seiner Gönnerin ausgesprochen wurde.

Und bestimmt war es ein bedeutender Moment in seinem Leben, als er diese Frau kennenlernte. Nicht nur, daß sie ihm aus seiner unmittelbaren Not half – diese Begegnung hat durch sein ganzes Leben nachgewirkt. Es ist schwer, sich vorzustellen, wie Brunners Lebensgang sich gestaltet hätte, wenn nicht dieses “Wunder” geschehen wäre, daß Johanna Löwenthal auf ihn aufmerksam wurde.

Sie war, scheint es, eine eher heftige und wohl auch eigenwillige Natur. In einem Brief (vom 3. 2. 85) spricht Brunner sogar von ihrem “Nervenleiden”. Aber da er fortfährt, daß es da nur ein Mittel gäbe: “Gemütsruhe und Freudigkeit und irgend etwas, worauf die Tätigkeit des Geistes gerichtet ist”, möchte man fast annehmen, daß es sich hier wesentlich um die nervöse Unruhe einer lebhaften älteren Dame handelt, die nicht viel zu tun hat. Ein Jahr vorher, unterm 2. 1. 84, hatte er ihr geschrieben: “Ich kenne ja Ihr Naturell und würde mich glücklich schätzen, wenn ich noch einmal durch stete Gegenwart und günstigere Constellation seinen Einfluß mildern könnte.” – “Noch einmal”, wir erfahren hier, daß Leo, als er in Köln war, durch seine “stete Gegenwart” den “Einfluß” ihres Naturells – wohl auf sie selber – milderte. Der Brief gibt auch sonst ein Bild des Verhältnisses, das zwischen ihm und dem Ehepaar Löwenthal damals in Köln bestand.

“Wenn ich nur einmal geahnt hätte, daß Sie sich in melancholischen Stunden einsamen und trüben Gefühlen hingeben, ich hätte Ihnen gerade zu diesen Augenblicken schon einen lustigen Brief geschickt”, schreibt er ihr ziemlich naiv (ebd.). “Gewiß, werfen Sie nur diese Journale von sich”, fährt er etwas hochtrabend fort, “deren Scribenten Voltaire so schön die Canaillen der Literatur nannte und holen lieber die guten Alten wieder hervor Und wenn Niemand anders mehr Ihre Abneigung vor diesen laffen Produkten begreiflich findet, dann wollen wir beide wieder mit einander plaudern, die wir mit der Kern-Kost der Hiobs- und Shakespeare-Poesie und dem Lapidarstil eines Tacitus und Müller genährt sind. Wissen Sie noch, wie manche schön genossene Stunde wir verlebten und von den Zeiten sprachen, da noch Größe Größe war und Poesie ihren Namen mit Recht führte?” (ebd.)

So neigt der Einundzwanzigjährige sich zart und einschmeichelnd der

alten Dame zu, die seine Mutter oder Großmutter sein könnte – gewissermaßen auf gleichem Fuß und in Wahrheit, als sei sie das Kind, dem er gut zureden muß – dies schon ganz in der Art des späteren Brunner. Der nächste Satz soll seine Verehrung ausdrücken und sagen, was jener Gedankenaustausch für ihn persönlich bedeutete: “Auch für uns haben wahrlich jene großen Geister nicht umsonst gelebt – waren sie doch zunächst das Bindemittel, welches mir eine mütterliche Freundin wies und mir recht eigentlich den Weg zu ihrem Herzen bahnte” (ebd.). Trotzdem ein “Bindemittel” weder “weist” noch “bahnt” – es ist sicher richtig, sich das Zustandekommen dieses Verhältnisses so vorzustellen.

Der Brief führt die Erinnerung an jene Zeit im selben spielerischen und “überlegenen” Tone weiter: “Da kamen sie alle wieder herauf aus jenen großen Tagen, die unserem Geiste und äußerlichem Leben neuen Halt und nationales Bewußtsein gegeben, und in so ganz anderer Weise, wie die heutigen Parnassusfrösche sich rühmend quaken – da glänzten die großen Dichter-Heroen voran und das reiche Gefolge der anderen kräftigen Genien, die ihre Bedeutung für das höhere Verständnis der Folgenden geopfert – da ward aller mit Liebe gedacht – dem biedereren großen Klinger sein Platz ohne Neid eingeräumt, den ja die Frau Löwenthal von damals her noch so gut kannte” (ebd.) – man muß hier annehmen, daß Frau Löwenthal alt genug war, um Goethes Jugendfreund, den Autor von “Sturm und Drang”, noch persönlich begegnet zu sein –, “und dann 'stürmten und drängten' die anderen nur so nach, die hier aufzuzählen ja zwecklos und unmöglich – da flochten wir Stückchen Nachwelt sogar den 'Mimen noch Kränze', die ja beinah alle 'zu uns' ins Haus kamen – da wußte Herr Löwenthal gar noch seinen Bürger auswendig, mit dem er schon in seiner Jugendzeit in Erstaunen gesetzt – – kein Wunder, die kraftlosen Brühen unseres heutigen endlosen Literatur-Menü's, in denen die wenigen marklosen Knochen der armseligen Tagesideen wieder und wieder geschmacklos verwässert werden, müssen uns anekeln” (ebd.).

Da haben wir also die Reminiszenzen der Frau Löwenthal “von damals her” an Maximilian Klinger und an die Schauspieler, die beinah alle “zu uns” ins Haus kamen, d. h. wohl Vater Levinsohns Haus, der Lieferant des Hoftheaters in Kassel gewesen war. Ein klein wenig humoristisch klingt das beinahe, wie er das, wovon sie mit dem Neunzehnjährigen

geschwärmt hatte, wiedergibt. Auch in der summarischen Ablehnung der “Heutigen”, die bei den alten Leuten üblich ist, für den jungen Leo aber erstaunlich, hatten sich die Seelen gefunden. Der Stil des Briefes ist noch schwülstig, die Einleitung weit hergeholt; es geht nicht ohne unfreiwillige Komik bei dem “Stückchen Nachwelt” ab, auch riecht es nach literarischen Reminiszenzen. Gegen Ende heißt es: “Es kam mir vor, als saß ich wieder Ihnen zur Seite beim Tee in der alten traulichen Stube. Schade, daß ich Ihnen nicht den bequemeren Stuhl bringen kann – die Illusion wäre voll” (ebd.). (Das erinnert an Heine, der seiner Mathilde auf seinem Grab keinen Stuhl anbieten kann, ist aber hier anscheinend ganz naiv und selbstverständlich ganz ohne ironische Absicht gesagt.) Aber der Brief reflektiert gleichzeitig ein echtes inniges Verhältnis, das der Neunzehnjährige in Köln zu Johanna Löwenthal gewann, die seine Gönnerin nicht nur, sondern auch “seine mütterliche Freundin” wurde ...

... und blieb. Der Dreiundzwanzigjährige schreibt ihr aus Freiburg (2. 7. 86) genau so gut zuredend und empfindsam reminiszierend (er hatte sie im Sommer 1885 in Oberdollendorf besucht): “Aber wir beide, denen die frühe Morgensonne von Oberdollendorf und die funkelnden Sterne der Nacht Zeugen sind, wie wir oft in jenen denkwürdigen Gesprächen ob den Schwächen der Menschheit gesonnen, wenn der Geist weit hinaus entragte über irdische Gebrechen – wir beide sollten doch nicht gleich jede Kleinigkeit so krummnehmen.” – Wenn auch der Stil immer noch geschraubt ist, das Erlebnis war sicher echt. Und es geht gleich zärtlich weiter: “Wenn ich nur Zeit hätte, würde ich meine liebe Freundin am Arm nehmen und ihr schon alles auseinandersetzen, durch den ganzen Garten hindurch”, und nun folgt eine spielerische Beschreibung der pastoralen Örtlichkeit.

Der Sechszwanzigjährige beteuert – wohl aus Berlin – (1889): “Es tut mir unendlich weh, daß Sie wieder an meiner tiefen und durch nichts wandelbaren Liebe zu Ihnen zweifeln konnten Meine wahrhaft kindliche Zuneigung zu Ihnen steht auf dem echten Standpunkt der Treue und Liebe, die sich durch Verschmähung nicht abwendig machen ließe Das hat etwas vom Feuer einer gegenseitigen Jugendliebe an sich – so ist aber das Wesen aller Herzlichkeit.” – Was ein bißchen weit gegangen erscheint, aber zu Brunners Art wohl paßt. Schrieb er sich ja als allgemeine

Maxime auf: “Laß dich am Freunde nicht irremachen, auch nicht durch ihn selber ; halt gewaltsam die Freundschaft auch gegen seinen Willen so lange, bis wieder mit seinem Willen.” Verstimmungen anerkennt er nicht. Zwei Jahre später schreibt er Frau Löwenthal, wohl aus Hamburg: “Lassen Sie alles, was kleinlich ist, immer zwischen uns abgetan sein. Was mich fördert, ist eine große Gesinnung, die mich liebend umfaßt und der ich mein Herz wieder zurückgeben kann. Alles andere ist mir doch nichts, und jeder Versuch, mich zu kleinlichen Gesichtspunkten zu bringen, muß vergeblich sein, weil er wider meine Natur ist. Ich bin, wie ich bin.” – Hier spricht, im Stil wie in der Gesinnung, schon der Brunner, den wir später in seinen Büchern finden.

Besonders nach dem Tode des Herrn Löwenthal im Jahre 1893 und während des sich verschlimmernden Gesundheitszustandes der alten Frau, die dann Anfang 1895 starb, lesen wir, daß sie Einwendungen gegen Besuche Leos machte. Vielleicht spielt Unzufriedenheit mit den Wegen, die ihr Schützling ging, mit. Leo schreibt an ihre Tochter (1893?) bedauernd: “Es zieht mich das allerwärmste Herzinteresse hin, ich stelle mir vor, es wird mir dort wohl und natürlich sein; ich fühle mich dem, was mir das Leben wert macht, dort näher. Aber ich soll ja nicht kommen.” Er hat sich dann anscheinend nicht immer von ihren Einsprüchen vom Besuch abhalten lassen. Nach ihrem Tod schreibt er betrübt (an Leo Berg, 16. 2. 95), daß er an ihr ein “Heim” verloren habe.

Gegen Ende desselben Jahres schreibt er an die Tochter der Verstorbenen: “Das Bild der Mama habe ich in jeder Stunde vor Augen. Es ist so sprechend und bedeutend. Sie lebt für mich, als wäre es früher, und ich pflege mit ihr die vertrauteste Zwiesprache. Seit dem Tage meiner Heirat habe ich angefangen, der Ordnung nach mein Buch zu schreiben. Sie kennt alles, ihr lese ich es vor. Ich weiß genau, was ihr zusagt und was ihr mißfällt. Besonders die warmen und menschenfreundlichen Stellen liegen ihr am Herzen.” Vier Jahre später zieht er sozusagen das Fazit seines Verhältnisses zu der Frau, die er (1889) gebeten hatte, ihn als ihren Sohn zu betrachten (“Sie haben mich nicht geboren, aber Sie haben dennoch auch um mich *gelitten*”); er tut es in einem schmerzlichen Brief an ihre Tochter mit diesen Worten: “*Ohne Reue, ohne Bitterkeit* fällt mein Blick an jedem Abend und Morgen auf das Bild der Mama. Es ist vorbei. Aber mit ihr habe ich alles ausgelebt, was in unserem Verhältnis lag. Ich

habe ihr etwas bedeutet Und ihre Liebe und Treue für mich! und wie hat sie gesorgt und gesonnen mit der Klarheit ihrer Gedanken. Daß die Klarheit meiner Gedanken auf einem so ganz anderen Felde lag – auch das kann ich nicht als Schmerz und Schuld empfinden” (1899). Und als die Tochter aus England 1900 in Köln wieder zu Besuch war, schrieb er ihr von Berlin: “Sie sollen doch nicht aus dem Deutschen Hause ohne Gruß und Segen, und gewiß nicht aus Köln, aus Köln ... Ich weiß es nicht, ich habe immer die heimliche feste Meinung gehegt, daß die Liebe der Mama eine Extra-Liebe sei Sie sind nicht hindurchgegangen, ohne einen Hauch des alten Wesens zu spüren. Es lebt, solange wir leben.”

“Zwitzerzustand”. Man darf annehmen, daß die “Klarheit” der Gedanken, mit der die warmherzige Frau für den weich sich anschließenden und gleichzeitig naiv kühnen jungen Fant sorgte, auf dem “ganz anderen Felde” lag, einen praktischen Lebensweg für ihn zu finden. Was für den jungen Abiturienten so klar und entschieden erschienen war, hatte sich in Köln als Hauptproblem herausgestellt. Er würde bestimmt kein Rabbiner werden. Doch was würde er werden?

Brunner schreibt im “Einsiedler”: “Als junger Mann genoß ich Ruf in meinen Kreisen und über sie hinaus, man erwartete von mir Ungewöhnliches” (S. 17). Dabei aber berichtet er für seine Jünglingsjahre: “Da lebte ich noch verträumter, noch gedankenloser, oder doch gedankenchaotischer” als in der Knabenzeit. “Zum 55. Geburtstag” sagt er – und das gilt eben für die ganze Nach-Köln-Periode –: “Von außen angesehen, mußte mein Leben ... ganz in Äußerlichkeiten aufgegangen scheinen, ohne daß ich doch in Wahrheit ein Verhältnis zum gewöhnlichen Leben und Treiben finden konnte, noch auch zu einem außerordentlichen Tun mich emporbrachte ... im Zwitzerzustand unentschiedenen Wesens und ohne jedes Wollen, ohne jedes Suchen nach Mitteln zu irgendwelchem Ziel. Bei völliger Seelenzufriedenheit ... keine Anklage weder meiner noch der anderen ... ; die mir alle mehr oder weniger lieb waren, und die ihrerseits mich liebenswert fanden, dazu unterhaltsam, anregend, wohl auch versprechend für die Zukunft – ein Philosophieprofessor würde ich werden ... : obendrein in den Reichstag kommen” (S. 13f.). Er selbst fragte sich: “Konnte das möglich sein, merkten sie nicht mein Träumen?”

Augenfehler. Was er die zwei oder drei Jahre machte, nachdem er Köln verlassen hatte, läßt sich im einzelnen nicht verfolgen. Vom Militärdienst war er offenbar frei gekommen. Wahrscheinlich aufgrund eines Augenfehlers. Als Zweiundzwanzigjähriger schreibt er an Frau Löwenthal (30. 10. 84): “Mit meinen Augen ist es nicht besser geworden”. Daß es sich dabei nicht bloß um Kurzsichtigkeit handelte, bezeugen die fortgesetzten Klagen. So zum Beispiel 1903 über “gänzliche Unsicherheit des Sehens, so daß die schwarzen Buchstaben vom Papier aufgefliegen und dieses weiß erscheint”. 1911 aber erfahren wir, daß es sich bei seinem Kampf ums Augenlicht überhaupt nur um ein Auge handelt: “da ich ja alle Arbeit mit einem, dem rechten Auge leisten muß.” (Das linke zählte wegen eines Flecks auf der Hornhaut nicht mit.) Lotte schreibt aus dem Haag am 24. 6. 1933: “Die ernsteste Sorge haben wir um seine Augen.” So manches in Brunners Art erklärt sich aus diesem Defekt.

Büffler. Er hat Brunner nicht hindern können, sich in seinen jüngeren Jahren aus Büchern eine ganze Bibliothek von Exzerpten auszuziehen und ein ausgebreitetes Wissen zu erlesen, das ihm später bei seinen eignen Arbeiten bereitstand. “Zum 55. Geburtstag” erzählt er, daß er eifrig bestrebt gewesen sei, seine “Kenntnisse zu mehren” (S. 13), und im “Einsiedler” heißt es: “Ich war sogar fleißig und ging den Büffelpfad. Immer wieder denselben Weg, der mehr und mehr vertieft wird; man muß sich auch den Weg erarbeiten ... ; ich studierte allerorten, wo ich mich befand, auch an Universitäten” (S. 43). Er beschreibt wohl sein eignes Verfahren, wenn er im “Tagebuch” dem Anfänger in der Philosophie rät: “Und immer gleich anstreichen und bezeichnen, daß man die Haltepunkte, die für uns wichtigen, wiederfindet. Man muß sich solcherart selber – durch die ganze philosophische Literatur hindurch – seine eigne philosophische Bibliothek, im wahren Sinne des Wortes erlesen” (S. 272). Und ferner, daß gleichzeitig dieser Leser “unausgesetzt sich selber lese und auf sich achtgebe, ob er auch zurückgehe von den Vorurteilen und ... vorankomme nach den Forderungen der Philosophie Ohne Tun zugleich ist kein Lernen dessen, was getan werden soll” (ebd.). Brunner “verlor” seine Zeit nicht, wenn auch weder er selber, noch Frau Löwenthal oder sonst jemand wußte, auf welches praktische Ziel er eigentlich zu-

steuerte.

Talmudvorträge. Auch frühchristliche Philosophien, wie Gnosis, und orientalische Religionen gehörten wohl zu den Gegenständen, mit denen er sich damals frei beschäftigte. Was in der “Lehre”¹⁶ (S. 983ff.) etwas unvermittelt über den Dualismus in den Religionen von Parsismus an, oder in “Unser Christus” über die Gnosis angeführt ist, mag auf jene Studien zurückgehen. Von den Gnostikern heißt es dort, daß sich bei ihnen die erste Konzeption der Lehre von den Geistigen und vom Volke findet (S. 465). Während der junge Mann sich schon damals solche Stellen also “anstrich und bezeichnete”, dürften aber die beiden Vorträge, von denen er seiner Gönnerin schreibt und die er Ende 1883 und Anfang 1884 in Altona oder im benachbarten Hamburg, und zweifellos vor einem jüdischen Publikum, hielt, den Talmud zum Thema gehabt haben. Sein alter Vater, ein großer Talmudist, soll, als er die Niederschrift las, bewegt gefragt haben, ob Leo denn auch wisse, was er da gemacht habe. Es braucht nicht dieses Zeugnis der Begeisterung Moses Wertheimers, daß wir einsehen: von Unglauben war in diesen Vorträgen sicher nichts zu spüren. Andererseits kann Leo nach Köln kaum noch strenggläubig gewesen sein. In der Mitte bleibt so ein Charakter auch nicht stehn. Brunner sagte mir in späteren Jahren einmal lächelnd, daß er “ziemlich lange” im Glauben geblieben sei. Aus einer Bemerkung Lottes läßt sich schließen, etwa bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahr. Und dann war es wohl mit einem Ruck aus. Im “Einsiedler” spricht er von “einem einzigen Moment des tiefen Erschreckens, als der Aberglaube von mir abfiel. Es war zunächst der religiöse Aberglaube, über den ich in Schrecken geriet ... , daß solch ein unsinniger Inhalt mit Fanatismus geglaubt, d. h. für ein *Wissen* genommen, danach das Leben eingerichtet worden war und wegen verschiedenen Auffassungen dieses Wissens (!) die Menschen einander so viel Böses angetan ... hatten Mir klang es ein allerfurchtbarstes und namenlos quälendes Wort in die Ohren: wirklich irreligiös und atheistisch könnten nur Wahnsinnige ... sein; da sich doch wohl Wahnsinn und gänzliche Unvernunft mit weit mehr Recht aussagen ließe von den religiös Gläubigen” (S. 42). – Die “Qual” darf man Brunner glauben. Im “Judenhaß” hatte er sie so beschrieben: “Mir fiel es nicht leicht und einfach wie den

¹⁶ [“Die Lehre von den Geistigen und vom Volk” (1908), Stuttgart³1962; zit.: “Lehre”]

Gebildeten.” Ich lag “in furchtbarster Einsamkeit, in schwarzschauerlichem Tal, von Todesfelsen umstarrt und hob mich dann in die Höhe, gleichwie Nimrod auf seinen Adlern gegen Himmel flog – ‘wohin du Gottloser?’ klang eine Stimme über ihm – dahinauf, dahinein, woher die Stimme klang, schoß er einen Pfeil – mit Blutstropfen kam er wieder auf ihn herunter Ich habe gerungen, ehe ich als ein Gottloser stark und glücklich ward für immer in der wahrhaftigen Wahrheit vom Einen”. Brunner war durch und durch eine religiöse Natur. Die Heftigkeit seines späteren Gegenangriffs erklärt sich daraus. Er hatte nach der wahren Religion gesucht, er hatte sie mit Hilfe von Geschichte und Philosophie zu finden gehofft. Aber, heißt es im “Ideographie”-Aufsatz “Zum 55. Geburtstag”: “Je mehr ich einsah, daß mit meiner ursprünglichen Absicht nichts werden konnte, desto klarer stieg vor mir auf, wie nun meine Lebensaufgabe in anderem nicht bestehen könne als darin, eine Geschichtsphilosophie zu leisten ... , die bereits in meinen Studentenjahren in den Grundzügen da war” (S. 20). Nun bemerkt Lotte unterm 6. 1. 1912, daß Brunner an seiner Philosophie der Geschichte “mindestens seit seinem zwanzigsten Jahre ernst gearbeitet hatte”.

Die Vorträge über den Talmud können also kaum noch von einem Gläubigen gehalten worden sein. Was Leo da vorbrachte, kann man vielleicht rekonstruieren – zum Beispiel aus der Stelle im “Judenhaß”, wo von dem “mosaischen Staat” gesagt wird, “er war das allseitige bestimmtejuridische Verhältnis der Menschen zur absoluten Einheit Jahwes” (S. 473), und Brunner anmerkt: “Wie weit das Riesenmäßige eines Lebens nach derartigem allseitigen Verhältnis jemals in der Wirklichkeit existiert hat, darüber gibt keine Geschichte näheren Aufschluß – aber der Talmudismus einigen” (ebd.). “Dies das Einzigartige des Pharisäismus: Juridifikation des Lebens, die ganze Lebensbetätigung als juridisches Verhältnis aus innerem Zwang” (S. 474). Und er setzt hinzu: “Welcher darum keineswegs, wie Draußenstehende meinen, als äußerer Zwang und als Last empfunden wird!” Wenn er nun den Talmudismus “Verzerrung jenes Verhältnisses” (im mosaischen Staat) nennt, so im Sinne seiner späteren Aberglaubenstheorie, die für den jungen Mann noch nicht galt. Auf diesen paßt auch, was im Text selber der Verfasser einem Stöcker und ähnlichen “Priestern der ‘Religion der Liebe’ ... , die nach der Bibel leben wollen”, zuruft: “Möchten sie nur nach dem Talmud leben, der erklärt den einen

Adam der Bibel: damit nicht die Nationen gegeneinander sagen können: mein Urahn war besser als deiner; damit keine Rassentheorie aufkomme!” (S. 496) Eine Vorstellung von dem, was Leo wohl gesagt haben mag, kann man sich auch aus dem in “Unser Christus” (S. 196ff. u. a.) über den Talmud Gesagten machen. Wenn man wieder Kritik, die Brunner aufgrund der Fakultätenlehre übt, abrechnet, so bleibt eine recht positive Beziehung. “Sie [die Pharisäer] haben *diese* jüdische Gemeinschaft zusammengehalten”, heißt es da zum Beispiel und auch: “Sie waren Bauleute ohne Falsch.” So konnte noch der spätere Brunner zu diesem Thema sprechen. Selbst, als er dann dem nachbiblischen Judentum bereits jeden Wert absprach, schrieb er: “Der Talmud hat den Juden in ihrem Unglück ... Großes und das Größte geleistet. Den Juden ohne Vaterland war der Talmud und, durch ihn, die Bibel das Vaterland Daß die über die ganze Erde zerstreuten, überall rechtlosen Juden ... nicht auf die Stufe des verruchten Gesindels herabsanken, sondern unter sich ... durchweg Recht und sittliche Zucht aufrechtzuerhalten vermochten, dieses geschichtliche Wunder von einzigmaliger Tatsächlichkeit hat, durch das Mittel des Talmuds, die Bibel vollbracht Und daß nun das Judentum nicht verdorrte, sondern nur erstarrte ... , doch aber in der Tiefe Leben bewahrte, bis auf die Tage einer günstigeren Sonne und Wärme und stammfest erhalten blieb, das ist des Talmuds Verdienst” (“Von den Pflichten”, S. 31).

Das war wahrscheinlich der Tenor jener Vorträge Leo Wertheimers – noch ohne Kritik. Wir müssen bedenken, daß der junge Mann gewissermaßen in einer Wolke umherging und an eine Anwendung seiner neuen, unreligiösen Gedanken, ein Hervortreten mit ihnen gar nicht dachte. So beschreibt es “Zum 55. Geburtstag”: Es war, “als wenn ich auch daran nicht dachte und überhaupt nicht dachte; und es fehlte Verbindung dieser Gedanken mit meinem Tun und Lassen” (S. 16).

Berlin 1884/85. Es mag sehr wohl auf Veranlassung von Frau Löwenthal geschehen sein, daß der Zweiundzwanzigjährige ein offizielles Studium an einer Universität aufnahm. Daß dies mit ihrer Unterstützung verbunden war, kann man aus der zitierten Briefstelle (vom 27. 1. 85) schließen: “Ich wüßte es gar wohl anzugreifen”, behauptet Leo da, “wenn ich beginnen sollte, mir allein das bißchen Leben zu fristen”. Also tut er es

noch nicht.

Was er in Berlin im einzelnen studierte und von welchem Zeitpunkt an, ließ sich nicht ermitteln. Ein Student namens Wertheimer ist nach amtlicher Auskunft weder in den erhaltenen Listen der immatrikulierten Studenten noch in denen der Hörer der Humboldtuniversität zu finden. Dabei geht aus einer amtlichen Mitteilung der Universität Freiburg hervor, daß er dorthin mit einer Berliner Exmatrikel kam.

Am 30. 10. 84 schreibt Leo an Frau Löwenthal: “Also wieder in Berlin angelangt, und in den nächsten Tagen wird auf der Universität die geregelte Arbeit des Wintersemesters beginnen.” “Wieder” – man möchte daraus schließen, daß er schon im Sommersemester dort studiert hatte.

In einer – durchgestrichenen – Anmerkung zählt Brunner auf einem der erhaltenen Manuskriptfragmente von “Du und die Andern” sechs Philosophieprofessoren auf, denen er doch Bedeutung zubilligt. Einer davon ist Eduard Zeller. Er lehrte seit 1872 in Berlin und war 1884 schon siebzig Jahre alt. Bekannt ist seine “Philosophie der Griechen”. Noch 1925 “hob Brunner” diese Geschichte “rühmend hervor” (Friedrich Andermann, “Mein erster Besuch bei Constantin Brunner”¹⁷). Ein anderer, bei dem Leo wahrscheinlich gehört hat, ist der Philosoph und Indologe Paul Deussen, der 1881-88 in Berlin Dozent war und den Brunner im “Judenhaß” und im “Christus” als Autor der “Philosophie der Bibel” und als “Kenner des Buddhismus” zitiert. Sein Geschichtsprofessor mag H. v. Treitschke gewesen sein, der seit 1874 in Berlin lehrte und den Brunner im “Judenhaß” wohl als Antisemit, aber mit seinen Ansichten über die Rassenvermischtheit der Deutschen und die Bedeutung Heines im positiven Sinne zitiert. Bei dem damaligen Berliner Germanisten Wilhelm Scherer, Vertreter der philologischen Richtung in der Literaturgeschichte, der 1886 starb, hat Leo sich wohl die auffallenden germanistischen Kenntnisse geholt, welche die Bemerkungen in Brunners Büchern und Korrespondenz verraten.

Die Kombination Philosophie, Geschichte, Deutsch deutet auf das praktische Ziel des höheren Lehramts. Vielleicht auch wurde an eine akademische Laufbahn gedacht.

In Berlin studierte auch ein Vetter Leos, Ernst Müller aus der lustigen

¹⁷ [abgedruckt in: “Die Constantin Brunner Gemeinschaft” (Interne Zeitschrift), hg. Aron Berman und Rozka Pinner, Jg. , Heft 9, Dezember 1948]

Familie Riecke Wertheimers, der später an einer höheren Schule in Hamburg lehrte und der unter anderem “Caesarius Heisterbach, Aus dem 'Dialogus Miraculorum' ausgewählt und übertragen” hat (Verlag Karl Schnabel) – derselbe Dr. Ernst Müller-Holm, der die Register zu “Judenhaß”, “Christus” und “Liebe, Ehe, Mann und Weib” zusammengestellt hat und bis zu seinem Tod im Jahre 1927 mit Brunner befreundet war. Er wird als ein originell aussehender kleiner Mann beschrieben. Der Brief an Frau Löwenthal berichtet, daß Leo mit diesem Cousin zusammen literarische Pläne habe, nämlich “in humoristischer Weise” “Stoffe des Altertums” zu behandeln, “Alexander” und dann “Alcibiades”. Das ist derselbe Verwandte, von dem Leo, wie erwähnt, mitteilt, daß er früher ebenfalls Orientalia studiert, sich dann aber der klassischen Philologie zugewandt habe. In dem nur zwölf Tage späteren, nächsten Brief muß Leo der alten Dame in Köln schon folgende Erklärung abgeben: “Mein Freund hat allerdings umgesattelt ... , aber, liebe Freundin, das hat man oft, daß junge Leute sich erst später von einem Fach wieder abwenden Bei mir brauchen Sie das nicht zu befürchten. Ich weiß nur so lange nicht, was ich will, als ich nicht weiß, was ich soll.” Das dürfte wohl heißen, daß er selber eine “Pflicht” erkannt hat.

Daß er damit alle Befürchtungen seiner Gönnerin zerstreut hätte, erlaubt sein Brief vom 27. 1. 85 kaum anzunehmen. Er verteidigt sich da gegen von “Bitterkeit und Geringschätzung” begleitete “Vorstellungen” der Frau Löwenthal, die offenbar an seinen Zustand in Köln erinnert hat, und er behauptet: “Haben Sie mich damals gesehen, wie ich noch nicht aufgehört hatte zu schwanken und zu irren: so mögen Sie heute hören, daß ich mich zu festigen und bestimmt zu wollen beginne.” Offenbar handelt es sich um seine Laufbahn, für die er sich bestimmt entscheiden und auf die er lossteuern soll. Daß die alte Dame es dabei sicher nicht kleinlich, sondern mütterlich großherzig meinte, geht aus Leos Ausruf über den “zweiten Teil” ihres Schreibens hervor: “Nun, das Gefühl meiner Dankbarkeit gegen Sie ist keiner Steigerung fähig.”

Antisemitismus. In diesen Briefen von Ende 1884 aus Berlin taucht ein Thema auf, dem der spätere Brunner ein halbes Dutzend Bücher widmen sollte. “Es ist ein Tag nach den Wahlen”, schreibt er am 30. 10. 84 und erwähnt unter anderem auch Stöcker. Man muß sich vergegenwärtigen,

daß die deutschen Juden volle verfassungsmäßige Gleichheit erst durch das Bundesgesetz vom 3. Juli 1869 erhalten hatten. Leo erlebte nun das Kommen des organisierten politischen und wirtschaftlichen Antisemitismus gegen diese Gleichstellung, besonders die Agitation des Hofpredigers Stöcker und seiner christlich-sozialen Partei. Leos Reaktion auf die Wahlkampagne ist lehrreich. “Lachen Sie nicht,” bittet er die “verehrte Freundin” in Köln, “wenn Sie mich, dem die Politik bisher so fremd lag, so ernsthaft über die augenblicklichen Tagesbegebenheiten reden hören. Weiß ich doch wohl, was für uns alle bei diesen Wahlen auf dem Spiele steht”. Uns, d. h., wie er im nächsten Brief erläutert: “zunächst uns deutsche Juden”. “Und es ist nur zu wahr, es ist nur ein Spiel, das mit uns getrieben wird, eine Komödie – hohe Herren sind die Regisseure und das Volk die Marionetten”, fährt er fort – die übliche sozialdemokratische Einschätzung des Antisemitismus. Was auf dem Spiele stehe, sagt er weiter recht knifflig, sichtlich nach einer korrekten Formulierung tastend, seien “die Rechte, die unsere Berechtigungen in der Gesellschaft bedingen”, nachdem er seine erste Formulierung, “Rechte der Menschheit”, als eine “Phrase” hat fallen lassen –, ganz im Sinne des späteren Brunners, der Nationen kennt und nicht Menschheit und deren Rechte (“Der entlarvte Mensch”, S. 143), obwohl er sagt, daß wir “die Realität unsrer Gattung im Staat” leben (“Mat. u. Id.”, S. 156) und damit der die ganze Gattung umfassende Weltstaat begründet wäre. “Es sind empörende Waffen, die man gegen uns schwingt”, heißt es in dem Brief dann, und das lähmende Gefühl des Menschen, dem sein Menschentum bestritten wird, spiegelt sich darin, “Waffen, gegen die uns der bloße Kampf entehrt, der Sieg keinen Ruhm bringen kann”. Er empfindet es als einen Fluch, daß er “ein deutscher Untertan” ist. “Ich habe mein Deutschland lieb ... , aber ich beweine, was mein Vaterland so schmähhlich schändet Es gibt keine entsetzlichere Qual als ein Menschenherz, das in tiefer Kränkung heimlich blutet, indes das Unrecht mit erhobenem Haupte durch die Welt schreitet, Frechheit und Gemeinheit vor sich her und im Gefolge das Hohngelächter von Schurken”, schließt er zweifellos aufrichtig, aber allerdings verstiegen im Stil. Im nächsten Brief (11. 11. 84) antwortet er der Dame, die “seine Klagelieder” unbegründet fand, daß es sich um eine “vollkommen organisierte Partei” handle, “deren gewaltiger Übermacht wir über kurz oder lang erliegen werden”, fügt aber “philosophisch” hinzu: “Es ist das große

Gesetz in der weiten Welt, daß Eines dem Anderen den Platz streitig macht in dem allgemeinen Kampf ums Dasein. Stets siegt die Gewalt. So ist es, und so muß es sein: aber schlimm ist es doch, sich selber unterliegen zu sehen.“ Das klingt fast nach einem Darwinisten und ist natürlich noch nicht der Gedanke Brunners. Aber Keime seiner späteren Haltung mag man hier entdecken. Neun Jahre später (14. 11. 1893) nennt er den deutschen Antisemitismus eine “Narrheit und Krankhaftigkeit”, die man ausrasen lassen muß”, und versichert der alten Frau: “Wir werden doch das letzte Wort behalten.“ Von diesem Optimismus spürt man noch zwanzig Jahre später in seinen ersten “Judenbüchern”. Aber vor Hitler geht es scharf zurück in die Stimmung des Verurteiltseins. Das Judenhaßproblem hatte Brunner fast ein halbes Jahrhundert, seit 1884 eben, beschäftigt.

Freiburg 1885-88. Was Leo Wertheimer veranlaßte, nach zwei oder drei Semester von Berlin nach Freiburg im Breisgau zu gehen, ist unbekannt. Er war hier als studiosus philosophiae vom Wintersemester 1885/86 bis zum Sommersemester 1888, also volle sechs Semester immatrikuliert. Das Universitätssekretariat bemerkte auf Anfrage, daß die von Leo belegten Vorlesungen etc. in seinem Abgangszeugnis hätten erscheinen müssen, in den (noch vorhandenen) Büchern sich aber nichts findet.

Der Kantianer. So können wir nur so viel feststellen: Philosophie lehrte damals in Freiburg Alois Riehl, ein Kantianer, Vertreter eines “positiven” Kritizismus, der die Philosophie auf “Erkenntnislehre” beschränkte. Wenn Riehl, wie behauptet wird, wirklich dem jungen Studenten “am besten gefallen” hat, dann muß dieser damals noch ein recht gläubiger Kantianer gewesen sein. Vielleicht mit Bezug auf diese Zeit erzählt Brunner: “Ich kannte damals nur erst Philosophie und hatte ... seinen Gegenbegriff Scholastik in mir noch nicht vollzogen Davon das Rechte erfuhr ich erst, nachdem ich eine ganze Zeit an Kant beinah vollständig verlorengegangen war; trotzdem ich mir ins Ohr sagte, sein Werk schmeckt nicht nach einem Menschen Der erste, der rein dialektische Geschmack nahm mich ein mit seinem ungeheuren Reiz: der bedenkliche Nachgeschmack deutete auf den Inhalt und die Zutaten. Aber ich war diese ganze Zeit nicht bedenklich; die ganze Zeit auf den langen Wegen mit

Kant hatte ich gar keine Gedanken” (“Einsiedler”, S. 44).

Auch in der “Lehre” bemerkt er: “Ich war selber eine Zeitlang mitverhext.” Wo er davon spricht, “daß auch nicht einmal eine Frage nach den Abstraktionen in unsrer Literatur anzutreffen sei”, heißt es: “Kant macht diese rühmensewerte Ausnahme, und zwar mit seiner wahrhaft tiefsinnigen Frage: 'Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?' ... Es ist das einzige Mal, wo mir Kant wirklich im großen Sinne bedeutend erscheint.” Aber: “mit diesem A priori ist alles auf den leeren Dunst der Anschauungsformen und Kategorien scholastisch hinausgespielt” (S. 933f.). In dem sieben Seiten langen Artikel “Kants Scholastik” im “Tagebuch” verteidigt er doch Kant gegen Nietzsche: “Kant ist unendlich scharf in Begriffen, nur eben, daß er in der Schärfe des begrifflichen Unterscheidens steckenbleibt ... Kants transzendentaler oder formaler Idealismus gehört zu den lichtvollsten begrifflichen Leistungen”, aber “macht auch selbst die Erfassung der Relativität unmöglich durch seine Voraussetzung, das aus dem Verband der Spezifikationen des praktischen Denkens losgelöste Wissen als 'Denken', und endet ... in der scholastischen verwirrenden Entgegensetzung von Anschauung und Denken, Sinnlichkeit und Verstand” (S. 214).

Brunner war also lange Kantianer gewesen, ähnlich, wie er “lange” streng religiös gewesen war; und ebenso heftig, wie gegen die Religion, war später seine Reaktion gegen Kant. Wann die Abwendung stattfand, ist schwer zu sagen. In “Spinoza gegen Kant”¹⁸ lesen wir: “Ich aber habe es mir nicht leichtgemacht, sondern habe wohl alle, die von Menschen groß genannt werden, geprüft und verglichen, bevor ich diese gewaltige Behauptung von der Wahrheit, Aberglaubenslosigkeit und Irrtumsfreiheit des Spinoza gewagt habe” (S. 33). – Alle. Das bezeichnet ein ungewöhnlich ausgebreitetes Studium. Philosophie war das Zentrum seines Interesses, zu allen Zeiten.

Evolution. Um diesen Mittelpunkt aber, und in mehr oder weniger strengem Bezug zu ihm, gruppieren sich andere Studien. Man bekommt von Brunners Werken den Eindruck, daß er sich auch mal mit Medizin beschäftigt haben muß. Sicher ist, daß er Biologie studierte. Wahrscheinlich hörte er in Freiburg bei dem Zoologen August Weismann, von dem 1885

¹⁸ [“Spinoza gegen Kant und die Sache der geistigen Wahrheit” (1910), Assen ²1974]

“Die Kontinuität des Keimplasmas als Theorie einer Vererbung” erschienen war. Weismann verneint die Erbllichkeit erworbener Eigenschaften. Die schon im frühesten Keimstadium vorhandene Trennung der Geschlechtszellen (des Keimplasmas) von dem Körperplasma ermöglicht eine ununterbrochene Verbindung (Keimbahn) unter den Artindividuen über das Keimplasma, ähnlich wie bei den sich durch Teilung vermehrenden Einzellern. Veränderungen entstehen nur aus inneren Veränderungen des Keimplasmas, wesentlich als Folge der Vereinigung zweier Individuen bei der Befruchtung. –

Man wird in der späteren Argumentation Brunners gegen die Entwicklungstheorie diese Anschauungen in allen Teilen wiederfinden. Es ist nicht das Individuum, sondern die Gattung, die sich fortpflanzt, wird Brunner sagen, und die Gattung ist nicht auf Veränderungen, sondern auf Erhaltung aus. Und da erworbene Eigenschaften sich nicht vererben, kann es gar nicht anders sein. Die Fortpflanzung ist letzten Endes nichts als Teilung. Der Veränderung durch Befruchtung aber wird Brunner das Mendelsche Gesetz beschränkend entgegenhalten. Er wird philosophisch weitergehen und von der “Idee” der Gattung als dem Notwendigen und Festen reden. Was er bei dem Zoologen gelernt hat, wird er mit Plato und Spinoza verbinden.

Die Freiburger muß die eigentliche Studentenzeit Leo Wertheimers genannt werden. Einen Corpsstudenten darf man sich aber nicht vorstellen¹⁹ – nicht nur wegen seiner Armut, sondern auch, weil damals bereits Juden von den Verbindungen ausgeschlossen waren; und jüdische Verbindungen gab es noch nicht. Doch waren Katholiken toleranter, und er scheint einen gewissen Anschluß an das gesellschaftliche Leben der kleinen katholischen Universitätsstadt gefunden zu haben.

Duell. Das wird wohl auch durch die Tatsache bestätigt, daß er eine Duelldrohung empfing – von einem Studenten namens Fackenheim, der ihn bezichtigte, er habe ihn bei den Damen der Stadt verleumdet. Leo erklärt, das müsse ein Irrtum sein, was Fackenheim dann zugibt. Charakteristisch ist, daß Leo ihm nun einen Brief über den Unsinn des Duellierens schreibt. Vorher konnte er sich darüber nicht äußern, es konnte als Kneifen

¹⁹ In Berlin soll Brunner immerhin “Konkneipant” bei einer neugegründeten Jungburschenschaft “Neogermanen” gewesen sein.

ausgelegt werden. Herr Fackenheim wird die Abhandlung wohl als unerbetene Belehrung empfunden haben.

Belehren und Helfen. Hier zeigt sich schon der auffallende Hang auch des späteren Brunners, zu helfen und zu belehren. In der "Lehre" gibt es viele Ratschläge bei Gelegenheit rein theoretischer Ausführungen, zum Beispiel: "Lieber Leser, du hast gegen andere Übel schon schlechtere Mittel angewandt: probier dieses" etc. Wenn Brunner in "Unser Christus" vom Mystiker sagt, daß er von keinem Gegenstand seines Liebens wissen wolle, "wie ganz junge Mädchen von keinem Mann" (S. 67), fühlt er sich zu der Empfehlung gedrängt: "Worauf man übrigens achthaben sollte bei jungen Mädchen", und dreiviertel Seite mitten in dem ganz anderen Text läuft nun in diese Richtung. Im "Tagebuch" heißt es (mit Bezug auf die "trefflichen jungen Leute", die "durch die Skeptik ... verwirrt, entmutigt" [sind]): "Ich wollt, ich wüßte sie alle, wo in der Welt sie herumzweifeln und verzagen, und könnte ihnen ein heilsames Wort geben" (S. 325).

Ernst Ludwig Pinner ("Erinnerungen an Constantin Brunner"²⁰) erzählt von einem Spaziergang mit Brunner in Potsdam: "Ein breiter Parkweg hatte eine kleine Steigung, was unsren Führer zu sehr ernsthafter Belehrung veranlaßte, man müsse bergauf stets langsam gehen." – Pinner vergißt, daß Brunner herzkrank war. Es war sein eigenes Leiden, das er in Ratschläge verwandelte. "Wenn Treppensteigen deinem Herzen zu schwerfällt, so steig rückwärts hinauf", vermerkt er so im "Tagebuch". Und mitten in seinem Testament, wo der schwerleidende "von den Giftliegen der Nächte" spricht, heißt es plötzlich: "Ich empfehle auch schon anhaltende Aufmerksamkeit auf das Geräusch unsres Atmens und Zählen der Atemzüge als Mittel der hier beredeten Fixationen"! Und auf dem Totenbett zeigt Brunner auf sein Herz, das bereits den Dienst versagt: "Ich kann nicht mehr hinüber, kann es nicht mehr erreichen" (wie der erlahmende Schwimmer nicht das Ufer, offenbar). Und die Erläuterung nach der Bewegungslehre: "Du verstehst doch die Schilderung? Ich empfinde bereits den Gegensatz der Bewegung in mir als quälend, wenn auch dieser Gegensatz in den Bruchteilen der Sekunden Gutes schafft."

²⁰ [abgedruckt in "Die Constantin Brunner Gemeinschaft" (Interne Zeitschrift), a. a. O., 4. Jg. Heft Nr. 13, April 1950]

Und dann die “Empfehlung”: “Ist diese Krankheit mit all diesen Übelkeiten ausführlich beschrieben?” (Lothar Bickel, “Constantin Brunners letzte Stunden”²¹)

Komische Ader. Eine philosophische Ader ist sicher schon an dem Freiburger Studenten. Viel deutlicher aber trat wohl damals seine komische Ader hervor. “Als Student”, schreibt Brunner, “waren meine Bierreden von der jauchzendsten Verrücktheit, besonders wohl meine ‘Reden des Bandwurms’. Man nannte mich den ernstesten und den tollsten Kopf” (“Einsiedler”, S. 26). Aber das war bei ihm nicht nur eine Art gesellschaftlicher Unterhaltung. Es war eine Art Besessenheit. “Ganz mutterseelenallein” – fährt er fort –: “wenn mir nicht der Ernst kam und das Träumen, so kam unwiderstehlich der Blödsinn in der vollen Lebensgröße, daß er mich unterhalte” (ebd.). Brunner gibt ein Beispiel des “Blödsinnschaffens”: “Ich aß ein Ei und sagte mir: ‘Wenn nun dieses Ei das Ei des Columbus wär, sich in Columbus verwandelte und ich müßte Amerika werden, um den Columbus zu entdecken!’ und hatte mehr Freude an dem Blödsinn als an dem Ei” (ebd.).

Christian Morgensterns “Palmström” und Lewis Carolls “Alice in Wonderland” haben dieses logikfreie Spiel der Assoziationen zu grotesken, poetisch-philosophischen Wirkungen verwandelt. Brunner erklärt dabei den “ungeheuren Reiz” aus der “Aufhebung der Vernunft” (ebd.), und dies gebe dem Menschen “Lust unendlicher Freiheit”; “denn die Vernunft ist sein menschliches Wesen, aber zugleich seine menschliche Beschränkung” (ebd., S. 27). Brunner nach seiner Art “empfiehlt” uns den “Blödsinn” zum “Frei-, Fröhlich- und Gleichmachen”, allerdings müsse man “eine gewisse Anlage dazu” haben (ebd., S. 26).

Was der so veranlagte Brunner sogar ein “Schaffen” nennt, mag manchen abgeschmackt erscheinen. Nicht jeder wird es verstehen, wenn Brunner behauptet, den Scherz vom “elften Gebot” (Laß dich nicht verblüffen!) “*kann* man aufatmend empfinden als lichtbringende Offenbarung” (ebd., S. 27). So manche rein assoziative, wortspielerische, “komische” Abschweifung in Brunners Büchern erklärt sich aus der hier besprochenen “Anlage”. Mitten in einer sachlich ernstern Betrachtung heißt es zum

²¹ [abgedruckt in “Die Constantin Brunner Gemeinschaft” (Interne Zeitschrift), a. a. O., 5. Jg., Heft Nr. 15, Dezember 1950]

Beispiel in “Unser Christus”: “Der Rabbinismus wußte, daß die Prophetie tot war, und hatte sich so gut damit abgefunden – mir fällt ein holdseliges Hochzeitskarmen ein, zu singen nach der Melodie 'Ich bin ein Preuße':

Mama ist tot, wir haben sie begraben,
und Binchen führt die Wirtschaft jetzt allein.

Die Rabbinchen führten die Wirtschaft jetzt allein” (S. 233).

Wer diese seine Anlage in Betracht zieht, wird eher verstehen, daß Brunner als “seine” vier Bücher aufführt: Bibel, Shakespeare, Spinozas “Ethik” und – das Kommersbuch (“Einsiedler”, S. 29)!

“Der Hund beißt!” Leo Wertheimer versuchte sich damals auch in eigener humoristischer Produktion. Wir haben die Berliner Unternehmung zusammen mit Ernst Müller bereits erwähnt. Auf die Freiburger Zeit scheint ein Lustspiel “Elvine” zurückzugehen, von dem Brunner später (Brief von 1893) zwar als “unreifem Zeug” spricht, aber trotzdem versucht, ob “etwas damit gemacht werden” kann. Seine Hoffnungen, damit herauskommen zu können, erfüllten sich nicht. Veröffentlicht hat er “eine Posse in einem Aufzug”, betitelt “Der Hund beißt!” Nach den Anzeigen im “Zuschauer” (1893 und 1894) war die Posse “nicht im Buchhandel”. Das Exemplar, das ich las, war 1920 bei Bloch in Berlin in der Serie “Herrentheater” erschienen.

Wie E. L. Pinner²² und andere berichten, trug der ältere Brunner, der sonst nur aus seinem Ungedruckten vorlas, dies Stück gern zu seinem und der Zuhörer Gaudium vor. Wer, wie ich, von seinen philosophischen Schriften kam, mußte ziemlich perplex sein, wenn er diese bedeutungsarme Spaßmacherei las: ein Studentenstück nach dem Klischee – ein verbummelter Student, der Geldverleiher Veilchenfeld, der gefürchtete Besuch des tobenden Vaters. Nichts als einige Situationskomik. Veilchenfeld nennt seine Tochter, die auf die Bretter, die die Welt bedeuten, gehn will, “das Brett, das die Welt bedeutet!” Überhaupt Veilchenfeld! Er mauschelt, das heißt, er spricht, wie nach den antisemitischen Witzblättern die Juden angeblich reden. War sich Brunner dieser Note nicht bewußt? Er schreibt einmal in einem Briefe, Veilchenfeld sei gar kein Wucherer:

²² “Die Vorlesung von 'Der Hund beißt', Brunners drolligem Studentenlustspiel, war jedesmal eine richtige schauspielerische Leistung, ebenbürtig dem begabtesten Komiker”, [“Erinnerungen an Constantin Brunner”], (a. a. O.).

“Merken Sie was!?” Ganz gewiß hat niemand was anderes gemerkt, als das gleiche vom jüdischen Wucherer.

Geistiges Wachstum. Der junge Mann machte eine sehr langsame Entwicklung durch. “Mein wahres inneres Wirklichsein ... trat, je mehr ich heranwuchs und aus dem Jünglingsalter in die Jahre kam, die bei andern die reifen genannt werden, immer mehr hinter das Leben und in die Tiefe der Seele hinunter Ich war – wegen dieser Schweben zwischen dem Innen und Außen – noch lange Jahre der ersten Mannheit unreif”, schreibt Brunner (“Zum 55. Geburtstag”, S. 13).

Aber wie er in dieser Freiburger Zeit wächst, kann man wohl beobachten. Da schreibt er zum Beispiel am 2. 7. 1886, bemüht, Frau Löwenthal “über das längere Ausbleiben eines Briefes von seiten Ihrer Tochter” zu beruhigen (die alte Dame hat offenbar “Vernachlässigung oder gar noch mehr” angenommen): Selbst wenn “irgend etwas imstande wäre, die Aufmerksamkeit Ihrer Tochter ... von Ihnen abzuziehen ... , so wäre das ein Unrecht, welches doch immer noch in keinerlei Verhältnis stünde zu demjenigen, welches Sie durch solche Gedanken an Ihrer Tochter begehn Geht einer einen Schritt von der Bahn des Gewöhnlichen, geht der andere gleich zwei”; er bringt das Beispiel des Volksglaubens, daß die Pferde siebenmal größer sehen als Menschen, und meint, daß es der Mensch sei, der so des andern Wort und Bewegung vergrößert sehe; “darum streiten sie so viel”. Da ist schon der spätere ethische Brunner auf dem Wege. Auch spricht er wohl schon mit von sich selbst, wenn er die mütterliche Freundin einlädt, sich die Menschen darauf anzusehn: “Sie *streben* alle nach etwas: es ist immer irgendein Ziel der Zukunft, das ihnen winkt, sie leben eigentlich gar nicht wirklich: sie warten immer darauf, zu leben.” Die psychologischen Gründe, die er dafür findet, “daß so lange Briefe von Ihrer Frau Tochter ausgeblieben” (3. 2. 1885), sind bereits sehr wohl beobachtet. – Wer weiß, daß die “Schreibfaulheit” dieser Tochter auch in seinem eigenen Leben eine beängstigende Rolle spielen sollte, mag eine Ironie darin finden, daß er so gute Gründe gegen jede Beängstigung zu geben wußte und ihnen doch selber nicht folgte. Ja, vielleicht ist er schon damals, während er sie gibt, eben in diesem Falle, da er ein N. B. hinzufügt: “Sie würden mich sehr erfreuen, wenn Sie mir Nachricht geben würden, sobald der erwartete Brief eingetroffen, was

hoffentlich inzwischen schon der Fall war” (2. 7. 86).

In dieser Freiburger Zeit Leos starb sein Vater. Welche Laufbahn sein “Einziges” einschlagen würde, war immer noch ganz unbestimmt. Als Leo im August 1888 Freiburg verließ, sechsundzwanzigjährig, nach acht oder neun Semestern eines offiziellen Studiums insgesamt, hatte er jedenfalls keinerlei Examen abgelegt. Trotzdem scheint irgendein Plan bestanden, eine Aussicht gewinkt zu haben. Wir lesen in einem Brief von 1889 an Frau Löwenthal: “Im vorigen Sommer glaubte ich für den kommenden Winter genug hoffen zu können. Der war aber sehr traurig für mich.” Daß es sich um “Materielles” dabei handelt, bestätigt der nächste, etwas blumige Satz: “Endlich, endlich – endlich geht mir nun die Sonne des Materiellen auf und lächelt mir entgegen aus Nebel und dunstigem Gewölk.” Man sieht, daß er seine Lage schwer empfunden hatte. Welcher alte Plan da fehlgeschlagen und was das Ende der neuen Hoffnung war, wissen wir nicht.

Schwere Gedanken. Am 24. Oktober 1888, das ist kurz nach Freiburg, beginnt Leo ein Tagebuch. Fünf Jahre später, im “Zuschauer”-Aufsatz “Zur Technik des künstlerischen Schaffens”²³ fordert er allgemein: “Der bedeutendere Mensch sollte ... seine inneren Erfahrungen zu Buch bringen” (S. 144). Auch jetzt bemerkt er, mit einer nicht uncharakteristischen Geste, die “Erlebnisse des Tages” seien ihm “fast gleichgültig”. “Nur was ich *innerlich* an mir erfahre, *erlebe* ich, und das soll auch mein Tagebuch füllen.” Aber: “Ausgeschlossen bleiben sollen meine philosophischen Gedanken, die werde ich besonders aufschreiben.” Erwähnt wird nur “eine Eselsarbeit von zwanzig engbeschriebenen Seiten”, mit dem naiven Zusatz: Ich “will sie drucken lassen, um zu sehen, was man dazu sagt Ich habe überhaupt Lust zum Schriftstellern, das mir übrigens schwerer fällt, als ich früher dachte”. Das klingt beinahe, als sei der Eselsessay sein erster schriftstellerischer Versuch.

“Diese Arbeit”, geht die Tagebuchnotiz weiter, “betrachte ich als einen Scherz und eine Erholung von den schweren Dingen, die mir im Kopf herumgehen” – wohl die philosophischen Gedanken. “Daß ich gerade dieses barocke Thema gewählt habe, liegt zumeist an meiner Lust am

²³ [Der Aufsatz ist erneut abgedruckt in der Sammlung “Vom Geist und von der Torheit”, Hamburg 1971]

Burlesken”, gesteht Leo. “Auch gefalle ich mir zuweilen darin, zu zeigen, daß ich weiß, was nur sehr wenige wissen oder was schwer zugänglich ist. Henai agraptai historiai bereiten mir ein alexandrinisches Behagen.” Diese naive Selbstgefälligkeit wirkt noch in späteren Büchern Brunners nach. Die Anmerkung über den Esel in der “Lehre” geht wohl auf den Aufsatz von 1888 zurück: Der Esel sei an sich nicht dumm und habe seine Schönheit; in den Ländern, “wo er eine freundlichere Geschichte hinter sich” hat, sehe man “stolze und ganz andere Esel als bei uns, wo sie freilich depraviert erscheinen Der Esel ist der Jude unter den Tieren” (S. 840). Der Schlußsatz erklärt vielleicht Leos Interesse an dem Thema.

Welche Gedanken, welche “schweren Dinge” ihm “im Kopf herumgingen”, wollen wir versuchen Brunners “ideographischer” Darstellung zu entnehmen: “Diese Seelenstimmung des Erkennens war jederzeit gegenwärtig in mir auch in den Jünglings- und ersten Mannesjahren” (“Zum 55. Geburtstag”, S. 16), “es war das Denken ohne Gedanken, die Theorie war noch nicht hell und bündig genug” (ebd., S. 17). “Glücklich war ich, und nichts tat mir weh als Eines auf besondere Art: ... Lebendiger als die lebendigen Menschen meines Umgangs waren mir Sokrates, Christus und Spinoza. Aber zu keiner Zeit in den damaligen Tagen konnte ihr Wort mir erquicklich werden, ohne daß zugleich von ihrem Schicksal mein Blut mir wehe tat – heimlich und seltsam tat mein Blut mir weh *nach ihrem Schicksal*, als wäre ich um ihretwillen verpflichtet, es ebenso zu erleben” (ebd., S. 18).

Wir haben schon vom Schuldbewußtsein des Knaben gesprochen, “als klage jedes Pferd ihn an”, und dem Empfinden des Greises, “als habe er es angerichtet”. Man vergleiche noch diese Stellen: Wenn der Prophet “nicht spricht, ist es gleich, als hätte er das Blut derer vergossen, die ihn hören können” (“Christus”, S. 462), und: “Wenn ich dir helfen soll zu denken, während du so hartsinnig im Materialismus bleibst, bist du mir wunderbar schrecklich wie ein Körper, der von mir seine Seele fordert” (Mat. u. Id., S. 77). Hier geht das einen Schritt weiter, der junge Mann fühlt sich “verpflichtet”, das Märtyrerschicksal zu erleiden, sein “Blut” verlangt danach. In “Unser Christus” sagt Brunner vom Mystiker, daß dessen “Lust nur sein” könne, “als Märtyrer zu leben Arm und gequält, wie Christus!” (S. 70) In derselben Weise liegt hier bei Leo eine

Identifikation mit dem Helden zugrunde. Von dieser Brunner eingeborenen Identifikation haben wir ein merkwürdiges Exempel im “Einsiedler”, wo Brunner seinen Bericht über sein “Leben und Schaffen” mit diesem Satz beginnt: “Meiner Zeit danke ich das Höchste, was ich zeitlich besitze: meinen Kopf; daß sie mir den gelassen hat” (S. 12). Wie kommt Brunner auf den Gedanken, daß es ihn eigentlich seinen Kopf hätte kosten müssen? – Rathenau war ermordet worden. Zwar kümmerte sich seine “Zeit” gar nicht um Brunner. Aber er weiß, daß sie ihn eigentlich hätte meucheln müssen, wie Rathenau. Er “dankt” der Zeit im Grunde nur ironisch. Eigentlich ist sie ihm zu allem anderen auch das schuldig geblieben.

Auch bei der Arbeit an der “Lehre” erwartet er “Feinde” und erwägt Anonymität. Und 1897 schrieb er im Zusammenhang mit der üblen Nachrede wegen seiner Ehe: “Ich habe mich niemals durch intime Auseinandersetzung mit der Menge verunreinigt. Ich kenne sie gut, das Schicksal, das sie jederzeit meinesgleichen bereitet hat, steigt in mir herauf, wo Einige aus ihr beisammen sind und ihr geistig-sittlicher Charakter zu Tage kommt. Verbitterung und Verzweiflung faßt mich unter ihnen Wenn ich noch etwas vor mir sehe, ist es Christus am Kreuz, und die vor mir sitzen sind seine Mörder. Spitzbube bin ich doch auch, und wenn ich auch nur der letzte in der Reihe bin, so gehöre ich doch dazu und trage in Freudigkeit und Liebe mein Martyrium!” “Und noch weniger hat mich das Bittere geschmerzt Ist mir alles nichts und macht mich stark; und herrlich voran! bis an den Galgen meinetwegen, wo ich und meinesgleichen hingehören”, schreibt er 1899. Aus diesem Gefühl erklärt sich seine damalige Kritik an dem unglücklichen Dreyfuß: “Ich habe nicht selten gewünscht, dort in Rennes anstelle jenes Mannes zu stehen Denken Sie, wenn dort ... ein geistiger Mann ... gewesen wäre, der zu *sprechen* gewußt hätte – : ... hätten wir ein Beispiel erlebt, das jene von Sokrates, Christus, Bruno weit hinter sich zurückgelassen hätte und das der faulen, faulenden Menschheit einen neuen Schwung und Impuls zum Bessern gegeben hätte.” – Was hat Dreyfuß damit zu tun? Hier spricht der Träumer Leo, der die ganze Menschheit bekehrt und nun, siebenunddreißig Jahre alt, Schierlingsbecher, Kreuz und Scheiterhaufen überbieten möchte.

Die Judenhetze, das Hepp-Hepp, das Theodor Herzl zum Zionisten machte, erwähnt dieser Brief gar nicht. 1927 stellte Brunner anlässlich des

Prozesses von Schwarzbard, der den ukrainischen Pogromisten Petljura in Paris erschossen hatte, wieder die Frage, “ob Schwarzbard für seine Sache die entsprechend große Persönlichkeit wäre” (Lothar Bickel, Einige Erinnerungen an Brunner²⁴) – aber die “Sache” hier ist zweifellos die Sache der Juden. 1899 scheint Brunner nur an seine “Kritik der Zeit” zu denken.

Die “schweren Dinge”, die dem sechsundzwanzigjährigen Leo “im Kopfe herumgehn”, sind schon von dieser Natur: daß jede Zeit ihren Erlöser meuchelt. Er brütet über seiner “Geschichtsphilosophie”, an der er, wie erwähnt, schon “seit seinem zwanzigsten Jahre” arbeitete. Im “Tagebuch” sagt er: “Wie sie auch sogar Sokrates, Christus und Spinoza so schändlich mitgespielt haben, das ist mir ein ewiger Schmerz und Stachel und vielleicht die Muse gewesen, die mich auf den Weg brachte” (S. 257). Und in der “Lehre” (S. 856) schrieb er, daß an der Tragödie Christi “mir zuerst das Herz entzündet ward zu den machtvollen Gedanken, die nun mein Leben treiben” (S. 797).

Die Doktorfrage. Nach Freiburg soll Leo wieder in Berlin studiert und sich dort auch den Dokortitel geholt haben. Ich habe lange nach seiner Doktordissertation gesucht – die unter Umständen recht aufschlußreich sein konnte –, aber es gibt keine! Aus der erwähnten amtlichen Information der Freiburger Universität könnte man schließen, daß Leo kein Abgangszeugnis ausgestellt worden war – ohne welches er aber sich nicht in Berlin wieder immatrikulieren konnte. Berlin weiß nun gar überhaupt nichts von einem Studenten Wertheimer Leo, obwohl er offenbar in Freiburg eine Berliner Exmatrikel präsentiert hat. Damit blieben wir ganz im Dunkeln, wenn nicht die Aufzeichnung vom 6. Januar 1912 in Lottes Tagebuch etwas Licht auf die Frage würfe: “Seine Doktordissertation hat Vater viel Unannehmlichkeit und Aufregung verursacht. Schon damals war es ihm ganz unmöglich, erzählt er, einen besonderen Gegenstand außerhalb eines großen gedanklichen Zusammenhangs zu behandeln. Er hatte sich wohl hundert Themen überlegt, ehe er zur Einsicht in diese Unmöglichkeit gelangte. Nun lag ihm sehr am Herzen seine Philosophie der Geschichte, an der er seit Jahren, mindestens seit seinem zwanzigsten

²⁴ [abgedruckt in “Der Constantin Brunner Gedanke”, hg. R. Pinner und S. Suhl, 1. Jg., Heft 3/4, Januar 1956]

Jahre ernst gearbeitet hatte. Nach vielen Kämpfen erhielt er die Erlaubnis, einen Teil aus dieser Philosophie der Geschichte als Doktordissertation vorzulegen, aber nur unter der Bedingung, daß er den Rest nachliefern würde.“ – Das scheint zu heißen, daß diese Geschichtsphilosophie nur “zum Teil” vorlag und also “der Rest” noch nachzuliefern war. Lotte fährt fort: “Da er dieses Versprechen nicht hielt, nicht halten konnte, so wurde ihm noch lange Zeit von der Universität keine Ruhe gelassen.” – Die Dissertation galt nun sicher für überhaupt nicht eingereicht und von einer Promovierung zum Doktor konnte keine Rede sein. Was Brunner in “Unser Christus” über Doktoren der Philosophie sagt (S. 253f.) und den von “der Natur” statt von den Universitätsprofessoren promovierten, ist vielleicht nicht ohne Beziehung auf seine eigene fehlende Promotion.

Lotte fährt in ihrer Aufzeichnung fort: “Die Professoren, von denen er abhing, waren Bastian (der Ethnologe – der ihm sehr wohlwollte), der Pädagoge Dilthey und Ebbinghaus.” Man muß sich vergegenwärtigen, daß sich ein Professor selten herbeiläßt, eine Dissertation anzunehmen, deren Thema er nicht gestellt und die nicht “bei ihm” gemacht wurde. Lottes Bemerkung über Adolf Bastian bedeutet wohl eben, daß der alte Mann, der 1860 ein Buch veröffentlicht hatte: “Der Mensch in der Geschichte, zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung”, bereit war, Leo Wertheimers geschichtsphilosophische Arbeit anzunehmen. Daß diese gar nicht zahm war, kann man aus Lottes Schlußsatz ersehen: “Vater erzählte, seine Stellung zu Kant und Schopenhauer in dieser Jugendarbeit stimme im wesentlichen mit seiner heutigen überein.”

Warum aber konnte Leo den “Rest” nicht nachliefern? Offenbar kam er mit seiner Philosophie der Geschichte nicht zu Rande. “Zum 55. Geburtstag” heißt es: “Nie sprach ich davon, nachdem ich ein oder zweimal erfahren hatte ... , daß die so oft und bereits so klar gedachten Gedanken *vor den Andern* zu Nebeln auseinandergingen” (S. 16), und: “Ich fühlte ... ganz wohl, daß es noch nicht genug klar in mir sei ... , [schrieb] dabei aber stets für mich, in endlos neuen Umgießungen, meine Geschichtsphilosophie” (ebd., S. 20f.). Was ihn aber hinderte, diese vollendet zu empfinden, war wesentlich wohl die Tatsache, daß Brunner schon damals nur “das Eine Buch” schrieb und daß eben noch das “Ganze der Lehre” fehlte, das, wie er an dieser selben Stelle sagt, “hervorgegangen ist aus einer Geschichtsphilosophie” (ebd., S. 20), d. h., die Fakultätenlehre

fehlte.

Ein “fixer Kerl” war dieser Wertheimer offenbar nicht. Er gelangte, schien es, zu nichts. In seinen Studien streute er weit. Mit seinen Lehrern stand er nicht etwa schlecht. (Das darf man aus seinen späteren Angriffen auf die “Professoren” nicht schließen – auf die Schopenhauer, Nietzsche, Eugen Dühring unter anderem auch weidlich geschimpft hatten.) Ebenso wenig mit seinen Mitstudenten. Man fand ihn nach seinen eigenen Worten “liebenswert, unterhaltsam, versprechend für die Zukunft”. Aber diese “Versprechung” hielt er nicht. Er konnte nicht mal seine Doktorarbeit machen. Warum? Weil er viel zu tief war, weil er zu ernst war, so lächerlich ernst, daß er kein Ende fand, daß jedes Thema ihn in die Weite des Ganzen trieb und in den grundlosen Grund. Solche Leute enden als unverwendbare Käuze in einer Art stillen Wahnsinns – oder erbauen als Genies die Menschheit. Dieser unbeholfenen Lächerlichkeit Leos verdanken wir es, daß er sich nicht mit der Geschichtsphilosophie seiner Studentenjahre begnügte, sondern zu seiner eigentlichen Großtat, seiner Fakultätenlehre, vorstieß.

II. Hamburg 1890–1895

Hamburg

Literarisches Vermittlungsbüro. Leo Wertheimer kehrte anscheinend 1890 oder 1891 in seine Heimatgegend zurück, ließ sich in Hamburg nieder und berichtet unterm 7. August 1891²⁵ seiner “teuersten Freundin”, Frau Löwenthal, von der sechs Tage vorher erfolgten Eröffnung eines “Literarischen Vermittlungsbüros”.

²⁵ [Die von Suhl mitgeteilten Briefe wurden nachgesehen, soweit sie in der Ausgabe “Constantin Brunner. Briefe”, 2 Bde., hg. vom Constantin-Brunner-Kreis, Tel Aviv 1964, abgedruckt sind.]

Die Neugründung fand in den Zeitungen ein freundliches Echo. Leo weist seine Kölner Gönnerin auf eine redaktionelle Notiz in der “Kölnischen Zeitung” hin und bemerkt: “Alle Blätter brachten ähnliche günstige Hinweise. Zuschriften aus dem gesamten Ausland, selbst [aus der] Türkei und [aus] Rußland, liegen uns bereits vor.”

Daß er auf sein Unternehmen stolz ist, zeigt auch die Tatsache, daß er bittet, einen beigelegten Prospekt und [einen] Zeitungsausschnitt “Ihrer Frau Tochter zu schicken”. Wahrscheinlich “rechtfertigte” der nun Neunundzwanzigjährige sich gewissermaßen mit dieser Gründung. Die zwei Jahre vorher angekündigte “Sonne des Materiellen” war ihm damals wohl doch nicht aufgegangen. (Und sein rührend naives Versprechen von damals: “Wie groß wird meine Freude sein, wenn ich Sie besuchen kann aus eigenen Mitteln. Ich lasse es mir nicht nehmen und lade dann Sie und Ihren lieben Mann mal zu einem Ausflug ein”, wird er nicht halten können.) Aber nun ... er erwartet, daß das Unternehmen ihm “nach einiger Zeit (vielleicht schon nach einem Viertel- oder halben Jahr) alle schweren materiellen Sorgen” abnehmen werde.

Er war nicht allein in dieser Gründung. Ein Verwandter mütterlicherseits, Georg Müller, Inhaber einer Zigarrenfabrik in Hamburg, hatte sich finanziell beteiligt. Vielleicht auch andere. Der Brief spricht von “unserer Commission” – vielleicht gehörten Leo Berg und Otto Ernst dazu –, in deren Händen sich eingereichte Arbeiten befänden; eine wird “von einem tüchtigen Mann umgearbeitet”.

Und schon hat er eine ungeheure Entdeckung gemacht: “Ein glücklicher Zufall hat mir gleich in diesen ersten Tagen das Werk eines Mannes in die Hände gespielt, welches dem ersten Anblick nach durchaus corrupt und geradezu halb wahnsinnig erschien. Und dennoch habe ich hier sofort”, berichtet er, begeistert von sich selbst (sofort!), “unter allem Schutt die köstlichen Perlen herausgefunden. Es liegt in diesem wilden Manne ein urwüchsiges, grandios revolutionäres Talent vor, von einer erschütternden, echt dramatischen Kraft und einer großen, Shakespeareschen Ironie.” – Von dem neuen Shakespeare scheint nichts weiter bekannt geworden zu sein. Leo schließt: “An solchen Leuten wird sich der Segen unseres Instituts beweisen: welcher Verleger will die herausfinden.”

Man fühlt sich an Brunners spätere Satire auf “Liliencron und alle seine unsterblichen Dichter”²⁶ erinnert. Dabei lehnte ja Brunner sein ganzes Leben lang, wie der junge Mann von 1884 schon, “die heutigen Parnassusfrösche” ab. An Altkirch schreibt er zum Beispiel (8. 5. 1904): “Sie werden unzweifelhaft immer mehr zu der Einsicht kommen, daß der Naturalismus keine Kunst ist, sondern ein Irrtum solcher, welche Kunst nicht können, daß aber der Impressionismus – eine Frechheit ist.” – Ob er Gerhart Hauptmann, Max Liebermann, die französischen Impressionisten meint? “Im Naturalismus und seiner Kunst finden wir ... die Form ohne die nötige Modifikation ...; denn die Dinglichkeit ist Inhalt geworden,” behauptet er ganz allgemein unter dem Titel “Moderne Kunst”²⁷, die er in Bausch und Bogen verwirft. Über Hoffmannsthals “Elektra” schrieb er (28. 12. 1903) an Altkirch: “Ebenso stellenweise talentvoll, wie andererseits talentlos, im ganzen roh, barbarische Nachahmung, und affiziert von allen modernen Ungezogenheiten.” Im selben Jahr aber lobt er Frida Mond [gegenüber] den Roman “Jörn Uhl”: “Er gehört zu den wenigen modernen Werken, denen ich Geschmack abgewinnen kann, und ist mir lieb wegen seiner deutschen Sprache” – des Pastors Gustav Frenssens Luthersprache hat's ihm angetan; und wenn er gar selbst im eignen Kreis ein Talent entdeckt, dann macht er es gewöhnlich nicht unter “Genie”; zum Beispiel die “geniale” Inge von Holtzendorff, oder von einem andern schreibt noch der Vierundsiebzjährige: “Er ist der größte Wundermann unsrer Zeit; ich höre voll Staunen und Ehrfurcht und kann's absolut nicht realisieren, daß ich an so lichtem Genius auch nur ein Teilchen Erweckerverdienst haben soll!”

Das Geschimpfe auf die Modernen und zugleich der Entdeckerenthusiasmus sowie das gute Herz Leos sind Brunner geblieben. Daß der Ankläger der Zeit, die nie ihre Großen erkenne, selbst auch keinen erkannte, ist keine kleine Ironie.

Die mütterliche Freundin hat Befürchtungen geäußert, daß Leo in der Vermittlungsarbeit versinken werde. Sie erwartet offensichtlich von ihm eigene Schöpfungen. Leo beruhigt sie, daß das Unternehmen “in engster Weise mit meinem eigentlichen Berufe zusammenhängt, mir die Be-

²⁶ [Abgedruckt in: “Vom Geist und von der Torheit”, Hamburg ²1971; zit.: “Vom Geist”]

²⁷ [“Aus meinem Tagebuch”, Stuttgart ²1967, S. 219; zit.: “Tagebuch”]

kanntschaft der für denselben gewichtigsten und maßgebenden Persönlichkeiten ungezwungen vermittelt und somit meine eigenen Angelegenheiten fördert”. Sein “eigentlicher Beruf” scheint demnach das Schriftstellern zu sein. Er spricht in diesem Brief vom 7. August 1891 auch von seinen “persönlichen guten Beziehungen bei Redaktionen, mit denen ich selbst arbeite”. Vielleicht schrieb er, wie später, Rezensionen und dergleichen. Erhalten ist uns aus dieser Zeit nichts. Er erwähnt ferner “eigene große Arbeiten”, mit denen er nun schneller durchzudringen hoffe, “da ich ein großes Organ geschaffen habe, welches für mich arbeiten wird so gut wie für Fremde”. Vielleicht denkt er hier auch an seine “Geschichtsphilosophie” und an seine Gedanken über das Judentum, worüber er Vorträge hielt. Erschienen sind 1892 die Eselsarbeit im “Hamburgischen Correspondent” und “Die Anekdote und das Anekdotenerzählen”, September und Oktober 1893, im “Zeitgeist”, Wochenbeilage zum “Berliner Tageblatt”. (Anderes mag unter anderem Pseudonym herausgekommen sein.) Anekdoten hat Brunner sein Leben lang gern erzählt. Er hatte sich sogar ein Stichwörterverzeichnis zu Witzen angelegt. Im “Einsiedler”²⁸ heißt es: “Die Menschen haben davon so viel Köstliches, daß man glauben möchte ..., sie könnten niemals traurig werden und nicht sterben.”

Vorträge über Judentum. In einem Brief von etwa Oktober 1891 berichtet Leo von einem Vortrag, den er gehalten hat. Ob das wieder über den Talmud war oder ob es sich um einen der beiden Vorträge “über das Judentum” handelt, von denen Lottes Tagebuch²⁹ erzählt – jedenfalls hat der junge Wertheimer im jüdischen Kreise über jüdische Themen des öfteren mit Erfolg gesprochen.

Lotte berichtet unterm 29. Dezember 1904: “Vater las mir den ersten seiner Vorträge über das Judentum vor.” Ein offenbar späterer Zusatz merkt an: “Aus der frühen Hamburger Zeit, nicht erhalten.” Die Zeitangabe würde auf 1891 passen. Die Tagebuchstelle geht weiter: “Er fand, daß er vieles davon noch benutzen könnte, weil sein Standpunkt im wesentlichen noch derselbe sei wie damals.”

²⁸ [“Vom Einsiedler Constantin Brunner”, Potsdam 1924, S. 25; zit.: “Einsiedler”]

²⁹ [Ein Teil der Tagebücher wurde gekürzt herausgegeben unter dem Titel: Lotte Brunner, “Es gibt kein Ende. Die Tagebücher”, Hamburg 1970; zit.: L. Brunner, “Tagebücher”]

Wenn wir eine Rekonstruktion der Ideen der Vorträge versuchen wollen, so müssen wir hier vor allem an die Idee von der Mission der Juden denken, die deutsche Reformjuden etwa seit 1820 proklamiert hatten: die Judenheit hatte die göttliche Bestimmung – und darin lag der Sinn ihrer Erhaltung – in ihrer Zerstreung und durch sie der Anerkennung und Ausbreitung des reinen Monotheismus zu dienen. Auch die orthodoxen deutschen Juden nahmen diese Theorie später an. So war wohl auch der von orthodoxer Seite herkommende junge Wertheimer von der Missionstheorie durchdrungen. Daß er 1904 Lotte gegenüber mit seinem “Standpunkt”, der noch derselbe sei, gerade den Missionsgedanken meinen könnte, läßt sich daraus schließen, daß er ihn noch 1920 in “Memscheleth sadon”³⁰ verfißt: “Die Geschichte bekümmert sich *auch* nur um ihr eigenes Interesse, ... die Juden sind ihr nur ein Mittel für das Judentum”; ohne Antisemitismus würde das Judentum verschwinden. – Zwar nicht eine Rechtfertigung Gottes mehr, aber eine der Geschichte! Und 1922 heißt es über die Juden³¹: Sie “fühlen: sie haben nicht nur ... das Recht der Existenz ..., sondern auch die hohe Pflicht der Existenz so, wie sie sind”. Und noch 1924 (“Einsiedler”, S. 138) schreibt er: “Die Menschheit will und muß Juden haben, und es ist ein überaus merkwürdiger, in letzte Tiefe deutender Zug an den eigentlichen Juden ..., daß diese auch Juden sein *wollen*, so schwer sie das zu empfinden haben. ... Es ist ein mystischer Wille zu ihrem Leiden dabei und ein wahnwitziger Eigensinn auf ihr altes Märchen von der Gerechtigkeit.” Trotzdem die letzten Worte bereits die spätere Abwendung vom Missionsgedanken ankündigen, wird einige Seiten weiter noch “Memscheleth sadon” wieder zustimmend zitiert. Ja, 1936, kurz vor seinem Tod, nachdem er längst all diese Gedanken widerrufen und den Untergang der Juden proklamiert hatte (1931 entdeckte er: “Der heutigen Juden bedarf es nicht zur Erhaltung des Judentums”, [in:] “Zur Selbstemanzipation”, Preußische Jahrbücher), schrieb er mir, daß es mit der Fortexistenz der Juden “eine viel tiefere Bewandtnis” habe als etwa die ökonomische Schichtung. So tief wurzelte in ihm der Missionsgedanke, daß seine eigene Logik ihn in ihm nicht ausrotten konnte.

³⁰ [“Memscheleth sadon (Die Herrschaft des Hochmuts)”, Stuttgart ²1969, S. 102]

³¹ [“Der Judenhaß und das Denken”, Berlin 1922, S. 34]

Fernerhin darf man bei jenen Vorträgen an Ausführungen über das Judentum denken, wie wir sie im “Judenhaß”³² besonders in der “Rede der Juden” finden – 1934 schreibt Brunner: “Nach dem Wesentlichen der Anschauung und Haltung stammt das ganze Judenbuch aus meinen Studentenjahren” (“Vermächtnis”³³) –, und an etwas wie die geniale “Übersetzung” des “Schemah Jisrael”, von der er [am 8. 12.] 1893 in einem Briefe [an Frida Mond] schreibt: “Ist es nicht merkwürdig, daß all die Jahrtausende hindurch kein Mensch vor mir des Moses großes Wort Schemah Jisrael! auch nur richtig dem Wortsinne nach aufgefaßt und übersetzt hat, und daß ich erst durch Spinoza darauf verfallen bin, der es selbst noch nicht gewußt hat?!” Übrigens ist es gerade im Punkte des Judentums, daß Brunner sich eine der seltenen kritischen Bemerkungen gegen Spinoza erlaubt, den jungen Spinoza des Theologisch-Politischen Traktats: “Die Urteile darin über Juden und jüdische Literatur sind zum Teil stachelig und hart bis an die Ungerechtigkeit ...; noch litt er unter Affekten” (“Vom Geist”, S. 39). – Gegen Religion wird aber Brunner 1891 noch nichts vorgebracht haben, und das mag mit die Ursache sein, daß er die Niederschrift später vernichtete.

Über den Erfolg der Vorträge verzeichnete Lotte: “Er erzählte mir, daß sein Publikum, als er diesen Vortrag hielt, ein ganz kleines, beim zweiten Mal schon ein ungeheures gewesen sei. Die Wirkung war kolossal, geweint und gezittert haben die Zuhörer.”

In dem erwähnten Brief vom Oktober 1891 berichtet Leo der Frau Löwenthal, deren Gast er 14 Tage in Wiesbaden gewesen war: “Trotz der qualvollen Nacht im ungeheizten Waggon, trotzdem der Tag mich ... nach verschiedensten Richtungen hin in Anspruch nahm, war ich abends von einer großen Klarheit und Sammlung des Geistes, sprach anderthalb Stunden lang, fühlte selbst, daß ich noch niemals eine so große Masse so durchaus in meinem Bann gehabt und habe auch wirklich noch niemals einen solchen Erfolg allgemeinsten Begeisterung erzielt.”

Er sprach offenbar, in Hamburg wie in Berlin, vor den Mitgliedern jüdischer Logen oder Vereine “zur Unterhaltung und Belehrung” oder dergleichen, denn er fügt hinzu, daß “diese Versammlungen sonst immer bis 12 und 1 Uhr nachts dauern” und daß “noch verschiedene Unterhal-

³² [“Der Judenhaß und die Juden”, Berlin ²1919; zit.: “Judenhaß”]

³³ [“Vermächtnis”, Den Haag 1952, S. 169; zit.: “Vermächtnis”]

tungen auf dem Programm des Abends standen” – trotzdem habe der Vorsitzende “unter stürmischem Zujubeln des ganzen Publikums” die Versammlung schon “um halb 11 Uhr” geschlossen, “damit, wie er sich auszudrücken beliebte, ‘der schöne reine Eindruck des Gehörten in den Gemütern durch nichts getrübt werde’”.

“Blödsinnsverhältnisse”. Gleichzeitig war die Hamburger Zeit die einer fröhlichen Bohème für Brunner. “Noch um die dreißig herum”, berichtet er (“Einsiedler”, S. 27), also etwa 1892, “hatte ich geradezu zwei feste Blödsinnsverhältnisse. Das eine zu Otto Ernst, mit dem mich eine herzliche Freundschaft verknüpfte und den ich damals den unschuldigst Hochgebietenden in der Phantasiewelt des Blödsinns erfand; eine geraume Zeit kultivierten wir gemeinsam eine bestimmte Art des Blödsinnmachens”.

1910 erzählt Brunner in dem “Allotrion” “Liliencron und alle seine unsterblichen Dichter” [“Vom Geist”, S. 92f.] genauer darüber. “Eine freie Vereinigung” unter dem Namen Atta Troll war “Anfang der 90er Jahre” in Hamburg gegründet worden – anscheinend auf Brunners Initiative (“Zweimal habe ich den, beidemal gescheiterten, Versuch gemacht, eine komische Gesellschaft ... zusammenzubringen”, “Einsiedler”, S. 28). “Er sollte eine Vereinigung der Freien, Genialen sein ... Derlei ist wohl an sich selbst unmöglich”, sagt Brunner, der die Gemeinschaft der Geistigen propagierte! “Nein, nicht genial, aber lustig ging es her ... Es war dazu auch merkwürdiger Anlaß ... durch die Emmi Rossi ... – ach, dieser weibliche Falstaff ..., auf die Otto Ernst und Constantin Brunner 'Die hundert besten Witze' gemacht haben!” (“Vom Geist”, S. 93).

Wir haben den Bericht eines Mitgründers der Atta-Troll-Vereinigung, des Violinvirtuosen und Musikprofessors Goby Eberhardt, der sich auch literarisch betätigte. Er war zehn Jahre älter als Brunner, an den aber sein Photo mit dem bordierten Samtjackett, der Künstlerschleife und der Leibesfülle sehr erinnert. In seinen “Erinnerungen an bedeutende Männer unserer Epoche” (Lübeck 1926) schreibt er (S. 191): “Um uns künstlerisch und geistig anzuregen, gründeten wir eine kleine Vereinigung 'Atta Troll'. Den Mittelpunkt bildeten Constantin Brunner und Paul Geisler³⁴. Um

³⁴ Ein Komponist, von dem Eberhardt – wie Brunner – sehr viel hält. Riemans Musiklexikon nennt ihn einen “bemerkenswerten Komponisten” und verzeichnet eine Reihe aufgeführter Opern und sinfonischer und anderer Kompositionen. Eber-

diese beiden Gewaltigen scharten sich Leo Berg, Otto Ernst, Detlev v. Liliencron, Gustav Falke und meine Wenigkeit. Neue Arbeiten wurden vorgelesen und scharfe Kritik darüber geübt. Aber zumeist ging es über die Hypothesendenker, Autoritäten und Philologen her. Brunner und Geisler waren geistvolle Debatter, so daß selbst dem klugen Otto Ernst oft die Puste ausging. Liliencron schwieg zumeist, und Falkes geistiger Fond reichte überhaupt nicht aus, um folgen zu können. Oft kamen auch Gäste aus Berlin, wie Bernard, zu uns. Auch die originelle Journalistin Rossi, die damals in Hamburg tätig war, war häufig da. Die immer noch schöne Frau hatte den Mund auf dem rechten Fleck ... Aber für Brunner und Ernst war das größte Gaudium, sie zum besten zu haben. Sowie Rossi das Lokal verlassen hatte, ging es mit Witzeleien in Prosa und Versen los. Zum Brüllen komisch, wie einer den anderen zu übertreffen suchte.”

“Mit Ernst Müller-Holm”, geht Brunners Erzählung im “Einsiedler” (S. 27f.) weiter, “wurden andre Freudenfeuer entzündet. Wir Beide haben wohl ein halbes Jahr hindurch beinahe täglich Nönnchen-Gedichte gemacht, in der Art des unfreiwillig sehr komischen Dichters Nönnchen.” Brunner, der “ein ganzes Büchlein” davon bewahrt hat, bringt als Beispiel das über den neuen Schlachthof, [überschrieben] “Die elektrische Viehhalle”, darin die Zeilen:

“Wo selbst das Vieh durch des Geistes Kraft
Steht auf der Höhe der Wissenschaft,”

und den Schluß:

“Das ist die elektrische Viehhalle,
Ein Vorbild für Alle.”

Spielen. Brunner fügt zur Erklärung hinzu, das Blödsinnmachen sei “ein schaffendes Spielen mit dem Menschen am nicht logischen Teil ihrer Seele, wo man wenigstens mit ihnen spielen kann und dadurch wunderbare Freude an ihnen” haben; “am preiswürdigsten ... natürlich mit Kindern”. Er erwähnt (S. 28) das “Muottas-Muragl-Spiel meiner Lotte” und “das

hardt erwähnt: “Sein letztes Werk, eine Sinfonie, war Brunner gewidmet” (S. 191). – Daß übrigens gerade Künstler sich zu Brunner und seiner Philosophie hingezogen fühlen, beweist in unsrer Zeit das Beispiel Yehudi Menuhins.

Lonte, Pronte, Kikala,
A – Bi – Fo!”

womit wir schon zum späteren Brunner übergeleitet sind, der 1899 in einem Brief schreibt: “Alle kleinen Kinder der Familie entzücken sich daran, daß ich mit ihnen so spielerisch und verrückt wie eine ganz und gar fleischerne kleine Bestie bin; und wenn ich nicht abwehren würde, hätte ich einen gar zu großen Zulauf.”

In “Unser Christus”³⁵ lesen wir: “Das Genie kann spielen, sein Leben lang, wie ein Kind ... Seine Naivität ist seine Weltfreiheit ... Die Kinder sind weltfrei, so weit sie die Welt noch nicht kennen; und das ist die süße Täuschung mit ihnen.” Zur Hochzeit der Nichte seiner Frau eingeladen, mit einer Schriftstellerin als “Tischdame”, machte Brunner “aus den Servietten weiße Mäuse und ließ sie vor den Kindern tanzen”, erzählt diese Nichte.

Der Lyriker. Es ist hier auch der Ort, dem Lyriker Brunner einen Augenblick zu widmen. Wie erwähnt, reimte Brunner von Kind auf. Er behauptet, daß er sich als lyrischer Dichter nie gefallen habe – “trotzdem ich viele Gedichte schrieb, gar nicht wenige auch drucken ließ”. Mit gutem Grund fragt er selber: “Wie das und warum das?” Sein Bescheid ist erstaunlich: “Darauf antworten, hieße ans Licht bringen, was ganz tief unten verborgen in der Seele liegt.” Er verspricht: “Ich werde versuchen, in meiner Lebensbeschreibung davon zu reden, die ich mir aber für den Lebensabend aufspare, wenn ich einen bekomme – man zieht sich nicht eher aus, als bis man zu Bett geht.” Dieses Versprechen hat Brunner nicht gehalten. Er fügt hinzu, er habe “unter jedes veröffentlichte Gedicht ein anderes Pseudonym” gesetzt und daß er keine Sammlung seiner Gedichte herausgegeben habe, “wozu es mir an Gelegenheit nicht gefehlt hätte” (“Vom Geist”, S. 92).

So unernst kann er aber seine Gedichte gar nicht genommen haben, wenn er zum Beispiel in einem Brief vom Oktober oder November 1893 [an Frida Mond] schreibt: “Mit meinen 'Brüdern' habe ich eine traurige Erfahrung gemacht, die ich allerdings einigermaßen vorhersah. Ich hatte das Gedicht Franzos für die 'Deutsche Dichtung' eingeschickt. Abgelehnt

³⁵ [“Unser Christus oder das Wesen des Genies”, Köln-Berlin ²1958, S. 131f.; zit.: “Unser Christus”]

aus einem mir unverständlichen Grunde ... Das Gedicht aber werde ich zu meinem andern Nachlaß legen” – es ist tatsächlich darin enthalten. Aber schon am 5. Dezember schreibt er wieder [an Frida Mond] über dieses “ägyptische Gedicht”: “Ich mache damit Erfahrungen, die ich früher nie gemacht habe: nämlich abgewiesen zu werden. Aber gerade das reizt mich ... die Absagen will ich für Sie sammeln”. So gleich zum “Nachlaß legte er sein Gedicht also doch nicht – und warum Unbedeutendes überhaupt erhalten?

Dabei ist es dieses selbe Gedicht, von dem in “Liliencron und alle seine unsterblichen Dichter” die Rede ist: “die Geschichte von Anepo und Bitau”. “Weder habe ich jenes Gedicht veröffentlicht, noch werde ich es veröffentlichen”, schreibt Brunner hier (S. 94) sechzehn Jahre später – aber er hat es versucht! Er erzählt, der von dem Gedicht begeisterte Liliencron “brachte einen geschleppt, der sah aus wie die Kritik selber, und nun *mußte* ich mein Gedicht vorlesen ... Ich hätte weinen mögen, als sie weg waren ..., und auf einmal lachte ich wie ein Narr, der ich ja auch war, aber in jener Stunde aufhörte zu sein ... Jene Stunde hat nicht wenig mitgeholfen, mir die Augen zu öffnen über den Weg, den wir gehn mit unserer humanistisch ästhetischen allgemeinen Bildung” (S. 94f.). Schuld an seinen untauglichen poetischen Versuchen ist sonach “die allgemeine Bildung”, vor allem wohl das leere Ästhetisieren der “Bildung”. Aber auch, was “verborgen” in seiner Seele lag.

Dies Erlebnis mit Liliencron hat “Anfang der neunziger Jahre” stattgefunden. Ende 1893 hat Brunner noch gesucht, das Gedicht unterzubringen – nach der “Bekehrung”?!

Im “Tagebuch” scherzt Brunner: “Gedichte können ja wunderschön sein, mein Lieber, aber was geht das andre Leute an?” (S. 265). Also wohl: sie sind Ergüsse privater Gefühle – was auf sehr viele Dilettantenerzeugnisse zutrifft, aber doch nicht auf wirkliche Lyrik. Er fährt fort: “Ich schätze im allgemeinen diejenigen, welche die Tapferkeit besitzen, nicht zu dichten”. Tapferkeit! Wohl gegen sich selber doch: gegen seine eigene Neigung oder Eitelkeit offenbar!

Die Einstellung Brunners zur Poesie paßt kaum für einen geborenen Lyriker: “Dann hat es keinen Sinn mit dem Denken, wenn es nur so vorübergehend bewegt – dafür ist ja auch die Poesie, deren Gebrauch

sogar das Bedürfnis des Menschen zeigt, sich fruchtlos erschüttern zu lassen” (“Einsiedler”, S. 64)!

Übrigens kommen Epos und Tragödie auch nicht gut weg. Der große Verehrer Shakespeares schreibt trotzdem (“Tagebuch”, S. 298), daß “die *ganzen* Philosophen”, Plato, “mit Recht” gefürchtet hätten, “die Darstellung der Affekte werde mehr Eindruck machen als die am Schluß zu erwartende Katharsis”!

Wenn Brunner im frühen Aufsatz “Zur Technik des künstlerischen Schaffens”³⁶ die Dichtung über die bildende Kunst und Musik stellt, weil sie es mit dem Wort zu tun hat, so merkt man bald, daß er im Wort eigentlich wieder den Begriff sucht und also vor allem den Gedanken im Auge hat – und was bei einem Philosophen schließlich nicht sehr wundert. “Und die Kunst? Ein Klettern und Fallen. Nur die Philosophie ist der treue Führer”, schreibt er im “Tagebuch” (S. 197) als reifer Mann.

Trotzdem hat er bis ins hohe Alter Verse geschrieben. Auch Schelling und besonders Nietzsche haben ja gedichtet. Auf der letzten Seite des posthumen Bandes “Kunst, Philosophie, Mystik” finden wir diese späten Zeilen (“Tagebuch”, S. 400):

“Kehrt ihr noch wieder,
Gedanken und Lieder?
Bist du die Macht noch, Liebe?
Ihr auch lebt noch, ihr Sorgen um Schwestern und Brüder? –
Am Abend ist man klüger
Als am Morgen,
Aber auch müder!”

Und in seinem letzten Werk stellt er Poesie, Musik und Philosophie auf eine Stufe: “Ihr ... vergeßt, weswegen Poesie wie Philosophie den Worten widerspricht ... und weswegen Musik der ganz große Ausdruck des Menschlichen ist ohne Worte” (“Unser Charakter”, S. 64). “Das ist das Gefühl der Tiefe, erweckbar in der geistigen Modifikation und zu seinem höchsten Ausdruck gelangend in der poetischen Musik Bachs und Beethovens” (S. 69).

Daß Philosophen und Künstler zusammengehörten, hatte Brunner schon immer gepredigt, auch 1916 in dem Aufsatz “Künstler und Philosophen” und “Das Lamm Benedikt Spinoza”, wo er schreibt, daß “das

³⁶ [Abgedruckt in “Vom Geist”, a. a. O.]

Fehlen des poetisch enthusiastischen Moments ohne weiteres genügt, über jeden, der mit dem Anspruch eines Philosophen auftritt, den Stab zu brechen” (“Vom Geist”, S. 40).

“Zuschauer”-Zeit

Die Monatsschrift. Inzwischen hatte Leo Wertheimer die Dreißig überschritten. Er war offensichtlich männlicher, gereifter geworden. Sein Stil, wie auch die Briefe zeigen, war jetzt frei und selbständig. Er war nun zweifellos ein Schriftsteller. Und wenn das wirklich sein “eigentlicher” Beruf war, so hätte er jetzt wohl zufrieden sein können. Aber eigentlich erst jetzt beginnen seine Äußerungen wirklicher schwerer Unzufriedenheit.

Dabei ist er äußerst aktiv. Er hatte die Leitung des “Vermittlungsbüros” mehr seinen Mitarbeitern überlassen und brachte 1893 eine “Monatsschrift für Kunst, Literatur und Kritik” heraus, “Der Zuschauer”.

In Eberhardts Erinnerungen lesen wir: “In den neunziger Jahren brach eine neue Zeit in der alten Hansestadt an ... Aus der Literaturbewegung ging der von Constantin Brunner und Leo Berg gegründete ‘Zuschauer’, eine moderne Zeitschrift, hervor, die aufrüttelte” (S. 55). (Parallel erwähnt Eberhardt die Gründung der “Literarischen Gesellschaft”, wo sich um Liliencron der Volksschullehrer Otto Ernst, der Schuldirektor Jakob Löwenberg, der Gymnasiallehrer Gustav Falke und andere Dichter gesammelt hatten – Namen, die man im “Zuschauer” wiedertrifft.)

Was Brunner persönlich von dem Unternehmen erhofft, drückt er Anfang 1893 in einem Brief [an Frida Mond] so aus: “Ich muß und muß Ruhe finden für mein äußeres Leben. Ob das wohl noch einer so begriffen hat gleich mir, daß ein gebildeter Mensch nicht arm sein und keine Sorgen haben dürfte?!” – die Wurzel wohl für die spätere Idee der finanziell gesicherten Gemeinschaft der Geistigen.

Als Herausgeber der Monatsschrift zeichneten Leo Berg und Constantin Brunner. Berg war gleichen Alters, hatte aber schon einige Bücher veröffentlicht: 1887 “Henrik Ibsen”, danach “Das sexuelle Problem in der modernen Literatur” (das fünf Auflagen erlebte) und 1892 “Der Naturalismus”. Wie viel Brunner von dem letztgenannten Buch hielt, zeigt sein

Brief vom Juli 1895, wo er in bezug auf seinen Plan eines eigenen Buches sagt: “Meine Art wird ungefähr sein wie Ihre in Ihrem Naturalismus.”

Brunner wirbt, wie es seine Natur war, in den Briefen um Bergs Liebe und Freundschaft. Zerwürfnisse traten später trotzdem ein. Berg fühlte sich anscheinend unterschätzt. Brunner versichert ihn seiner Treue, betont aber schließlich, herausgefordert, “den Unterschied”: “Sie stehen in der Negation, ich stehe in der Position” – was, wie in einem späteren Parallellfall, Gegenüberstellung des Schöpferischen und des bloßen Kritikers bedeutet. Dabei erschien das erste Buch Brunners in Bergs Todesjahr!

Eberhardt erwähnt, daß Leo Berg infolge eines Unfalls, den er in der Kindheit erlitten hatte, verwachsen war. Von Bergs Ansichten führt er an, daß die Kunst “ihrer Natur nach aristokratisch” sei, daß er “die Befreiung vom Weibe” (Strindbergzeit!) gefordert und sich “gegen die Zeit” gestellt habe. Lotte Brunner beschreibt ihn als kühle Natur. Brunners eigene Briefe an Berg klingen anders. Anders zeugt auch Eberhardts Bericht, daß ein Romanschriftsteller aus dem Hamburger Kreis, “der maskuline Theodor Duimchen”, gesagt habe: “Ich habe mich immer wieder an ihm aufgerichtet” und sich nach Bergs Tod erschossen habe.

Brunners Beiträge zur Monatsschrift sind zahlreich, aber, mit einer sehr bedeutenden Ausnahme, nicht sehr eindrucksvoll. Erwähnen möchte ich im Hinblick auf den späteren Brunner eine Besprechung einer “kritischen Darstellung der modernen Entwicklungslehre” von Otto Hamann: “Man kann die Entwicklungslehre in ihrer Verbindung mit der natürlichen Zuchtwahltheorie, die Lehre Darwins und seiner Nachtreter in Deutschland, als unser neues Dogma bezeichnen, das an die Stelle religiöser Glaubenssätze getreten ist und vielfach mit einem ähnlichen Fanatismus wie diese verfochten wird”, heißt es da. “Der Darwinismus ... ist aber eine höchst lükkenhafte Naturphilosophie, aufgebaut auf mangelhafter empirischer Grundlage und durch kühnste Phantasie ergänzt ... Gegen die Deszendenz haben sich die bedeutendsten Embryologen, wie zum Beispiel der berühmte Karl v. Baer, ausgesprochen ... Daß neue Arten hervorgebracht würden, ist eine gänzlich unerwiesene Hypothese. Aus Varietäten haben sie sich niemals entwickelt ... Der Unterschied zwischen dem allerniedrigsten Menschen und dem Affen ist fundamentaler Natur.”

Ein Meilenstein. Eindrucksvoll ist Brunners Essay “Zur Technik des künstlerischen Schaffens”³⁷. Er ist ein Meilenstein in seiner Entwicklung. Der Gedankenfaden ist darin schon recht weit gesponnen; aus vielen Quellen wird der Fluß der Ideen gespeist. Der Mann hat viel nachgedacht und über mancherlei. Der Aufsatz soll als Einleitung zu einer Rundfrage an namhafte Schriftsteller dienen und veranlaßte tatsächlich eine Anzahl von ihnen zu antworten. Der Verfasser bemerkt gegen Ende, daß die Arbeit “improvisiert und sozusagen in der Druckerei geschrieben worden” sei; er wußte, daß er nicht wirklich noch zu Ende gekommen war mit seinen Gedanken.

Wer wie wir rückblickend den Artikel liest, wird bemerken, daß zum Beispiel noch die Scheidung der Fakultäten fehlt, so daß die Wissenschaft mit “Dichtern, Philosophen und Religiösen” noch zusammengestellt und eine Unterscheidung dieser Art versucht wird: “Die Poesie hat das Bewußtwerden, die Wissenschaft das Bewußtsein zum Gegenstand” (S. 136); die Dichtung “ist das Mittelgebiet zwischen dem Bewußtlosen und der bewußten Vorstellung” (S. 139); die “unbewußte Empfindung” (S. 105), das “Unbewußte” (S. 139) wird ferner noch nicht als das Ungewußte, als Gefühl klassifiziert. Weiterhin, obwohl an der einen Stelle (S. 113) erklärt wird: “der Künstler wirkt nur auf wenige Individuen, die seiner Eigenart verwandt sind ... Die späte Wirkung auf die breitere Masse ist nur eine scheinbare”, heißt es an einer anderen Stelle (S. 123): “Eine echte Kunst war allerorten desto eher möglich, in je höherem Grade ihr Inhalt und ihre Formen dem Verständnis und dem ästhetischen Bedürfnis der breiten Massen nahelagen”, und: “der Hochgewinn aus der Dichtung ... würde immer breiteren Kreisen zugute kommen” (S. 146). Zwischen “Geistigen” und “Volk” wird auch sonst nicht unterschieden: “ein qualitativer Unterschied zwischen dem Dichter und dem gemeinen Mann” bestehe nicht (S. 128). “Alle Unterschiede sind quantitativ ... Die Fakultäten des Genies sind ein Multiplum von denen der gewöhnlichen Intelligenzen” (S. 138). Eine Theorie, die der späteren von den “zwei anthropologischen Typen” diametral entgegengesetzt ist und deren Schwierigkeiten vermeidet.

Ausgegangen wird sogar von einer noch weitherzigeren Behauptung: “Sprache ist Dichtung”. “Darum ist jeder, der da spricht, ein Dichter” (S. 103). Aber: “Je origineller die ursprüngliche geistige Anlage des Indi-

³⁷ [Wieder abgedruckt in “Vom Geist”, a. a. O., S. 98-152]

viduums ist, desto kräftiger und reicher wird auch seine Äußerungsweise für seine Gedanken und Empfindungen sein.“ Das Genie “zwingt damit die Mitwelt, oder in den bei weitem meisten Fällen wohl erst die Nachwelt, auch mit seinen Wortverbindungen zu denken und zu reden ... sein *Produkt* wirkt stärker auf sie als die unmittelbare Wirklichkeit ... Durch die Nachahmung ... erkennen sie erst ihr eigenes seelisches Erleben” (S. 104).

Nachahmungstheorie. Wir haben hier folgende Nachahmungstheorie: “*Der Dichter ahmt die Natur nach, ... der falsche Künstler (wie der Alltagsmensch) aber ahmt die Nachahmung nach*” (S. 106). Das erinnert an die merkwürdige Nachahmungstheorie in den erhalten gebliebenen drei Manuskriptfragmenten von “Du und die Andern”³⁸ – was sehr zweifelhaft macht, daß sie erst nach 1908 geschrieben seien, wie Lothar Bickel im Vorwort zu “Kunst, Philosophie, Mystik” (Zürich 1940) behauptet. Die Nachahmungstheorie beschäftigte Brunner wohl besonders im Hinblick auf seine spätere Behauptung, daß der Aberglaube immer als Nachahmung der Formen des Geistes auftrete. Vielleicht sind in den Fragmenten uns Gedanken erhalten, die in den (vernichteten) Manuskripten von Geist und Aberglaube eine Rolle spielten. Brunner stellt in den Fragmenten Affe und Mensch zusammen. Von den Affen wird behauptet, daß sie nur Höheres, nur den Menschen nachahmten! Und die Menschen ahmen auch nur nach, was über ihnen stehe. “Das ganze Geschlecht scheint bestrebt, einen immer höheren Charakter der Geistigkeit anzunehmen. Diesen findet es bei den höheren Individuen eigenen Geschlechts, da es keine nachahmungswürdigeren Wesen kennt. Das Menschengeschlecht hat es wirklich zu einer, wenn auch unvollkommenen Mitteilung und Überlieferung, und dadurch zu einer Zivilisation, d. h.: zu einer allgemeinen Nachahmung gebracht” (S. 15). “Es ergibt sich, daß der geistige Charakter der Menschengattung ein mimologischer ist. Das Überlegene und Originale äußert seine Wirkung, es wird nachgeahmt” (S. 18). “Wir finden eine Stufenleiter von den Geistigen an, die wir die Originalen nennen, die Nachahmer der Natur, bis hinunter zum großen Haufen ... ,

³⁸ [Die Manuskriptfragmente, auf die sich Suhl hier bezieht, sind in den Wirren des Zweiten Weltkriegs verlorengegangen.]

der beinahe gar nichts unmittelbar nachzuahmen vermag, sondern nur die allernächste Nachahmung, die immer weiter von der Natur abkommt” (S. 27).

In dem kleinsten Fragment findet sich diese Parallelstelle: “Es ergibt sich aus dem Gesagten, daß der geistige Charakter der Menschen ein mimologischer ist. In meinem Hauptwerke” – d. h. wohl im zweiten Band – “werde ich ausführen, daß alles in der Natur, vom geringsten hinauf, uns in einer ununterbrochenen Stufenfolge von Nachahmung erscheint, und ich werde den Nachweis führen, daß das Wesen der geistigen Funktion kein andres ist als ein solches der Nachahmung. In den Lebewesen wird die Nachahmung eine bewußte und freiwillige, am entwickeltsten und selbständigsten tritt sie hervor im Menschen.” Dann, mit Bleistift gestrichen – von wem? – geht es weiter: “Es ist ein Naturgesetz, das für uns nicht weiter erklärbar ist. Der Magnetismus der Geister ist ein Gesetz wie jener der Körper, es gibt auch geistige Centra gravitationis” (S. 24). Und das wird in Analogie zum Gravitationsgesetz tatsächlich weiter ausgeführt!

Es handelt sich hier offenbar um ein Experimentieren mit Gedanken. Aufgegeben hat Brunner die Theorie nie, wirklich durchgeführt auch nicht. 1917 fragt er mit Bezug auf die Ablehnung Christi durch die Juden: “Ist gerade bei den Juden der *Nachahmung* etwas passiert? Bilden die Juden eine Ausnahme vor dem Naturgesetz, vor dem allmächtigen, allwaltenden Menschheitsgesetz: unterstehen sie nicht der *Nachahmung*, wodurch sonst in jedem Falle nach Verlauf von mehr oder weniger langer Zeit die Massen gezwungen sind, freilich auf ihre eigne Weise ..., die Gedanken nach den Großen zu stimmen?” (“Judenhaß”, S. 35). – Daß diese “Ausnahme” vielleicht das “Natur- und Menschheitsgesetz” in Frage stellen könnte, fällt Brunner nicht ein.

In “Zum 55. Geburtstag”³⁹, ebenfalls 1917, heißt es: Das Volk “steht zu den Geistigen im Verhältnis des Nachahmens ... Die Nachahmung des absolut Geistigen ist nicht zu vergleichen mit der Nachahmung des relativ Praktischen. Das Praktische gehört allen Menschen ... Daher zum Beispiel *sprechen* alle Menschen ... und von den Entdeckungen und Erfindungen einzelner haben viele den Nutzen ... Auch schon mit dem praktischen

³⁹ [Abgedruckt in: “Unser Charakter oder Ich bin der Richtige?”, Stuttgart ²1964, S. 7-45; zit.: “Charakter”]

Denken hat also die Natur gespart und kommt aus mit ... den Beiträgen vereinzelter Selbständiger – eben infolge der Nachahmung durch die ganze Gattung. Die Nachahmung oder die Denkträgheit oder die Denkfähigkeit. Die Resultate des Denkens werden für alle auf dem Wege des Mechanismus erzielt, ohne daß alle zu denken brauchen ... Anders mit dem Geistigen ... das Teilhaben am Geiste ist kein Teilhaben durch Nachahmung, sondern im innerlichen Mithaben, Mitsein ... indem die ... ungeistigen Menschen den Geist nachahmen, entsteht ... die große *Pseudomorphose*” (S. 26ff.), der volksmäßige Bewußtseinsinhalt in Form des geistigen Denkens.

1921 in “Unser Christus” (S. 116) heißt es: “Der Mensch ist wahrlich nicht geboren, um zu denken, sondern um nachzuahmen” (was nur fürs Genie nicht gelten soll). “Alles Lernen ist Nachahmung ... Und so beruht also unser Leben auf unsrer Fähigkeit des Nachahmens ... Was aber in der Sphäre ... der Lebenspraxis ... Segen ist, das wird Unsinn und Fluch ... gegenüber dem Geiste” (S. 117). – So scheint Nachahmung geistig nur zum Aberglauben zu führen, denn “Teilhaben am Geiste ist kein Teilhaben durch Nachahmung”.

1924 im “Einsiedler” (S. 67) lesen wir aber: “Einem originalen Denker muß man folgen ..., wer nicht selbst ... ein produktiver Denker ist ... Der wahrhaft rezeptive Geist hat von dem produktiven, als hätte er selbst produziert ... Es findet eine *aneignende Nachahmung* statt”. So führt die Nachahmung zum Geist! Ja, diese “aneignende” Nachahmung, das “Sich-hingeben”, das “Lernen und Schweigen” wird mit zunehmendem Alter eine Hauptforderung Brunners. Noch in seinem letzten Werk (“Charakter”, S. 211), wo er vor den “falschen Autoritäten” des “Volkes” warnt (Hitler!), empfiehlt er den “geistig Reproduktiven” die “großen Autoritäten”: “Auch wo die Reproduktiven nur nachsprechen: so sprechen sie doch wenigstens den wirklichen Autoritäten nach, deren Irrtümer immer noch besser sind als der Andern Wahrheiten; vertraue dich nur immer dem guten und bewährten Bergführer [an], der wohl auch einmal in die Irre gehn mag – er findet sich wohl wieder zurecht auf den Weg; dir aber ist der Weg unbekannt”. Dies im Verein mit der praktischen Bedeutung der Nachahmung erklärt auch die paradoxe Stelle im “Tagebuch” (S. 266): “Auf den Knien flehe ich dich an: sei doch mit allem, was du sprichst, ein Nachsprecher, von wem du willst und mußst, und sei doch

um alles nur kein Denker! Es ist in dieser Welt ein allgemeines Denken oder allgemeines Nichtdenken; wer da herausläuft, der wird zu dumm und gefährdet sich und andere. O, man soll kein eignes Urteil bilden!”

Wie die Anführungen wohl zeigen, hat der Nachahmungsgedanke Brunner nicht losgelassen. In “Unser Christus” (S. 117) wird man an die Versuche in den drei Fragmenten noch besonders erinnert, wo es heißt, daß “diese Herstammung vom Affen für unser ganzes Geschlecht wenigstens eine große innere Wahrscheinlichkeit hat” (ganz im Gegensatz zu allem, was Brunner gegen die Deszendenztheorie sonst sagt).

Den Versuch einer “Stufentheorie” versteht man am besten aus dem Zusammenhang des Aufsatzes “Zur Technik des künstlerischen Schaffens”. Brunner zitiert darin Schillers vielberufenes Wort, daß das Genie “in der Natur die Natur vermehrt”. Es ist in der Literaturkritik üblich zu sagen, daß das Genie aus der Natur schöpft, die andern aus zweiter Hand leben, das heißt aus seiner Nachahmung. Wenn man nun, wie der Artikel tut, eine Stufenfolge von Talenten beobachtet, kommt man zu der Stufenfolge von Nachahmung, die in den Fragmenten gelehrt wird.

Damit steht wohl auch die Stufentheorie in Verbindung, die wir in der “Rede der Juden” (“Judenhaß”, S. 436) finden: “Es ist Gesetz so, daß der große Mann verkannt wird, der Größte am längsten (denn desto mehr bedarf es Kleinerer, die auch noch groß sind, und immer Kleinerer, den Abstand zu vermitteln bis hinunter zu den ganz Kleinen, die nur groß sind an Menge – es bedarf des immer breiter werdenden Gefälles)”. Diese “Rede” ist nach Brunners Angabe vor der “Konzeption” der “Lehre” geschrieben worden – die ja eine Zweiteilung an die Stelle der “katholischen” Stufen setzt.

Nichtsdestoweniger findet sich aber auch noch in “Unser Christus” (S. 269) diese Stufenlehre: “Trotzdem müssen sie [die Vertreter des Volkes] zuletzt auch den geistigen Mann, auf ihre Art verehren ... Es wird ihnen von Mittelsleuten, die *ihm* näher stehen, aber auch noch den Schriftgelehrten und der allgemeinen Lebensgewohnheit nahe genug, und wird ihnen von Mittelsleuten der Mittelsleute immer wieder vorgedacht, so müssen sie es nachdenken; wie alle nachgähnen, wenn einer vorgähnt” (!).

Kehren wir zu dem Artikel im “Zuschauer” zurück und dem damaligen Stand in des Verfassers Gedanken. Für das, was später Geistiger heißen wird, sucht er sich hier noch mit dem Ausdruck “Künstler” zu behelfen.

Neben Goethe und Schiller werden auch Kant und Schopenhauer als “echte Künstler” aufgezählt (S. 153.201). Dabei wollte er 1893 (Brief vom Oktober an Berg) bereits “Kant als Genie nicht gelten lassen”, und im Aufsatz selbst heißt es, daß “alle philosophischen Systeme des Abendlandes mit der einzigen Ausnahme des einzigen Spinoza nichts als geistvolle Nachahmungen von jenen griechischen Denkern sind” (S. 199).⁴⁰ Und mit dem Satz: “Ein *interesseloses Genießen* ist eine *contradictio in adjecto*” (S. 171) ist Kants und Schopenhauers Ästhetik, um die es sich in dem Artikel nur handelt, ja vollständig abgewiesen. Frei von Widersprüchen ist der Artikel nicht.

1896 schreibt Brunner mit Bezug auf ihn: “Ich Esel, der ich damals glaubte, es genüge, eine Einleitung zu geben, dann würden andere von selber weitergehen. Es war ja auch unmöglich. Einige Gesichtspunkte und Methoden angeben, genügt nicht.” Er berichtet, daß er während der Arbeit an seiner “Übersicht” (der Fakultätenlehre) “fortgesetzt psychologische Beobachtungen und selbst förmliche Experimente, wie der Physiker in seinem Laboratorium” mache – nämlich an sich selber. “Das wird später meiner Abteilung: der Technik des geistigen Schaffens sehr zustatten kommen.” Vielleicht fand sich eine solche Abteilung in dem vernichteten Manuskript “Der Geist”. – Man denkt dabei zum Beispiel an die wiederkehrenden Klagen Brunners über “kalten Kopf”, in den, wie er so schön 1893 in einem Brief sagt, das warme Herz hinaufsteigen müsse, wenn vom Schaffen die Rede sein sollte. Im psychologischen Teil der “Lehre” finden sich Beobachtungen dieser Art.⁴¹ Hierher gehören wohl auch die Ausführungen über “Schaffen” und “Machen” in “Unser Christus”, wo mehr auf zu Ende gedachten Einsichten gebaut wird.

Die Halbmonatsschrift. Gegen Ende des Jahres 1893 [am 5. 12. an Johanna Löwenthal] berichtet Brunner in Briefen von einer “Neueinrichtung” des Blattes. Er ist überlastet mit dem “Redakteurgeschäft”. “Dazu wimmelt es hier allerorten herum von tausend Büchern, Zeitungen und zehntau-

⁴⁰ Hegel bezeichnet er später als den größten Gnostiker, Spinoza als den Vollender der Stoa.

⁴¹ [Zum Beispiel: “Ein ganz leichtes Fieber wird manchmal gar nicht unangenehm empfunden ... wegen des schnelleren Gedankenabflusses.” S. 796 in: “Die Lehre von den Geistigen und vom Volk”, Stuttgart 1962; zit.: “Lehre”]

send Skripturen“. Über das “Literarische Vermittlungsbüro” klagt er, die “andern seien zu faul”; er habe nun, zum letztenmal, “der Sache einen neuen Schwung gegeben”. Das Ende scheint aber gewesen zu sein, daß er austrat und seinen Anteil verkaufte – vielleicht im Zusammenhang mit einer Auszahlung des Teilhabers Georg Müller, mit dem gespannte Beziehungen bestanden haben müssen.

Wie Brunner seine Redaktion handhabte, zeigt dieser Satz: “Ich weise den berühmtesten Leuten Sachen zurück mit der größten Offenheit und sehe ein, daß die Wahrheit nützlicher ist als die Lüge. Ich schreibe: 'Ich mache gar kein Hehl aus dem Grund der Ablehnung. Nach meiner Ansicht ist das Ding zu schlecht. Gott helfe Ihnen, ich kann nicht anders!'”

“Der Zuschauer”, sagt Brunner (Brief vom 5. 12. 1893), “hat nach der ersten Nummer seine Kosten gedeckt. Jetzt werde ich sehen, ob es mir gelingt, ihn in weitere Kreise hineinzutragen und ihn zu einer größeren Einnahmequelle zu machen ... Sollte er im Laufe des nächsten Jahres nicht besonders gut entwickelt sein, so gebe ich ihn auf.” Und nun dieser Zusatz: “Meine praktische Laufbahn ist dann wohl für immer beendet. Ich habe eine mühevollen Zeit hinter mir, und wenn ich dann meiner Theorie lebe, werde ich vielleicht sagen: eine wunderliche”! – Mitten in der stürmischen Tätigkeit verlangt es ihn offenbar, der Theorie zu leben.

Im zweiten Jahrgang erschien nun “Der Zuschauer”, 1894, als “Halbmonatsschrift”, herausgegeben von Otto Ernst und Constantin Brunner.

Von den “Jüngeren” des Hamburger Kreises sollte Otto Ernst (Schmidt) der erfolgreichste werden. Damals war er noch Volksschullehrer, aber er hatte bereits eine Gedichtsammlung veröffentlicht. Im “Tagebuch” (S. 300) schreibt Brunner, offenbar nach Otto Ernsts Tod, unter anderem: “Ein lebhaftes Talent für Publizistik ..., war er zuerst Sozialdemokrat gleich seinem Vater. Alsdann in die bürgerliche Gesellschaft, hauptsächlich von Juden, geraten und von diesen in die Höhe gehoben, dachte er wie sie ... und war heftiger Gegner des Antisemitismus. Darauf aber warf sich die Zeit herum, er mit, und seine Überzeugung und sein Vorteil war zuletzt bei den Deutschnationalen mit antisemitischer Gesinnung.” Erklärung: Unter Otto Ernsts Kritikern der wirkungsvollste sei ein Jude gewesen. Brunner gesteht, daß er “liebe Erinnerungen” bewahre “weniger allerdings an Otto Ernst als an Otto Lustig”. Immerhin, die Dialoge in

“Materialismus und Idealismus” nennen ausdrücklich Otto Ernst als philosophischen Gesprächspartner.

“Über die Ehe”. Interessant in mehrfacher Hinsicht ist in der Halbmonatsschrift ein längerer Beitrag Brunners “Über die Ehe”. Dieses Thema wird Brunner dreißig Jahre später in einem Buch ausführlich behandeln. Eine gewisse ritterliche Grundhaltung wird ihm dabei eigentümlich bleiben. Doch der Ton des Kreuzzuges für die unterdrückte Frau, der den Artikel dominiert, wird so nicht wiederkehren. Auch sonst sind wesentliche Unterschiede zu verzeichnen.

“Diese notwendige Unterordnung des Weibes unter den Mann”, heißt es da, “wird aber die Quelle des Elends und ist die Ursache von der unwürdigen Stellung des Weibes. Ungleich an Kraft und Fähigkeiten und dennoch für Haushalt, Familie und Staat von ebenbürtiger Bedeutung, sollen Mann und Weib gleiche Rechte genießen ... Wenn irgendwo, so zeigt es sich bei unseren Ehen, daß wir aus einem Zustand ursprünglicher Barbarei nicht herausgekommen sind ... Das Weib lebt in schlecht genug übertünchter Sklaverei.” Brunner bringt historische Beispiele über die “Kaufehe”, “die Polygamie” ist Zeichen des Vornehmen und Reichen; für die Frau gilt die Monogamie. Das war früher so, und heute ist es nicht anders ... Rechtlich steht die Frau auf einer sehr niedrigen Stufe ... Durch Heirat büßt sie ihren Namen ein und wird verschachert auf Lebenszeit mit ihrem Körper, ihrem Vermögen, mit ihrer Arbeitsleistung ..., mit ihren *Kindern* ... Die Lösung des 'Ehevertrags' ist oft ganz unmöglich” (S. 544f.). – “Sklaverei”, “verschachert” und “mit ihren Kindern”! Sind es nicht auch *seine* Kinder? Am erstaunlichsten ist aber die ganz persönliche Wendung, die sich Brunner mitten in der allgemeinen Betrachtung leistet: “Aber ich, für mein geringes Teil, bin herzlich geneigt, dem ganzen Geschlechte das längste Sündenregister zu vergeben um der Einen willen, die mich geliebt hat und die mich liebt!” (S. 549). – Nanu, ein Verliebter schreibt pro domo?

Trotz aller anklägerischen Haltung betont Brunner aber: “Auch der einseitigen sogenannten Frauenemanzipation soll hier wahrlich nicht das Wort geredet werden ..., die Befreiung des Weibes ist lediglich vom Mann zu erwarten. Dieser aber muß aufgerüttelt werden.”

In der Fortsetzung im zweiten Halbjahr heißt es: “Das brüchige Gebäude unsrer modernen Ehe wird errichtet auf einer falschen Voraussetzung ..., daß die Liebe zweier Menschen zueinander für das ganze Leben vorhalten wird ... Die ungeheuerliche Frivolität der Praxis aber besteht in folgendem: bei weitem die meisten Ehen werden bekanntlich aus ganz anderen Rücksichten geschlossen wie aus solchen auf eine wirklich vorhandene Liebe” (S. 190).

Wir finden hier, was Brunner auch in “Liebe, Ehe, Mann und Weib”⁴² ausführen wird: daß die Liebe *nicht* “ewig” ist. Aber er zieht 1894 die genau entgegengesetzten Schlüsse daraus. “Macht aber die Liebe erst die Ehe zur Ehe, so hört die Ehe auf, wenn die Liebe aufhört. Dauert die äußerliche Gemeinschaft fort, so besteht ein unsittliches Verhältnis ... Auseinander, was nicht zusammenzuhalten ist!” (S. 22f.)

Da die Liebe aber als nicht dauernd erkannt ist, bedeutet Brunners Raisonement, daß jede Ehe früher oder später getrennt werden muß. So natürlich erhebt sich die Frage: “Und die Kinder? Wo und wie sie auch leben mögen, sie werden besser leben als im Hause der Zwietracht ... Und die Kinder mögen zur Mutter kommen, dahin gehören sie” (S. 22f.) – gar ohne Ansehen der besonderen Verhältnisse? Man kann den Verdacht nicht unterdrücken, daß andere als rein theoretische Erwägungen dem Verfasser die Feder geführt haben. Man könnte vielleicht an Brunners spätere Theorie von der “dämonischen” Liebe der Mutter denken, aus der das Kind durch “Teilung” entstanden sei; der Vater könne ihm nur ein Freund sein, die Mutter liebe es mit “Selbstliebe” (“Liebe, Ehe”, S. 148f.).

Sein Plädoyer für Erleichterung der Ehescheidung enthält einige Ausführungen, mit denen der spätere Brunner gar nicht einverstanden sein wird: “Der Ehebruch [ist] kein crimen publicum ..., er ist darum nicht weniger verwerflich ... Der Mann ist [zur Treue] nicht weniger verbunden, als die Frau ... Früher oder später wird das gefährliche Dreieck konstruiert, ... und damit ist eigentlich die Ehe gebrochen ..., denn die Ehe hört auf, wenn die Liebe aufhört” (S. 24f.). – Der zweiundsechzigjährige Brunner wird demgegenüber zwischen Ehebruch und Liebesbruch zum Beispiel unterscheiden und wird andere Interessen als Liebe für hinreichend er-

⁴² [“Liebe, Ehe, Mann und Weib”, Stuttgart ²1965; zit.: “Liebe, Ehe”]

klären, den Fortbestand der Ehe voll zu berechtigen, ja, er wird den “Liebesbruch” des Mannes für “Natur” erklären.

Wie man sich nun zu den Theorien stellen will – was uns hier interessiert, ist anzudeuten, aus welchen persönlichen Gegebenheiten der Einunddreißigjährige seinen Artikel schrieb.

Frida Mond

Wir können dem betreffenden Zeitabschnitt in Brunners Leben an Hand seiner Korrespondenz mit drei Personen folgen, von denen Leo Berg und Frau Löwenthal uns bereits bekannt sind, die dritte aber, der letzteren Tochter, ist – Frida Mond.

Friederika Löwenthal wurde am 5. Oktober 1847 in Köln geboren. Sie war also beinahe fünfzehn Jahre älter als Leo Wertheimer. Sie hatte sich, wie J. M. Cohen berichtet, noch nicht vierzehn Jahre alt, mit ihrem einundzwanzigjährigen Vetter Ludwig aus Kassel “geheim” verlobt. Die Familienaufnahme von 1861 in der Mondbiographie zeigt die kleine “Verlobte”: im kindlich runden, dunklen Gesicht ein wehmütiges Mäulchen. Mit achtzehn hatte sie dann den modisch backenbärtigen, lebhaft blickenden Vetter geheiratet, den späteren Gründer dessen, was schließlich “The Imperial Chemical Industries” werden sollte.

Seine erste Firma hieß Brunner, Mond & Co. Man hat hier einen Fingerzeig, woher das Pseudonym Brunner stammt. In den Briefen an Frau Mond ist die Unterschrift meist Wertheimer. Erst 1908 finde ich “C. Brunner-Wertheimer”, zugleich als Adresse angegeben. Vielleicht hatte er also um diese Zeit sein Pseudonym als seinen gesetzlichen Namen eintragen lassen. In “Unser Christus” (S. 190, Anm.) zeigt Brunner, wie gleich Jesus auch der Buddha seinen früheren Namen ablegte, und sagt: “Hier lernen wir die Namensänderung des Autors verstehen. Wer ein rechtes Werk geschaffen, hat das Bewußtsein, nicht mehr eine Person zu sein wie andre Personen auch.” Nun benutzte zwar Brunner diesen Namen 1908 schon um die fünfzehn Jahre als Pseudonym; das “rechte Werk” aber war ihm erst die “Lehre”, und so darf man wohl schließen, daß er erst 1908 dies Pseudonym zum Familiennamen machte. Der Vorname

Constantin entspricht seiner betonten Haltung als der eines “Beständigen”, mag aber auch eine Beziehung speziell auf sein Verhältnis zu Frau Mond ausdrücken.

Bei Beginn ihrer Korrespondenz mit Brunner war sie kaum viel unter vierzig. Auf dem bereits erwähnten Familienphoto aus “den achtziger Jahren”, das ihre beiden Söhne erwachsen zeigt, dürfte sie ungefähr in diesem Alter sein. Nicht groß, und zart in der Erscheinung, steht sie hinter ihrem klug und freundlich blickenden, ziemlich erkahlten und vollbärtigen Mann und sieht mehr wie eine Schwester ihrer Söhne aus. Obwohl ihre Hand auf ihres Mannes Schulter liegt (wie 1861 auf der ihres Vaters), unterstreicht die künstliche (vielleicht vom Photographen angeordnete) Geste nur den Eindruck von Isoliertheit. Auch auf dem Kniebild aus “späteren Jahren” schauen – nun unter dem Kneifer – diese verschleierte Augen, leidenden Augen; wieder geht ein weher Zug um den vollen Mund, und obwohl sich auf diesem Bild in der unteren Gesichtshälfte die kräftigen Züge der Mutter bemerkbar machen, bleibt der Eindruck abweisend ernst, überempfindlich.

Das ist die Frau, der Brunner 1904 antwortet: “Ihnen ist das Leben eine Krankheit, woran man stirbt”, und deren “Seelenzustände der Müdigkeit” nicht mit seiner Philosophie helfen zu können, ihn in helle Verzweiflung ausbrechen läßt.

Ihre beiden Söhne waren nur fünf, bzw. sechs Jahre jünger als Brunner. Besonders für den jüngeren, damals fünfundzwanzigjährigen, interessiert sich Brunner – “Lord Alfred”, wie er ihn prophetisch nennt. “Ich habe Lord Alfred neulich zu seinem Geburtstag geschrieben”, heißt es 1893, “ich möchte eine Zeit und einen Ort haben, sein Inneres philosophisch zu wenden. Da er ein Trefflicher ist, warum ist er kein Spinozist?! Wer das aber werden will, der muß es beizeiten sein.” In späteren Briefen erkundigt sich Brunner nach den Enkeln und nennt Frau Mond “die beste Großmama der Welt”. Doch hat seine Haltung etwas, was über die Grenzen eines Befreundetseins hinausgeht – selbst wenn man die Neigung dieses Korrespondenten zu Werbung, Zärtlichkeit und Beteuerung in Rechnung stellt.

Man könnte vielleicht sagen, die Tochter habe die Stelle ihrer Mutter bei Leo übernommen. Ein Schreiben (von 1897) endet er ja auch: “Ihr Brief war so hegend und mütterlich, wie nur je ein großes Weib zu

einem armen Jungen gesprochen. Es war, als würde mein müder, schwerer Kopf in Frieden und ewigem Vergessen geborgen. Was schreien wir armen Kinder denn anders als das ganze Leben lang unser hilfloses Ma!” Aber der “Junge” hier war fünfunddreißig Jahre alt und verheiratet.

Das Verhältnis mit der Tochter scheint ähnlich zustande gekommen zu sein wie das mit der Mutter: “Damals als ich Gespräche mit Ihnen führte”, schreibt er ihr 1899 rückblickend, “war ich noch zu sehr auf der Oberfläche der materialistischen Tagesgedanken ... Nun aber ... hab [ich] es in die Erkenntnis erhoben, was uns miteinander in die Tiefe der Erscheinungen zog und was auch den Anlaß und Grund unsrer Freundschaft machte” – auf einer reiferen Stufe, ohne den sentimental Schwulst, erinnert das doch an das Reminiszieren mit Frau Löwenthal von den großen Geistern als dem “Bindemittel”. Auch das Wort “Nervenleiden” fällt einmal wieder, mit Bezug auf die Tochter nun. Während er aber der Mutter geraten hatte, auf irgend etwas “die Tätigkeit des Geistes” zu richten, schreibt er der Tochter, der Frau des Großindustriellen: “Für Sie liegt alles Heil in der Beschränkung Ihrer gesamten Interessensphäre, die einen viel zu weiten Umfang hat ... In einem kleinen Kreise würden Sie gesunden” (7. 8. 1894), und: “Sie sind das Opfer eines seltsamen Geschicks, einer lebenswürdigen und furchtbaren Tragik. Sie leben in zu großen Verhältnissen” (1895). Wie er der Mutter “Naturell” durch “stete Gegenwart” glaubte gemildert zu haben, so schreibt er der Tochter (1893): “Es ist ein Jammer, daß ich nicht in ihrer Nähe leben darf. Sie würden stets empfinden, daß Sie ein Ideal sind ... Sie würden gar nicht an so viele Menschen denken.” So etwas hatte er allerdings der Mutter nie geschrieben.

Und der Ton ist überhaupt noch ganz anders als in den Briefen an Frau Löwenthal. Der Tochter, von deren “Schreibfaulheit” oben schon die Rede war, schreibt er zum Beispiel (1894?): “Das Verstehen ist ja doch nicht an die beabsichtigte Mitteilung gebunden. Wo es vorhanden ist, da ist es ein Begreifen mit höheren Organen, – aus Liebe, ein Leben des Einen im Andern.” Oder 1897: “So rührend ist es mir, daß Sie auf der Welt sind, und so heilig und gewiß empfinde ich's, daß ich in Ihnen die herrlichste Poesie lebe, die ein ordentlicher Mensch erleben kann ... ich begreife, ich fühle Sie beinahe wie mich selbst.” Oder 1898: “Meine Liebe und Bewunderung für Sie geht über alles Irdische und Himmlische

und niemals habe ich an Sie gedacht ohne daß mir das Herz erfüllt gewesen ist mit Herrlichem und Schönem.” Und er schreibt dies keineswegs als freudige Hymne, sondern in Verzweiflung: “Nicht einen Federstrich tun Sie, mir das gestörte Leben wiederzugeben”, und es nimmt die wahnsinnig “logische” Wendung: “nur der Pöbel ist wankelmütig. Und darum weiß ich jetzt, daß nur eine Lösung ist ... Sie müssen ... ein großes Glück mit mir vorhaben! und die Umstände dabei sind von ganz besonderer Art, so daß Sie zum Schweigen verpflichtet sind.”

1899 entschuldigt er sich, und er tut es so: “Seitdem ich Ihren letzten schönen, süßen Brief empfangen, war alles bei mir Brief an Sie und ohne Ende.” Es sollte “was ganz Langes und Großes werden”. Aber über seinem “Verträumen ins Innerliche, wo ich doch allein eigentlich mit Ihnen lebe”, kam “nicht das Geringste zustande”. “Mit allen Worten ja auch wäre er [”der große Brief zwischen uns”] nicht zu schreiben. Aber Sie hatten ihn zwischen die Worte hineingetan, und ich habe ihn herausgenommen. Und so war es öfter schon gewesen, und so war es früher. Immer aber dieselbe Mitteilung, dieselbe glückliche Botschaft.”

Die Zweiundfünfzigjährige hatte ihn gefragt, ob er nicht ein “Herbstgefühl” des Lebens spüre. Er verneint und sagt: “Wo wir uns lieben, sind wir zurückgegangen auf die letzte Tiefe, darin wir uns selber gleich bleiben ... Darum bleiben wir auch füreinander die unveränderlich Treuen in unendlicher Verwandtschaft.” Das erinnert an das an Leo Berg gerichtete Wort: “Wir lieben uns im Ewigen: da sind wir beide schön und vollkommen.” Und so wird Brunner in “Liebe, Ehe” schreiben: Die Geistigen “leben, wo ihre Seele ihr Wesen hat” (S. 387).

Lottes Tagebuch (14. 8. 1916) berichtet diese Äußerung: “Darauf muß du sehn, wie jeder Mensch das Absolute ist und deshalb zweierlei in sich trägt und äußert: sowohl einen Haß gegen das ganze Dasein – zunächst die Wut auf seine Mitmenschen – er will die Relativität nicht! und dann im Gegensatz dazu das Bedürfnis, wenigstens ein Wesen so wahnsinnig zu lieben – kürzere oder längere Zeit, je schlechter der Mensch, um so kürzer –, es zu vergöttern, d. h. es über die Relativität emporzuheben”, und unterm 25. 10. 1916 berichtet Lotte, wie sie Auguste Comtes Liebe zu Clotilde de Vaux im Gespräch aufbrachte und Brunner meinte, daß es ihm ungeheuer ergreifend gewesen sei, wie Comte, “nachdem er so lange in seinem Haus sich heimisch gefühlt, plötzlich anfing, darin zu frieren,

und dann in seinem Alter noch ein so wunderschönes Stockwerk aufgesetzt hat; wie es ihn zwang zur Mystik! Und wie ihm dann die Idee seiner Mystik Fleisch geworden erschien in jener Frau, so daß er sich mit dem Überschwange einer durchaus vornehmen Erotik hineinstürzte in das Edle und Weiche der Weiblichkeit – o ich kann mir das sehr gut vorstellen, wie ein Mann seine ganze Seele einer guten Frau vor die Füße schmeißen kann!“ – Ob Brunner dabei an sein eignes Verhältnis zu Frau Mond hier dachte, (mit der der Krieg die Korrespondenz damals unterbrochen hatte)? Bei aller realen Verschiedenheit – das mystische Grundgefühl ist dasselbe.

Es war aber kein alter Philosoph, es war ein siebenunddreißigjähriger Mann, der 1899 schrieb: “Sie aber wissen, und Sie haben gewußt, daß Sie mir fehlen. Dem Freunde unerbittlich schweigen und schweigen, rücksichtslos schweigen, ihn mit tausend Foltern und Ängsten elend machen, Arbeitskraft stehlen, Ruhe und Gesundheit rauben – das Alles tun und wissen, daß man's tut und drin beharren, und immer von neuem vor der Türe zittern lassen, winseln lassen, wie zum Gotte, so umsonst – und grausam bleiben – – geliebte Freundin.” Und etwas paradox heißt es: “Sie *haben* mich nicht, und darum fehlen Sie auch mir, weil ich Ihnen fehle, so sehr, daß Sie mich nicht einmal entbehren.” Er ist aber überzeugt: “Wir werden schöner miteinander sein als damals, als wir vor der Mama waren wie zwei Kinder, wie zwei Geistesprinzen.” – Das eine “Kind” war “damals” Anfang Zwanzig, das andere Ende Dreißig und Mutter zweier Kinder. Jetzt ist er Ende Dreißig und verheiratet, sie Anfang Fünfzig und Großmutter; aber er schreibt: “Ich habe kein Erlebnis sonst als mit Ihnen, das ganze Buch meines Lebens klappt nur auf an einer Stelle, der vielgelesenen in meinen Erinnerungen.”

Maecenas. Daß Brunner ein “Jahrgeld” bezog, geht aus seiner Bemerkung über einen befreundeten Dichter⁴³ hervor (1902): “mit seinen Finanzen

⁴³ Eberhard König, der, wie Brunner in dem Brief schreibt, “ebenfalls nach Weidmannslust zieht ..., da er es nicht über sich gewinnen kann, sich von mir zu trennen” und der seinen eben geborenen “zweiten Jungen Leo genannt” habe. Dieser “edle Gefährte” erscheint, ähnlich wie Otto Ernst, als “Judenhasser” im “Tagebuch” (S. 64), wo von der Schrift seines Bruders Walter König (“Die Insel des Verständnisses oder Constantin Brunners Bedeutung für die Überwindung des Judenhasses”) die Rede ist.

findet er sich ungefähr in der gleichen Lage mit mir: er bezieht ein Jahrgeld von einem Mäzen“. Vielleicht war das Jahresgehalt, das Brunner von Ludwig Mond bezog, eine direkte Fortsetzung der Unterstützung durch Frau Löwenthal. Die Initiative dabei gehörte zweifellos ihrer Tochter. Wie groß es war, läßt sich um so schwerer erraten, als Frau Mond wohl auch ihrerseits einsprang. 1898 spricht ihr Brunner von einer monatlichen “Differenz” zwischen seinen Einnahmen und Ausgaben von “ungefähr 225 Mark” – keine unbedeutende Summe.

Was Brunner beschwerte, war der nicht unbegründete Verdacht, daß kein Vertrauen in seine zukünftige Leistung ihm diese Hilfe gebracht hatte. 1897 bricht er in einem Brief an Frau Mond in den Wunsch aus: “daß der Mann mich erkennt und mit mir geht, dem ich mich habe nähern wollen, so lang ich ihn nun kenne... wenn er sich mit meinen Ideen beschäftigen wird, dann wird er einsehen, daß ich das theoretische Werk getan habe, das getan zu sehen von jeher sein tiefster geheimer Wunsch gewesen. Es zu fördern kann ihm die schönste Krone seines Lebens sein, und es kann kommen, daß ich ihm teurer und bedeutender werde als irgend ein Mensch in der Welt.” Er setzt etwas nüchterner hinzu: “Was rede ich – aber ich rede ja zu Ihnen.”

1900 schreibt er in bezug auf Herrn M.: “Seine gewiß nicht gering-schätzigte Meinung über mich” treffe ihn gar nicht; “all mein Leben und Denken gehört meinem Werke und Wirken, dessen langsame und tiefe Entwicklung ich seinem Interesse danke, ohne daß er es ahnt, ohne daß er es wollte. Denn er hatte mir sein Interesse zugewandt. aus Güte, als einem unter hundert Ähnlichen.”

Er hat auch eine Antwort, die in verschiedenen Variationen wiederkehrt und zum Beispiel im nachgelassenen [Essay] “Die beiden Wohltäter” (ursprünglich ein Brief des alten Brunner an einen befreundeten Dichter⁴⁴) ihren ernst-satirischen Niederschlag gefunden hat: Der “kleine” Wohltäter ist der Mäzen, der “große” das Genie, von dem “in der Ordnung”, “daß zur Erhaltung seines Lebens kein Geld habe einer, der für sein Leben der Allgemeinheit und dem Geschlecht so viel bezahlt und unbezahlbare Geschenke macht”. “An Stelle der eigentlich gehörigen Anerkennung und Geldbezahlung durch die Allgemeinheit ... springt ein: der Wohltäter, Gönner, Mäzen. In ihm regt sich eine Inspiration aus der Zukunft ...

⁴⁴ [Frederick Ritter (1896-1987)]

wahllos ... oft genug ... halb kalt, halb roh” ... “Ihr könnt [dem Genie] gar nichts schenken ... das Genie ist der größte Geldverdiener; keiner macht ... so großartige Geschäfte, von so langer Dauer, unsterbliche ... Aber ... Nachweltgeschäfte”, “nach Gottes unerforschlichem ... Ratschluß sollen die reichsten Leute nicht an ihr Geld herankönnen”. Der große Wohltäter habe dem kleinen “wenigstens eines Teilchens von zuviel Geld” entledigt. “... mit zunehmendem Bedrohtsein [gewinnen die Reichen] ein immer zarteres Gewissen” – das steht tatsächlich auch da, neben manchem in anderem Ton (“Wer so bezahlt, ... der macht mit seinem Geld auch sein Herz reich und erlangt Bewußtsein und Bedeutung, weit hinausgehend über seinen Rang in der Welt”), und man fragt sich, ob das alles auch auf Ludwig Mond geht, an den Brunner doch zuerst denken mußte (“Vom Geist”, S. 327ff.).

Aber wir haben Entgegenstehendes bereits zitiert. Und hier noch dies. 1899 schreibt Brunner über ihn an Frau Mond: “Ich hoffe sicher auf sein lebhaftes Interesse an meinen Ideen, die viel Verwandtes haben mit seinen eignen, wenn sie auch in nicht unwesentlichen Punkten ihnen schnurstracks widersprechen.” Und wo er sich über “das Mißverständnis meiner Person und Art” beklagt, nimmt er ausdrücklich Herrn Mond aus: “Ich ... finde sein Verhalten ebenso schön wie verständlich. Das eine wie das andere nach seiner Natur, die so viel Schönes und Edles hat” (1902). Und 1910 schreibt er ihr über den 1909, siebzigjährig verstorbenen Gatten, im Zusammenhang mit einem im “Berliner Tageblatt” erschienenen Nachruf: “Es war doch *Etwas* darin von der ihm eigentümlichen wunderbaren Vereinigung intellektueller und merkantiler Begabung. Ich hoffe, das noch besser ins Licht setzen zu können in meinen autobiographischen Aufzeichnungen, wo ich ihm ein Denkmal errichten werde und auch den Einfluß hervorheben will, den er auf meine *Gedanken* (freilich wohl in einer von ihm ungeahnten Weise – aber doch durch die Energie und Konsequenz seines Denkens) ausgeübt hat.”⁴⁵ “In jeder Biographie eines großen Künstlers wäre, bevor die Eltern genannt werden, erst der Wohl-

⁴⁵ Aus J. M. Cohens Biographie ersieht man, daß der einfallsreiche und unternehmende chemische Industrielle ein radikaler Rationalist war. Wissenschaft definierte er als “systematisierte Erfahrung”. Chemiestudenten empfahl er, vorerst sich ausschließlich um Theorie zu kümmern. Dies erinnert an Brunners Forderung in der “Lehre” (S. 738), daß Wissenschaft zunächst ganz abstrakt theoretisch vorhanden sein muß, bevor ihre Anwendung auf unsre Praxis unter den Dingen möglich wird.”

täter zu gedenken, denen er das Leben verdankt” (“Die beiden Wohltäter”, “Vom Geist”, S. 335). Aber er selbst hatte 1924 (“Einsiedler”) wohl ausführlich von seinen Eltern erzählt, aber nichts von Ludwig Mond. Das “Denkmal” hat er ihm nicht errichtet. Aber wie bezeichnend, daß er, der noch ganz Obskure, glaubt, in seiner Autobiographie dem international bekannten Großindustriellen eins errichten zu können. Die Überzeugung von seiner Mission ließ ihn schon 1899 schreiben: “Sehen Sie, ich habe wahrlich auch einen Schatz von Liebe und Güte erfahren ... Aber – es ist das erste Mal, daß ich es mir selbst eingestehe: Alles, was ich empfangen habe, ist nichts gegen das, was ich gegeben habe” – obwohl die Tragödie in seinem späteren Verhältnis zu Frau Mond gerade darin bestand, daß er erkennen mußte: “Ich vermag nichts für Sie. *Sie* können mir geben von Ihrem Reichtum, – ich kann Ihrer Armut mit meinem Reichtume nicht aushelfen, mit dem glühendsten Willen der Liebe nicht” (1902).

Dabei versichert er unter der Arbeit immer wieder, daß er sein Werk besonders für sie schreibe. 1897 beruhigt er ihre Kompetenzzweifel: “Sie besitzen die philosophische klassische Voraussetzungslosigkeit”; sie habe einen natürlichen Antrieb, selbst zu denken und zu fühlen. Aber die so als ideale Leserin Gepriesene bleibt tatsächlich so “selbst” denkend, daß sie sich für sein Manuskript ganz und gar nicht begeistert. Die schwerste seiner mannigfachen Reaktionen ist das Gefühl, daß er nun nicht “zurückzahlen” kann. So mahnt er sie 1904: “O, mein geliebter Freund, wie es mich schmerzt, daß Sie so krank und Ihre Seele so arm und einsam geworden ist ... Nur darum spreche ich von mir und deute Ihnen von neuem hin auf mein Werk ...; ich stehe in dieser Zeit wie kein anderer steht und habe und bin, was Sie nicht sind und was Sie suchen und finden werden, wenn Sie mich finden, wiederfinden.” – ganz im Christusstil. Und 1907 heißt es noch dringlicher: “Sie bedürfen dieser tiefen Rechtfertigung, und ich fordere es als mein Recht von Ihnen: daß Sie mich verstehn, daß Sie sich Ihnen ganz ungewohnte Mühe und Arbeit machen, mich zu verstehn. Ohne dies rauben Sie mir die Möglichkeit, in der Zukunft meine große Schuld an Sie zu bezahlen ...”

Wenn Brunner 1893, wie zitiert, erklärte, daß ein Mißlingen des Zuschauerunternehmens das Ende seiner praktischen Laufbahn sein werde und er dann seiner Theorie leben wolle, so setzt er offenbar das Mondsche Stipendium voraus. 1902 resümiert er: “Sie haben den Schlüssel zu meinem

Hause und können einlassen, welchen Gast Sie wollen, auch die Frau Sorge. ... Mir zu helfen wird Ihnen leicht und schwer: wägen Sie ab, ob das Schwere so schwer ist wie das Leichte leicht ist.”

Wie Frida Mond entschied, zeigen Zeilen wie diese von 1907: “Meine hochverehrte, geliebte Freundin und Freund, dieser Brief soll Ihnen zunächst danken, wie ja wohl beinah jeder Brief an Sie mit Dank beginnt; und keiner sollte anders beginnen. Wie haben Sie mir all mein Leben lang das Schönste und Beste gegeben, was mir von einem Menschen gegeben werden konnte; und wie haben Sie auch mit äußerlichen Gaben unvergleichlich getan, daß ich das Steuer meiner Lebensrichtung nicht aus den Händen verlor ...”

So weit man sehen kann, ist es der Erste Weltkrieg, der einen tiefen Einbruch in dieses Verhältnis brachte. Brunners verzweifelte Bemühungen, den Kontakt mit Frau Mond nach 1918 wieder aufzunehmen, führten nur dazu, wie aus einem Brief von Ende September 1920 hervorgeht, daß sie ihm mitteilen ließ, er solle ihr nicht mehr schreiben.

Das erinnert an Frau Löwenthals eigensichtige Ablehnung der Besuche Leos in ihren letzten Lebensjahren. Auch die Tochter war nun schwer krank und seit Jahren ans Zimmer gefesselt in der prächtigen Villa in London, wo Brunner sie besucht hatte – vor nunmehr einem Vierteljahrhundert. Dazwischen lag ein Leben in internationaler Gesellschaft, das sich zwischen London und Rom geteilt hatte, die Heirat der Söhne, die Geburt der Enkelkinder, das lange Leiden und [der] Tod Ludwig Monds, der politische Aufstieg des Sohnes Alfred – und der Weltkrieg. Die sieche Siebzigerin fühlte offenbar keine Neigung, die Beziehungen, die der Krieg unterbrochen hatte, wieder aufzunehmen. Sie beschäftigte sich damals, wie J. M. Cohen berichtet, unter anderem damit, aus ihrer jugendlichen Liebeskorrespondenz mit Ludwig Mond Auszüge herzustellen und zu glossieren, wohl im Hinblick auf eine spätere Biographie ihres Mannes. Und sie mag mehr als abgeneigt gewesen sein, dem Bündel von einigen hundert Briefen Brunners an sie, das sich über mehr als drei Jahrzehnte erstreckte, nun noch weitere hinzuzufügen.

Brunner ist wie vor den Kopf gestoßen. Er kann es nicht fassen. Er schreibt sonst nicht mehr – “Aber heute schreibe ich Ihnen, will zum 5. Oktober bei Ihnen sein”. Das war, nicht zu vergessen, ihr 73. Geburtstag. “Wie mögen Sie leben? Niemand antwortet auf meine Fragen. Ist dies

ein Ende zwischen uns?“ heißt es in dem Brief im Ton eines, der ins Leere ruft. Er wußte noch nicht wie sehr ins Leere. Denn dieser Brief erreichte Frida Mond nicht mehr am Leben.

Bezeichnend aber ist, daß einer seiner Proteste auch in dem Brief von 1920 sich auf seine schlimme Lage bezog: daß sie nicht von ihm hören wolle “nach diesen Zeiten, *in* diesen Zeiten; denn ich bin wahrlich nun erst im Furchtbarsten und Abscheulichsten drin”. Die deutsche Inflation ist wohl gemeint, die ihn selbst der Honorare (von “Judenhaß”) beraubte. Das achtundfünfzigjährige “Kind” wendet sich, gewissermaßen hilflos erstaunt, an die “Mutter”, die anscheinend keine mehr sein wollte.

Dem Vernehmen nach hat Alfred Lord Melchett dann die Zahlung des Jahrgeldes wiederum aufgenommen und auch nach Brunners Tod der Witwe die Hälfte weiter gezahlt. Eines der bedeutenden Kapitel im Buche des Mäzenentums fand so einen würdigen Abschluß.

Um die Ehe

Gährungen. Wir kehren zu dem dreißigjährigen Brunner zurück. Er war, wie gesagt, damals erst richtig unzufrieden. “Hin und her, viel Arbeit und stets mehr Unbehagen über die Verdrießlichkeiten als Freude am Erfreulichen.” Man kann diesen Brief an Frau Mond wohl danach datieren, daß ein großes Stück davon fast wörtlich im Brief vom 14. 3. 1893 an Leo Berg ebenfalls erscheint.

Daß kleinere Stellen in einer gleichzeitigen Korrespondenz sich wiederholen (wie es zum Beispiel mit Brunners Ausdruck der Unzufriedenheit mit seinen “Mätzchen und Aufsätzchen im Zuschauer” der Fall war), ist normal. Aber einen so großen Abschnitt überzukopieren, verrät den Literaten, der mit der Stelle zufrieden ist. Sie unterrichtet über den damaligen Stand seines Denkens.

Er spricht davon, daß er über das bloße innerliche Konzipieren nicht hinauskomme: “Ach, welche herrlichen Werke sind nicht schon meinem schöpferischen Geiste entfloßen!” – “Hätten Sie nur meine Philosophie der Geschichte gelesen! ... Welch ein kosmisches Gefühl! Wie ahnungsreich und tröstlich die Stellung des Menschen im Leben der Unendlichkeit!” – So scheint seine Philosophie der Geschichte, die er für sich “schrieb

und immer wieder umschrieb“, damals noch eine “Rechtfertigung” der Geschichte enthalten zu haben, wie Brunner sie lange für die Geschichte der Juden annahm. – “Oder meine 'Menschenlehre'! Da erhält endlich der Verstand im Haushalte des gesamten Geistigen seine rechte Stellung” – Fakultätenlehre und praktischer Verstand, schon wie später, offenbar.

Unterm 17. 11. des Jahres klagt er Berg: “Hamburgs Geister wenigstens habe ich satt zum Ekel.” – “Da ist Monich Burchard⁴⁶ bis Otto Ernst – von den Niederungen bis zu den Bergspitzen ist es ein einzig faulig Reich, das von Grund auf zerstört werden muß!” Vielleicht ist das nicht ernst zu nehmen – der “nihilistische” Literatenton; aber immerhin bemerkenswert. Da wiederholen sich die Klagen aus Briefen an Frau Mond über “die Pharisäer und Inquisitoren”, den “Unglücklichen, der nach dem bißchen Freiheit für sein Leben dürstet”. – “Wer sagt mir: auch Epiktet hat Sklavendienste verrichten müssen, und es hat schon einmal ein Brutus gelebt?” – “Ich häng und zapple am modernen Kreuz” – wo er bei Berg hinzufügt: “und die zu meinen Schmerzen klagen, sind wieder ein paar armselige Judenweiber!”

An eines dieser “Weiber”, Frau Löwenthal, hatte er drei Tage vorher geschrieben: “Wenn aber auch das beste Wohlwollen und die erprobte Freundschaft in einem fort an dir herumkritteln und zausen – ei, zum Kuckuck, für wen schaffst und lebst du denn eigentlich?! ... Wenn einer mich ... sanft beim Ohr nimmt und mir hineinspricht: 'Du bist'n lieber Kerl!' so ist mir das tausend Mal lieber, als wenn zehn Kritiker fünf Pfennig für jede Zeile bezahlt bekommen, in der gedruckt steht, daß ich ein 'geistvoller' Mensch sei. Mein bißchen Leben möcht ich so gern leben und nicht immer und ewig drauf lauern, daß es erst losgehen soll. Dazu muß man aber Herzen haben, mit denen man einmütig teilt, wenn man selbst ein Herz und heißes Blut hat. Sehen Sie doch, hab nicht Weib, nicht Kind noch Kegel, und wenn mir durch Mißverstand und meinetwegen aus lauter Liebe das Gefühl der Gemeinschaft und Treue mit meinen paar Lieben grausam genommen wird, dann bin ich gar ein Einsamer und empfinde mein Leben als eine kummervolle Bürde, die ich eines Tages hinwerfe und nicht wieder aufnehme.” – Ist das Drohung mit Selbstmord? – “Leute, die nicht selbst aktionskräftig sind, wissen gar nicht, was sie dadurch [durch das 'ewige Kritteln'] an empfindlichen

⁴⁶ [Ein entfernter Verwandter Brunners]

Geistern sündigen. Sie sollten ... doppelt vorsichtig [sein] gegen einen, der mit dreißig Jahren noch nicht verheiratet ist, daß er nach Haus gehen und von seinem Weibe sich am Ohr nehmen lassen kann: 'Du bist doch ein lieber Junge!'"

Dieser deutlich ausgedrückten Sehnsucht nach Weib und Heim war im Juli des Jahres an Leo Berg viel allgemeiner und unbewußter Ausdruck gegeben worden: "Sie wissen wohl, was ich meine: das Fließende zwischen all den harten Konkretionen, die Sauce, in der die Dinge schwimmen und die sie auch selbst durchdringt, sie erst verkocht und verdaulich gemacht hat. Das ist ja das Schlimme, daß man, nachdem Religion und Wissenschaft sich nicht als geeignet erwiesen, vereinsamt mit allem bleibt, auch mit sich selbst, ganz verständnislos, ohne Konsonanz, meinetwegen ohne Liebe, die uns allen ein heißes Desiderat ist. Mir ist oft, als müßt ich mich in einen unendlich gähnenden Abgrund stürzen, aber ich habe nicht Furcht dabei, denn im Fluge werden sich weiche Arme strecken, mich umfassen, mich sanft und doch innig pressen, und der weite Raum, in den ich verfließe und doch bewußt bleibe, da ich alle Erscheinung vergesse und doch alles wunderbar weiß, wird von mir empfunden nur noch als eine milde, sanft hin und her wallende, träumende Wärme, die im Zittern leise klingt. Das ist wohl die Weltsauce, die ich meine, aus der das Feste sich verdichtet ... ich (durchlebe) öfter dieses oder ähnliche Empfindungsbilder, zum Beispiel zuweilen zarte Erscheinungen, die die Züge eines edlen Weibes tragen, mit dem ich die innigste, lyrische Gemeinschaft habe, und der wohl auch die Arme gehören, die sich mir aus dem Wesenlosen entgegenstrecken, die frei von aller Sinnlichkeit, aber mit unendlichem Mitleid und unausschöpflicher Liebe mich einhüllen, mich ganz umranken, einschlingen in eine selige Halbschlafwollust, in unaussprechliches Glücksempfinden."

Welcher Brief! Ein "dream girl" hat unbestimmte Züge. Aber bei den "zarten" Erscheinungen hier darf man wohl an das Bild der Frau denken, der er im selben Jahr vom "Gleichgewicht Ihres zarten Lebens", ein Jahr später von "Ihrer zarten Struktur" und 1904 über "Ihre zarte Schönheit" schreibt. Beim "unendlichen Mitleid" an eben diese, deren "spinozistisches Herz" er 1894 zu beschweren fürchtet, die er 1895 beklagt: "Könnten Sie nur, wo Sie doch nicht helfen können, auch das Mitleid verlernen!", und die er 1897 dahin charakterisiert: "daß Sie selbstherrlich und ganz un-

beugsam erscheinen würden, wenn nicht eine weiche Poesie dagegen wirkte, eine Liebe und Gütigkeit ohne Gleichen, an die ich so lange Zeit kaum glauben konnte, und im Verein damit jene Selbstaufopferung und Mütterlichkeit gegen alle Menschen und gegen die ganze Natur” und die dadurch “seelischen Leiden” unterliege. Bei der ”lyrischen Gemeinschaft” muß man, nachdem das Stichwort “Poesie” bereits gefallen ist, an eben dieselbe Frau denken, der er 1896 schreibt: “Unser Bund war und ist einer zwischen der Poesie Ihrer Natur und der Gedankenklarheit der meinigen”, und 1902: “Gewiß beruht unser Zusammenhang auf der Lyrik unsrer beiderseitigen Naturen”, hervorhebend: “Unser gleichgestimmtes lyrisches Saitenspiel”, und an die seine Briefe Tagebuchform annehmen (er soll sie nicht einzeln absenden), worin ein lyrisches Stück sich so liest: “Und komme ich nun spät in der Nacht an diese Blätter, bin ich öd und müde, und mein ganzer Mensch ist zermürbt, daß ich mich schäme noch in Ihre Gesellschaft zu gehn. Ich weiß auch nichts zu sagen, und bin stumpf. Sie sehen, an Gedanken fehlt es mir wahrlich nicht –, gute Nacht!” – So schreibt er am 20. 12. 1893, also einen Monat nach dem Brief an die Mutter dieser selben Dame, wo er klagt, daß er kein Weib habe, das ihm tröstend ins Ohr sprechen könnte: “Du bist doch ein guter Kerl!”

In dem Brief an Leo Berg – um den er wirbt (“die Affinitäten ziehen sich an”) – heißt es aber weiter: “Ich bin im Grunde keine feminine Natur. Im Gegenteil, ich wünsche die Liebe des Mannes für mich mindestens in gleichem Maße wie die des Weibes. Unendlich viel mehr gilt sie mir wie die Geschlechtsneigung. Es ist schwer, sie zu erlangen, weil die Verschiedenheit der Naturen, aller Individuen, die ersehnte Konsonanz ausschließt und auch nur einigermaßen auf die Dauer erträgliche Verwandtschaft selten statthat.” – Auffallend ist, daß ihm die Liebe des Mannes sogar “unendlich viel mehr gilt” als die Geschlechtsneigung. Die Erklärung der Schwierigkeit, jene zu erlangen, gilt auch für die der Frau. Hier sei, meint er aber, die “Täuschung durch die Geschlechtsbenebelung häufiger”. “Ich gebe mich Weibern nur darum eher hin, weil ich im allgemeinen an das Weib keine Anforderungen stelle und schon zufrieden bin, wenn ich mich in sie hineinreden kann, statt mich aus ihr herauszuhören.”

Ein halbes Jahr später (16. 2. 1895) berichtet er Berg vom Hingang seiner “Kölner mütterlichen Freundin”. Er bemerkt sehr bezeichnenderweise, daß er einen “Ersatz habe, wohin ich meine Blicke richten kann”. Frau Löwenthal war ihm ein “äußeres Heim” gewesen. “Dazu kommt, daß die äußerliche Öde um mich herum mir immer unerträglicher wird. Ich kann nicht arbeiten und nicht leben. Manchmal nagt es an mir, daß ich Wahnsinn fürchte. Ich muß etwas um mich herum sehn, wo ich hineingehöre. Ich habe gar keine Heimat.”

Die Heirat. Der “Ersatz” für Frau Löwenthal, wohin er seine “Blicke richten kann”, ist sehr wahrscheinlich dieselbe Frau, von der er in seinem Artikel “Über die Ehe” schreibt, “die mich geliebt hat und die mich liebt”. Es handelt sich um die Frau seines Verwandten Georg Müller, Rosalie geb. Auerbach, Mutter von drei Kindern, die fast gleichaltrig mit ihm ist und eben von ihrem Manne geschieden worden war. Es ist offenbar diese Scheidungssache, die den Eheartikel inspiriert hatte. Ob Rosalie “versklavt”, “verschachert mit ihren Kindern” usw. war, entzieht sich unserem Urteil.

Ein Verwandter von ihr schrieb mir, nach seiner Erinnerung habe der Mann als der Schuldige gegolten. 1894 schreibt Brunner an Frau Mond: “Die Sache meiner armen Freundin klärt sich nun übrigens erfreulich zu ihren Gunsten. Um Ihnen alles schneller deutlich zu machen, bin ich in der Lage, Ihnen zur Zeit das Aktenmaterial mitbringen zu können” – welches demnach in Brunners Sinn zeugte. Tatsache ist, daß Brunner wiederholt (auch in einem Brief von 1897) von einem “schmählichen Unrecht” spricht, dem er gewehrt habe; er nennt Rosalie Müller seinen “Schützling” (Juli 1895). Was immer die legale Basis für die erfolgte Scheidung auch gewesen sein mag, der Mutter wurden die beiden Töchter (die etwa zwölfjährige Elise Charlotte und die jüngere “lieblichere” Gertrud) zugesprochen, während der Vater den kleinen Sohn Hans behielt. Ein Brief Lottes (an L. Bickel vom 26. 11. 1940), in welchem sie erzählt, daß “Vater” sie zwischen ihrem 10. und 12. Jahre mit Epiktet bekannt gemacht habe, zeigt nicht nur, daß er sich schon vor der Eheschließung mit “seiner kleinen Philosophin” beschäftigte, sondern wohl auch sich bereits eng an Rosalie angeschlossen hatte. Wie auch aus dem Scherz

hervorgeht, den er in einem Anzeigebrief macht, seine Verlobung sei “aufgehoben” – er werde nämlich seine Verlobte heiraten, war Brunner sehr froh, als er am 16. August 1895 getraut wurde.

Die Situation war denkwürdig – in mehr als einer Beziehung. In einem Brief an Frau Mond, offenbar vor der Verheiratung, nach einem Zusammentreffen mit ihr (in Köln?) geschrieben, lesen wir: “Als ich gestern Abschied von Ihnen genommen hatte, war ich noch einmal zurückgekommen – Sie waren aber bereits aus dem Zimmer; in welcher unruhiger Stimmung habe ich Sie verlassen! Welchen Eindruck hat mir das gegeben! Und doch war mir diese letzte kurze Stunde wie eine befreiende Aussprache, wenn auch ohne Worte. Sie müssen es fühlen, was es ist, was nicht heraus will aus mir. Das Doppelleben der Seele, in das ich doch nun einmal gekommen bin, liegt mir auf, wie eine schwere Anklage, wie eine Schuld gegen Sie und Ihre reine große Liebe. Und doch habe ich *keine* Schuld gegen Sie, kein Gedanke ist Ihnen entzogen, ja mein Gefühl für Sie ist gewaltiger geworden seitdem, und ich freue mich, daß ich es teilen darf mit einem anderen reinen Herzen. Aber wenn ich nur einmal davon zu Ihnen hätte sprechen können – : Sie hätten mich fest gemacht durch ein führendes, billigendes Wort!”

Das “andre reine Herz” ist offenbar Rosalie. Er setzt hinzu: “Noch einmal übrigens: meine Freundin weiß nicht Ihren Namen, noch weiß sie, daß Sie in irgendwelcher Beziehung zur Mama stehn” – das heißt, daß sie die Tochter der Frau Löwenthal ist. “Bis jetzt weiß sie nur, wie sehr ich in Ihnen beiden lebe.” Charakteristisch für die Situation ist auch der Schluß: “Ich bin gleichsam ohne Namen für Sie – ich weiß keinen, den ich zur Unterschrift wählen könnte und das ist bezeichnend für mein ganzes Verhältnis zu Ihnen – und doch, wie ganz und voll bin ich der Ihrige.” Die Anrede aber wußte er offenbar; sie lautet: “Meine herrliche Freundin! Mein wunderbarer Mensch!”

Zu dem seelischen trat das materielle Problem. Brunner war nicht plötzlich in diese Ehe gesprungen. Ein Jahr vorher hatte er Frau Mond geschrieben: “Ich selbst muß erst mit meinen Angelegenheiten in sicherem Fahrwasser sein, und das wird noch das Jahr fordern, von dem Sie sprechen ... In jedem Falle haben Sie die Versicherung, daß ich diesen bedeutenden Schritt nicht ohne Ihre genaue Kenntnis und Ihr Einvernehmen tun werde ... Meine geschäftliche Angelegenheit ist nun so, daß ein Kontrakt abge-

geschlossen wurde, wonach am 1. Januar 1895 der Eintritt meines Mannes in den Zuschauer-Verlag erfolgt, gegen Einzahlung von 16000 Mark. Bis dahin muß ich natürlich das ganze Unternehmen, das entschieden Fortschritte macht und eine Zukunft verspricht, aber keineswegs schon so liegt, daß es mich und meine Arbeit honoriert, allein halten ... Und da Sie mich nun fragen, ob Sie mir helfen könnten, mit wie schwerem Herzen ... ich sage: Ja. Ich kann es im Januar zurückzahlen.”

Die Einzahlung der 16000 Mark scheint nicht stattgefunden zu haben. Von einer Rückzahlung konnte natürlich keine Rede sein. Der “Zuschauer” ging Anfang 1895 ein. Brunner glaubte, daß er bald wieder erscheinen würde; er spricht von “zahlreichen Zuschriften, herzlichen Trauerbriefen”; aber es war das Ende. Das “sichere Fahrwasser” – das gab es nicht mehr zu hoffen. Und die Ehe?

Die Frage der Frau Mond, ob er sich “all der Verantwortlichkeit bewußt” sei, ist verständlich genug. Brunner antwortet stürmisch: “Ja und ja, und wie sollte ich anders können? ... Hängt denn das Leben, das schon gewachsen und geworden ist, noch von meiner Bestimmung ab? Warum fordern Sie das von mir, die Sie wissen, daß die Schicksale über uns kommen, ... und die Sie einsehn, daß keines Ihnen weniger Widerstand zu bieten vermag als mein schwaches Herz.”

Der nächste Satz deutet an, daß er es nicht vermöchte, Rosalie und ihre Kinder ihrem Schicksal zu überlassen; ja, es ist wahrscheinlich, daß am Beginn der ganzen Affäre Brunners eingeborener Drang stand zu helfen. “Menschen, denen ich etwas bedeuten kann”, nennt er sie. Aus dem praktischen Fehlschlag zieht er die umgekehrte Folgerung: nun braucht er für sein der Theorie Leben, das er nun beginnen will, diese Familie: “Aus der qualvollen Einsamkeit, über die mich in den letzten Jahren eine, wenn auch verunglückte Tätigkeit hinwegbetrogen hat, soll ich kommen in eine edle Geselligkeit ... von der ich fühle, daß sie meine Kräfte stärken wird, noch etwas zu leisten.” Die Heirat dient seinem Werk. Da die Mondsche Unterstützung eben auch dieses – erhofften – Werkes wegen ihm gegeben wird, ist kein Widerspruch in seiner Handlung.

Es bleibt ein gewisser delikater Punkt. Für die Frau, die er auch später (1896) noch gewissermaßen “der Genius meines Werkes und Lebens” nennt, fügt er hinzu: “Sie haben mich klüger und tiefer⁴⁷ gemacht: *jetzt* werde ich auch stärker werden.” Hat mit dieser Sachlage auch zu tun, daß in dem Zuschauerartikel der Verfasser dem ganzen weiblichen Geschlechte das Sündenregister vergibt um der einen willen – nicht (wie man erwarten sollte) “die ich liebe”, sondern “die mich liebt”? Soll sein Verhältnis nicht zuerst als eines der Liebe charakterisiert werden – so lebensnotwendig er es empfindet?

So könnte man dann den Brief verstehn, den er einen Monat vor seiner Heirat durch Frau Mond an Ludwig Mond sendet: “Auf *eine* Mitteilung, die ich Ihnen auf jeden Fall geben wollte, ist der Context” (bei seinem Besuch in London) “gar nicht gekommen ... : Ich gedenke mich im nächsten Monat zu verheiraten. Ich persönlich bin sonst wahrlich kein Freund von solchen Bündnissen, die in jedem Falle ihr Gefährliches haben. Und doch bleibt uns ja nichts anderes übrig in unsrer Gesellschaft, wo es nun einmal keine Liebe gibt, sondern nur Ehen. Ich bin auch nur durch ein Zusammentreffen von besonderen Umständen darauf gebracht worden und trage im übrigen keine Bedenken, den Schritt zu tun. Ich glaube, mich keiner Selbsttäuschung hinzugeben, wenn ich hoffe, daß ich mit meiner Erkorenen in keinerlei ernstere Konflikte geraten werde und daß mir ihre Gegenwart auf die Dauer sympathisch bleiben wird. Für meine ernste Arbeit erwarte ich von dieser Verbindung Ordnung und Förderung.”

Gegen Ende des Jahres schreibt er Frau Mond: “Seit dem Tage meiner Heirat habe ich angefangen, der Ordnung nach mein Buch zu schreiben.” – Diese Ehe dient seinem Werk.

Märtyrer der Moral. Das Bild wäre unvollständig, wenn man die Haltung der “Gesellschaft” unerwähnt ließe. Da hatte ein Mann das Vertrauen seines Verwandten und Freundes mißbraucht, ihm die Frau gestohlen, die Mutter seiner Kinder, eine Ehe zerstört. Wie bei Scheidungsprozessen

⁴⁷ So wird er im psychologischen Teil der “Lehre”, wo er von den “Weibern” spricht, schreiben: “Die Sensation ist die Löserin der Gedanken und ihr veredelndes Wehemittel, und keinem Zweifel kann es unterliegen, daß große Männer gewesen sind, die zu ihrer ganzen Größe hinaufgediehen erst durch die Liebesleidenschaft zu einem Weibe von edlerer Dignität.” (S. 809)

üblich, hatten die Parteien sicher gegeneinander “Material” gebracht, und Leo Wertheimer wird darin figuriert haben.

Er schreibt im Juli 1895 an Berg: “Ich hoffe auch für mich Ruhe und Frieden aus der Verbindung. Wenn über die vergangenen Angelegenheiten andere anders sprechen, so wird Ihnen genügen, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit meiner Handlungsweise darin zufrieden war.”

Frau Mond, die trotz ihrer unvermindert großzügigen Praxis gegen Brunner seine Handlung “als unklug und verhängnisvoll” bezeichnete und auch “moralische” Gerüchte erwähnt haben muß, wird von Brunner gemahnt: “Denken Sie an die Geschichte der Religion ... an die Opfer, die ihr gefallen sind ... Vielleicht ist es nicht anders mit der 'Moral', die heute die gleiche Herrschaft übt, und vielleicht gibt es auch moralische Märtyrer.” – So wird er die Moral neben der Religion in seine Aberglaubenstheorie stellen. In “Unser Christus” wird er ausdrücklich das “moralische” Reagieren der “guten Gesellschaft” auf Jesus darstellen. Hier, der Spinozafreundin, zitiert er (in vollem Umfang!) den Text der Exkommunikation Spinozas. “Was wäre Spinoza ohne jene Exkommunikation.”

Es erscheint schwer übertrieben, wenn Brunner sich aus Anlaß der üblen Nachrede gleich neben die großen “Opfer des Geistes” stellt. “Ich habe Feinde, weil ich einem schmähhlichen Unrecht gewehrt habe. Es hat gegen mich nicht an Klagen wegen Gottlosigkeit und unsittlicher Gesinnung gefehlt ... Ich stehe nicht auf dem Boden der hergebrachten moralischen Anschauung”; aber er gesteht: “Meine Praxis ist durchaus bestimmt durch meine atavistische Vorgeschichte” (1897?). – Er ist ein Märtyrer der Moral, ohne sich gegen sie vergangen zu haben.

Die Ehe. Daß die Ehe im Sinne Brunners ein voller Erfolg war, geht auch aus seinen Mitteilungen an Frau Mond hervor. Schon kurz vor der Eheschließung, nach dem Besuch in England, schreibt er: “Hier habe ich alles beim Alten getroffen. Das schöne stille, friedliche Einvernehmen mit den Meinen wird immer schöner, friedlicher und edler. Meine Mutter, die Sie herzlich grüßen läßt, ist in bester Zufriedenheit ... Es ist nur Schönes und Gutes, was uns alle zusammenhält. Ich denke nur immer an Sie dabei. Sie müssen in diesem Kreise sein, müssen einmal wenigstens hier gewesen sein” – welchen Wunsch er 1897 wiederholt: “Wann es

kommt, daß Sie in herzlicher Zustimmung und mit jener edlen Harmlosigkeit, die unter Menschen unersglichen immer obwalten sollte, wann es kommt, daß ich Sie so unter die Meinen bringen darf, dann will ich meinen höchsten Freudentag ansagen.“⁴⁸

Im selben Jahr schreibt er: “Von der Schönheit und dem Frieden, der zwischen Weib, Kindern und mir besteht, ist vielleicht nichts ähnliches auf der Welt anzutreffen”; er fährt fort: “Mein Weh und eigener Unfrieden dringt für sie nicht an die Oberfläche” – was er damit andeuten will, weiß die Adressatin – “sie empfangen noch reichlich alles, daß ihre Herzen niemals Mangel haben. Nicht wie eines Vaters ist mein Gefühl für sie, sondern wie das einer Mutter. Und habe ich sie nicht wirklich unter Kampf und Schmerzen für mich geboren?” – Daß beide Töchter wirklich die seinen wurden, ist eine schlichte Tatsache. Sie sind heute beide tot. Die jüngere hat ihren einzigen Sohn Constantin genannt. Ihr überlebender Bruder Hans, der bei seinem Vater aufwuchs, schrieb mir 1954: “Ich pflegte meine Schulferien bei Brunner zu verbringen. Da er ein sehr kinderlieber, gütiger Mensch war, gedenke ich dieser Zeiten gern.”

Das Verhältnis Brunners zu den Töchtern seiner Frau ist offenbar an den folgenden Stellen des “Liebe, Ehe”-Buches erklärt: Ein Kind, das seine Mutter verloren hat, findet keine wieder; “einen Vater kann es finden ... es entwickelt sich eine egoistische Liebe, eine gegenseitige zwischen Stiefvater und Stiefkind ... Freilich kann diese Liebe bei dem Vater schon sich regen, noch bevor das Kind wieder lieben kann: weil das Kind ihm gefällt, auch aus Liebe zur Mutter des Kindes, und” (bezeichnend für Brunner!) “weil er doch der dem Kinde Schenkende ist – der Schenkende liebt den Beschenkten, den dauernd Beschenkten” (S. 159).

Frau Mond gegenüber, die vom “Selbstverschuldeten” in seinem Geschick sprach, verteidigt Leo seine Heirat, die ihm aufgenötigt worden sei “von der innerlichsten Notwendigkeit, von meinem Pflichtgefühl, und ebenso sehr von meinem Egoismus, der ein Stückchen Heimat um sich herum wollte, ein Vergessen einmal für Mancherlei” – welches letzte Argument

⁴⁸ Dieser Wunsch ist teilweise in Erfüllung gegangen. Einige Jahre später hat sich Lotte, junge Lehrerin auf einer Italienreise, bei der “großen Freundin” des Vaters gemeldet. Es scheint ein Funke des Verständnisses und Sympathie gesprungen zu sein, worüber Brunner in den (dem Autor unbekannt) Briefen voll Freude sich äußert. Anm. R. Pinner.

der Adressatin verständlich sein mußte – “einen festen Boden zum Stehen und Wurzeln. Denn immer ängstlicher war es mir auf die Gedanken gefallen, daß ich ein Weniges doch von meinem Leben retten müßt, so lange es noch Zeit war”. Das summiert, was er auch an Berg und Frau Löwenthal geschrieben hatte; aber an Frau Mond setzt er hinzu: “Gewiß, weit, weit waren meine Gedanken dabei entfernt von denen, die gewöhnlich gehegt werden bei der Zurüstung zum Leben ... Als ich aber damals gehandelt hatte, war ich im Innerlichsten verwundert zu finden, daß Sie nicht die gleiche Notwendigkeit fühlten. Keinen Augenblick war mir vorher ein Zweifel gekommen, daß ich nicht nach Ihrem Wunsch und Fühlen so tat ... Wär mir auch nur ein Zweifel gewesen – : es ist heilig und gewiß, daß die Gedanken und Verhältnisse in eine andre Richtung gegangen wären”. Den Gedanken, daß er etwa unehrlich, mißbräuchlich gehandelt, weist er stürmisch zurück: “So muß und werde ich mit allen meinen letzten Lebensgeistern dagegen schreien: Nein, nein, nein! Ich meine nämlich das, was Sie meine Heirat nennen und was zwar nicht ich, wohl aber Sie zu bereuen haben und was somit auch ich bereuen würde, wenn ich gegen Tatsachen und Vergangenheiten anzurennen vermöchte. Sie aber haben es zu bereuen, wie Sie glauben: meinewegen, und wie es ist: Ihretwegen – : wegen der größeren materiellen Sorge. Und das bekümmert mich schwerer als ich sagen kann und mag.” – “Was Sie meine Heirat nennen”! Er schreibt das 1899, nach vier Jahren glücklicher Ehe. Und wie paradox ist die Situation!

Der Überempfindliche. Um Brunner zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß man es mit einem eigenartig organisierten, überempfindlichen Menschen zu tun hat. Wir haben das schon an dem Kind gesehen. Wenn Brunner einerseits überaus zärtlich, liebebeischend, anschniegksam erscheint, so betont er andererseits: “wie jeder für jeden etwas *Unaushaltbares* hat” (“Entlarvte Mensch”, S. 47). “Es ist unmöglich, daß zwei Egoisten miteinander leben können; sie halten es nicht aus miteinander” (“Liebe, Ehe”, S. 231). “Jeder hat *etwas* an sich, was eigentlich das Zusammenleben mit ihm unmöglich macht” (“Tagebuch”, S. 161). Ähnlich im “Charakter” (S. 70f.). Und gar erst der Denkende: “Seine Leiden” beim Anhören und Lesen der üblichen Gedanken seien “weit größer ..., als der gewöhnliche Mensch sich vorstellt, so peinigend wie

etwa dem Hunde die Musik, die ihm mißtönt, weil sein Ohr *zu fein* ist und ihn zum Heulen bringt”; er müsse “hundertmal des Tages, aus Schonung gegen den Einzelnen ... seinen Schmerz verbeißen” (“Vermächtnis”, S. 213) – wie es auch in der “Lehre” (S. 1024) heißt: “Diese Reden mit anzuhören ist für denjenigen, der die Menschen lieb hat, ... eine Folter...”

“'Empfindlichen' Menschen, die eben ihren Körper und also auch seine Kämpfe ungewöhnlich fein empfinden, ist es eigentlich niemals 'ganz richtig' (sie haben davon die Empfindung, daß das Leben immer leidet – doch handelt es auch ...)”, sagt Brunner (“Vom Geist”, S. 264) und beschreibt damit, was Lotte sein “subjektives Leiden”, seine “Nervosität” nennt. Dazu kommen seine Absenzen. 1893 schreibt er: “Ich will mich damit keineswegs wegen meines Stumpfsinns herausreden ... Es gibt Situationen, in denen ich wie ganz ohne Kopf bin, es gibt Situationen, in denen ich ohne Herz bin. Ich bin dann anderswo klug und empfindend ..., ja klüger und weitschauender und unendlich viel zarter empfindend ... Wenn es nicht gar zu mystisch klingen würde ...: ich habe dann ein kosmisches und Ewigkeitsbewußtsein, in dem nur sehr wenig von meiner Form als Mensch zurückgeblieben ist.” Und 1894, wenn er Frau Mond die Lektüre des “Anton Reiser” von K. Ph. Moritz empfiehlt, fügt er hinzu: “Vielleicht denken Sie auch bei der *Seelenlähmung*, der Reiser so häufig unterliegt, an mich.” 1897 schreibt er in so einem Zusammenhang: “Das ist nicht krankhaft bei mir, und es darf Sie nicht beängstigen.” 1919 charakterisiert er des Sokrates “Anderssein”: “Zu Zeiten seelenentrückt ... in Verzückung abwesend. Aber er war keineswegs krankhaft, sondern sehr gesund und übergesund, überkraftvoll und übermütig bis zum Barock” (“Vom Geist”, S. 31) – eine Selbstdarstellung. Es war dieser eigenartige, supersensitive Mensch, der sich in diese Ehe gerettet hatte.

Eros. Der ganze obige Bericht verzeichnet so manches, was merkwürdig berühren mag und was sich vielleicht eher erklärt, wenn es mit anderen Merkwürdigkeiten in Verbindung gebracht wird.

In einem Brief vom März 1902 schreibt Brunner mit Bezug auf jenen Freund, der auch von einem Mäzen abhing und der ein zweites Kind bekommen hatte: “O, das scheußliche Kinderglück! daß es auch bei solchen Menschen nicht ohne das geht!” Brunner hat keine eigenen Kinder gehabt;

man könnte für seinen besonderen Fall einen Entschluß in dieser Richtung erklärlich finden. Aber der Ton in seinem Ausruf deutet auf eine allgemeine Maxime für "solche" Menschen.

Ich erinnere mich, irgendwo eine Aufzeichnung Brunners des ungefähren Inhalts gelesen zu haben: Er habe sich nie in ein Bett gelegt oder sonst Anstalten gemacht, um Kinder zu zeugen. Auch hier deutet der Ton der Abwehr auf eine Maxime.

In dem zitierten Brief (vom Juli 1893) an Berg mag ferner die eher abschätzige Meinung von der "Geschlechtsneigung" auffallen. Brunner wird später schreiben: Das Genie stehe "seinem Wesen nach mit seiner Geschlechtskraft im Verhältnis ... zu seiner geistigen Zeugungskraft. Immer wird diese rege zugleich mit jener, dadurch die geschlechtliche Reizung vergeistigt, der Geschlechtsunterschied aufgehoben wird" und: "Wahrlich, der Mann, welcher Genie ist, muß Mann und auch Weib sein, da er zeugt und gebiert" ("Unser Christus", S. 372.162); aber auch: "und weder Mann noch Weib" (S. 464) – ähnlich im "Liebe, Ehe"-Buch. Und der Verfasser meint sich mit, seine Befähigung, dieses Buch über Mann und Weib zu schreiben.

Wo Brunner doch über das "wirkliche Leben einer geistigen Gemeinschaft" einiges äußert, unterstreicht er: "Ganz Besonderes denke ich auch über die Gestaltung der Liebesverhältnisse – wir wissen bis jetzt ja gar nicht, wie die Besseren eigentlich sind" (L. Brunner, "Tagebücher", 10. 9. 1921).

In "Unser Christus" (S. 371f., Anm.) heißt es: "Kinder wird er [Christus] gewiß keine gehabt haben; die Neun oder Zehn haben keine Kinder – das ist ihnen tiefer verboten ... Nach den Manichäern dürfen die auserwählten Menschen keine geschlechtliche Vermischung eingehen, weil dadurch der Seelenwanderung gedient und die Seelen im Fleisch gebunden werden ... Der Grund ist aber unendlich viel tiefer. Das ist ihre Kraft und ihr Schwert – das dürfen sie nicht in die Scheide tun."

Im "Liebe, Ehe"-Buch (S. 201) lesen wir: "Sie [die wahrhaft Allerhöchsten] treten wie unmittelbar aus der Gattung hervor und lösen sich wieder auf in die Gattung auch mit ihrem Samen; der nicht für die Geschlechtlichkeit benützte Same wird von ihrem Blut aufgesaugt und gibt seinen mächtigen Willen und seine waltende Liebeskraft in ihre geistige Schöpfung und in die Menschheit." Dazu die Fußnote: "Vielleicht

erklärt sich aus diesem Verbrauch des Samens durch die genialen Menschen das erblich Degenerative an ihren Kindern.”

Daß Brunner bei seinen Genietheorien an sich selbst dachte, ist außer Zweifel. Um das Jahr 1920 teilte mir ein Freund (der damals häufig bei Brunner verkehrte – ich erinnere mich noch seiner Erzählung von der Vorlesung des ersten Kapitels aus dem Christusmanuskript) eine Äußerung Brunners ihm gegenüber mit, daß er nie in seinem Leben Geschlechtsverkehr gehabt habe – außer als junger Mann einst mit einer verheirateten Frau.

Die Brunner persönlich kannten, besonders die Weiblichkeit, werden einwenden, daß er das Gegenteil von Kälte und sogar ungewöhnlich empfänglich war. Auch als Mann hatte man ein Gefühl merkwürdiger Zärtlichkeit bei ihm – so zum Beispiel, wenn er mir an der Tür beim Abschied noch mit der Hand über den Pelzkragen strich – es war, wie wenn ein Blinder einem das Gesicht abtastet. Frauen mögen da noch anders empfunden haben – auch anders gedeutet haben. Vielleicht darf man hier an seine Verteidigung des Sokrates, “des Erotikers”, denken: “Sinnliche Empfindung ist aber noch nicht geschlechtliche Betätigung ... [Sie war in Sokrates] die Grundlage der Freundschaft ..., der schaffenden ..., in dem Sterblichen das Ewige erzeugenden Liebeskraft” (“Vom Geist”, S. 29, Anm.).

Lottes Tagebuch berichtet unterm 23. März 1915: “Ich sagte, daß er eine Aufgabe haben müsse, wenn er ein Verhältnis zu jemandem gewinnen soll. 'Das hast du sehr richtig gesehen. Von Anfang an hab ich auch die Seelsorgerei als mein eigentliches Lebenswerk betrachtet. Und wenn ich dann so mit einem spreche und dabei an ihm ziehe und arbeite, da fühle ich mich ganz wie ein Hirte und hab den Menschen so lieb, zärtlich lieb dabei und möcht ihn ganz körperlich in die Höhe heben, über alle Gefahr weg, auf meinen Schultern tragen. Und da ist mir ganz das gleiche, ob Mann oder Weib; aber besonders früher haben das manche Frauen mißverstanden und geglaubt, ich meine sie!’”

Dieses “Ziehen und Arbeiten” an ihnen haben nicht alle gern gesehn. Eine Nichte der Frau Brunner beschreibt das bei einem Besuch, den sie als ganz junges Mädchen in Potsdam machte, so: “Constantin rief mich in sein Arbeitszimmer. Ich mußte mich auf das Sofa setzen; er setzte sich mir gegenüber, und dann fragte er, was mich erfreue und was mich

bedrücke. Mir waren diese Fragen wie ein seelisches Sezieren” (Käte Wohl, Erinnerungen. Der Constantin-Brunner-Gedanke, April 1956).

Bei so manchen revoltierte das Selbstbewußtsein. Zerwürfnisse entstanden.

Eines der Mittel, mit dem Brunner bei dieser Hirtenschaft, besonders Frauen gegenüber, “zauberte”, war das Gedankenlesen. Er erschütterte sie dadurch, von dem zu reden, was sie verborgen hielten und nun erraten sahen – um ihnen so zu helfen. Man denkt an die Stelle in “Unser Christus”: “Daß sein Hellblick das Geheimnis der fremden Menschlichkeiten unheimlich herzlich durchdringt” (S. 98) – unheimlich herzlich!

Daß Erotik in solch einer Seelsorge mitspielt und mitspielen muß, ist heute ein Gemeinplatz.

Brunner, in seiner Genietheorie, geht aber weiter: “Am naivsten zeigt der geniale Mann, daß die Natur des Mannes nicht monogamisch ist”, heißt es ausdrücklich in “Unser Christus” (S. 370f.). (Dabei wird hervorgehoben, daß damit nicht “Treulosigkeit” oder “Freibeutertum” das Wort geredet werden soll. “Nur der Pöbel ist wankelmütig”, haben wir den verzweifelten Brunner oben zitiert.) “Weil das Genie die Gattung ... im höchsten Sinne [liebt] und seine Wirkung ... besteht, in seinem Lieben und Geliebtwerden (wer das Genie nicht liebt, der verliert sein Leben ...), darum liebt das Genie *eigentlich* alle Menschen.” “Das war es, was die am wenigsten verstanden, die ... so unfehlbar wußten, ... wie er [Christus] sich nicht hätte benehmen dürfen, besonders nicht gegen Weiber.”

Wo Brunner (S. 126) erklärt, warum Christus gerade die “unbefangenen Ungebildeten” berührt, nennt er diese “amme-haarez” “die einzigen der Zeit, die das Genie lieben” und sagt: “Erkenntnis ist ja keine intellektive, sondern eine erotische Angelegenheit; das Intellektive des Wissens gehört in den praktischen Verstand, geistige Erkenntnis aber ist ... nur möglich durch den Eros, die mystische Liebe”; der Geist sei die Liebe, die Liebe Gottes zu sich selbst in Spinozas Termini. Christi “Unterrichts- und Erziehungsmittel bestand in seiner Fähigkeit, Liebe zu erwecken; wie auch Sokrates ... gewirkt hat” (S. 130). Auch Brunner lehrte so. Noch der Siebziger schreibt: “Zur psychologischen Pragmatik gehört ein geniales Herz” (“Entlarvte Mensch”, S. 16); “wer liebt, von dem wird rundum das Unsichtbare durchdrungen”, und als ein Mittel zu Besserung der

“Lebensverhältnisse” empfiehlt er: “Du stehst zu ihnen (den Menschen deines Kreises), daß sie sich gedrängt fühlen zur Beichte ihrer Sünden und zum Bekenntnis ihrer Vorurteile” (S. 29). So wollte Brunner zu seinen Menschen stehn. Die zum erstenmal zu ihm kamen, waren, wie ihre “Erinnerungen” bezeugen, immer gespannt, benommen. Man kann es wohl verstehn, wenn, wie er selbst erzählte, Frauen dabei meist in Weinen ausbrachen (auch Lou Andreas Salome, die aber dabei nicht, wie andre, verstummt sei, sondern weinend gesprochen, wunderbar gesprochen habe).

Im “Liebe, Ehe”-Buch heißt es: “Das Genie gibt sich zu erkennen, weil es geliebt sein will ... darum ist es einsam und ohne Gefährten wie das Eine und will geliebt sein und liebt nicht die dämonische Liebe, wie die andern Individuen der Gattung sie lieben” (S. 198). Und wie die Geschlechtsliebe, sei “auch die Liebe zu den Genies und zu ihrem Werk in uns unmenschlich, unsre Liebe zur Gattung ... (daher auch die begeisterungsvolle Hingabe an das Genie in gewissen äußersten Fällen phänomenologisch Ähnlichkeit zeigt mit der geschlechtlichen Liebesekstase)” (S. 113).

Auch das Geliebtwerden forderte Brunner tatsächlich für sich. “Liebe mich mit der Liebe!” schreibt er in einem Brief von 1899; “Vom Einsiedler Constantin Brunner” endet: “Liebe mich!” Und in späten Briefen (zum Beispiel an R. Fischer, an E. L. Pinner) wiederholt sich das “Hab mich lieb”, “Liebe mich!”, “Behalte mich lieb!”

Der mystische Charakter vermischt sich stark – und zweideutig mit dem persönlichen, – genau wie wenn er umgekehrt Frau Mond schrieb: “Seien Sie gesegnet und haben Sie sich lieb!” oder an Leo Berg: “daß einer den Andern so recht von innen heraus und rücksichtslos lieb hat” und “daß wir dadurch lernen, uns selbst recht lieb haben”.

Wie an so vielen Stellen sonst, gedenkt auch der Greis in seinem Testament der “vielen Liebe – Erwidern meiner Liebe”, die er empfing. “Und empfing sogar auch vom seltensten und teuersten Preis für schöpferische Liebe: wo keinen flüchtigen Augenblick, in keinerlei Bezeigen, mitklingendem Ton, der Rede, Miene, Bewegung, und ebenso wohl in einem Gedanken des Herzens, ich nur nach meinem privaten Leben in Verhältnis zu privatem Leben wäre angeschaut und empfunden worden.”

Drang zur Philosophie

Wieder gehen wir zu dem etwa Dreißigjährigen zurück. In dem zitierten Brief an Berg (vom 17. 11. 1893), in dem er fast wörtlich wie an Frau Mond von "Epiktets Sklavendiensten" und "Brutus" spricht, geht es sehr skeptisch, ja nihilistisch weiter: "Und woher sollte ich Kraft und Ausdauer nehmen, ich, der ich keinen Glauben habe? Die ganze Weltillusion ist zerstoßen wie eine farbige Seifenblase, der Geist ist Narrheit" und so fort, bis zu der Frage: "Was können *Sie* dazu sagen? Wissen Sie was?"

Während der Literat hier dem Mitliteraten etwas geistreich vorspielt, fährt er jedoch in dem Brief an die "hochverehrte Frau Mond" nach derselben Zitierung des Brutus fort: "Aber ich bin ungeduldig auf die Tat und Freiheit ... Ich möchte folgen, wohin es mich treibt, ich weiß wohl selbst nicht wohin. Aber ich weiß, daß ich dunkel geleitet bin ... Wenn ich die Erscheinung immer so klar vor Augen hätte, wie in jenen seltenen Stunden eines erhöhten Lebens und wunderbaren Genusses, so wäre ich ja getröstet über alles ... Ich kann nicht sagen, daß der Tag für mich ohne Gewinn bleibt, ein jeder stärkt meine Anschauung ... Nur ... ich habe die Angst, daß ich es verliere" – nämlich das, was er sagen möchte. Denn so seltsam es klingt: das, was mir von früh auf mit so klarer Erkenntnis vor den Augen stand ... das, was ich längst auf sehr einfache Formeln gebracht habe, die mir schon hätten mechanisch werden müssen – das ist seltsamer Weise zuweilen so aus mir verschwunden ... nur wenn ich es aufgeschrieben sehe, fällt es mir wieder ein, und ich erkenne mein selbst errungenes Eigentum darin wieder ... Raten Sie mir, Verehrteste, soll ich doch lieber jetzt gleich Alles verlassen und versuchen, was ich in der Einsamkeit fertig bringe?"

Nach Lotte Brunners Vermutung stammt aus der Zeit, in die dieser Brief fällt, folgende Aufzeichnung, die ein Bild von den "sehr einfachen Formeln" geben kann, auf die Brunner seine Gedanken gebracht hatte, und gleichzeitig die poetisch mystische Weise und aphoristische Formulierung kennzeichnet, von der Brunner offenbar ausging und die er dann versuchte, in die "wissenschaftliche Methode" der "Lehre" umzuwandeln:

“Und tausendarmig flutet der Strom des Lebens
Im unendlichen Raume
Alles angefüllt und der gesamte Stoff miteinander verknüpft
Nirgendwo im Raume ist kein Sinn, sowenig wie nirgendwo kein
Raum
Das Sein ist ewig oder nie, und aller Raum ist angefüllt oder es ist
keines
Nichts Unbewohntes, Totes im Raume
Stufenweise wechselt die Seele den Körper ... keine völlige
Erzeugung, kein Tod
Nur Bewegung, keine Ruhe, Wechsel
Natur ist Bewegung
Nirgend im Raume eine Grenze des Seienden
(Im Universum ist keine Leere. Wie die Fische im Wasser, so
bewegen die Dinge sich in dünneren Stoffen als sie selbst sind.)
Kein Anfang (Zeit) und keine Grenze (im Raume).
Alles scheinbare Ende nur verhüllter neuer Anfang
Das Universum voll Leben.
Wir selbst entstehen nicht völlig neu bei unserer Erzeugung,
sondern entwickeln uns aus einem früheren Zustande zu dieser
Erscheinungsform, so auch hören wir im Tode nicht völlig auf.
Mittelpunkt ohne Peripherie.” (“Vermächtnis”, S. 236f.)

Es handelt sich bei dem, was Brunner versuchen will “fertigzubringen”, um seine Philosophie. “Philosophie! Meine innere Anforderung wird immer ilosophie. “Philosophie! Meine innere Anforderung wird immer unabweisbarer”, so hatte er diese Geständnisse eingeleitet, “Geschichte, Wissenschaft und der frühere Verzicht aufs Leben drängen mich dahin”. Bei der Geschichte muß man wohl an seine eigne Theorie denken, die die Geschichte auf Denkkunterschiede zurückführt; bei Wissenschaft an deren Reduktion auf Bewegungslehre, und der Verzicht aufs Leben berührt das im Zusammenhang mit seiner Ehe Erwähnte. “Ich weiß, daß ich mein eigentliches Leben nicht lebe, es ist, als wenn meine bessere Seele aus mir flieht, und ich kann nichts dazu tun, sie zu halten.”

Das ist damals seine innere Situation. Er erklärt sie (Brief vom Dezember 1893) aus dem Mangel an Sammlung, aus dem “Karusseltanz der Vorstellungen”. “Ich, der ich lehren will, daß jeder sich retten kann, warum sollte ich es nicht zuerst an mir versuchen?” Es fällt einem auf, daß er “jeder” sagt und nicht, wie später, sich auf den “Geistigen” beschränkt. Eher stimmt mit dem Späteren überein, daß er Materialismus und Idealismus verwirft; der Mensch sehne sich “nach jener Mitte, die Logik und Mystik vereinigt” – zumindest erklärt dieser Ausgangspunkt seine (anscheinend) vermittelnde spätere Haltung. Man findet hier auch schon die Rede vom “Fluch der Zeit”; und das nicht unwichtige Geständnis: “Die Schriftstellerei, die Mitteilungsgabe, ist mir so sekundär, daß ich mich dazu immer extra in Positur werfen muß.”

Klage gegen die Gesellschaft. Am 1. 3. 1894 fragt er: “Ob ich es jemals zu der gesicherten äußeren Lage und jener Ruhe ... bringen werde, die für mich zur Arbeit erforderlich sind? Ich zweifle daran, und mein Leben wird hingehen, ohne daß ich ... etwas vorbringe, was mich darüber hinwegtrösten und mich mit dem ... Bewußtsein einer ... Leistung erfüllen wird.” Und nun kommt die Anklage so vieler Schöpferischer, “Schlemihls ohne Schatten”, ohne Boden unter den Füßen, gegen die Gesellschaft: “Um uns steht es schlimm. Wer nicht schlau genug – und ebenso paßt es zu sagen: wer nicht beschränkt genug ist ... in eine der großen Heuchel-Kasten hineinzudrängen ... ich meine Professoren, Theologen, Ärzte, Juristen, usw., und wer nicht hier im Wettgedränge zu bestehen weiß, der ist zu einem unsicheren Nomadenleben verdammt.” Daß der Unsicherheit an sich das allgemeine Prinzip unserer Warengesellschaft zugrunde liegt, hat Brunner weder damals noch später bemerkt, ja, im Alter ist es seine Überzeugung, (und ein Argument gegen den Kommunismus), daß mit der Verminderung der Unsicherheit die Lebensfürsorge geschwächt würde. Seine Empörung nimmt vielmehr diese Richtung: “Und dabei schaffen noch jene Gesetz, Moral und Convention, nach denen sich auch die Freieren und Edleren einrichten müssen. Um jeder besseren Regung willen wird man geschunden, und sucht sie lange wie das Schlechtere und Unstatthafte selbst zu bändigen und zu vertuschen, bis die wahrhaftige Natur doch wieder herausbricht und uns die Einsicht und der Mut kommt, zu *fordern*, daß wir genommen werden, wie wir

sind”, – wir, das heißt später, “die Geistigen”. “Dann ist es aber zu spät. Darüber ist unsere Kraft zerbrochen, das Leben unserer Natur gemäß einzurichten, und man wird ein verbitterter Sonderling in der Gesellschaft.” Brunner wird daraus folgern, daß die Geistigen ihre eigene, auch finanziell unabhängige Gemeinschaft haben müssen.

Offenbarung in London. Nach Brunners Darstellung (“Zum 55. Geburtstag”, S. 21; “Einsiedler”, S. 47) kam in all diese Gedankengährung Ordnung und Richtung durch eine Offenbarung: “Da fügte der Zufall – es mag Ende des Jahres 1894 gewesen sein – daß ich in London war, zum Besuch einer ausgezeichneten und mir über alles teuren Freundin, und mit ihr durch das Britische Museum ging, ... ich war damals noch ein Kunstbarbar. Plötzlich fand ich mich vor den 'Tauschwestern' – ja, hier *fand ich mich* im innerlichen Erleben eines erschütternden Augenblicks, worin ich alle verborgene Wahrheit wunderbar zu schauen vermeinte. Dies war nun der Beginn meiner innerlichen Umkehrung, meiner Umkehr ins Innerliche.” So im Geburtstagsbrief. Im “Einsiedler”, 1924, nennt er ausdrücklich Mrs. Mond, “mit der mich Lebensfreundschaft bis an ihren Tod verband”. Er setzt hinzu: “Es ist daraus zu ersehen, daß ich nicht in einer allmählichen Entwicklung wurde ... Mit einem Schlage war ... nicht etwa nur zu meinem Werk die Konzeption gekommen, sondern Guß und Form stand nun fertig” – eine für Brunner charakteristische Behauptung, die aber wohl nur ausdrückt, wie ihm die Dinge bewußt wurden, und mit seiner Theorie zusammenhängt, daß es “kein erkennendes Begreifen” gibt, “daher das Genie ... niemals an sein Ziel gekommen durch Nachdenken, Überlegen, Grübeln”⁴⁹.

1917 (“Zum 55. Geburtstag”) hieß es noch vorsichtiger, “daß mein Wille entflammt war, nur wußte ich nicht wozu? ... Nach ungefähr einem halben Jahre kam mir plötzlich, als fertig in mir Vorhandenes, die Konzeption meiner Lehre von den drei Fakultäten des Denkens” (S. 21f.). Betreffs der “Seelenbewegung, die ich erfahren hatte” (im Britischen Museum), räumt Brunner hier ein: “Freilich war Ähnliches, und jedesmal

⁴⁹ [“Materialismus und Idealismus”, ‘s-Gravenhage 1976, S. 105; zit.: “Materialismus”]

übermächtig und unwiderstehlich, auch schon früher über mich gekommen, hatte aber religiöses Gepräge gehabt” (S. 21) – Brunner neigte zu Visionen.

Daß vor den 'Tauschwestern' keineswegs “zum ersten Mal Unruhe” in sein Leben kam, zeigen die zitierten Briefstellen. Und warum sollten eigentlich die Parthenonskulpturen gerade die Fakultätenlehre in Brunner zum Licht gebracht haben? Ob er nicht die bedeutende Erschütterung, die er offenbar erfuhr, eher dem Besuch selbst in London bei Frau Mond schuldete, der in dem Übersensitiven dieses “Aufgekratztsein” bis zur Halluzinationsbereitschaft erzeugte?

Und ich denke dabei nicht nur daran, daß er damals überhaupt mit Eheplanung und “Zuschauer” an einem Kreuzweg stand und aufgewühlt war, und auch nicht nur daran, daß seine “Inspiration”, Frau Mond, dort vor der Figurengruppe neben ihm stand (worauf er mehrmals zurückkommt: “das Erlebnis, daß ich auch einmal in London mit Ihnen zusammen war – – im Athen”, 1896) – sondern vor allem daran, welchen Eindruck der Besuch in anderer Beziehung auf ihn gemacht haben mochte.

“Nun ich Sie auf Ihrem Heimatboden gesehn und vielleicht eine klarere Einsicht gewonnen habe in beides, in Ihr heidnisches Ideal und die engelländische Praxis”, beginnt ein Satz in einem Brief von 1895. “O, daß Sie Gute und Bescheidene, allzu-Gütige und -Bescheidene, klagen können: mein Besuch bei Ihnen möchte vergeblich gewesen sein! ... Glauben Sie denn, daß Sie sich vor mir verbergen können, in welcher Tracht auch immer Sie kommen? und ist denn nicht die Schönheit, in deren Mitte Sie leben, uns ebenso gemeinsam wie die innerlichen Seelen, die uns verbinden? Wie ich mich freue, daß Sie in einer Umgebung von Schönheit leben, so herrlich und edel, daß Sie gar nicht nötig haben, selbst auch äußerlich zu produzieren.”

Gar nicht lange vorher hatte er ihre “Tragik” darin gefunden, daß sie in “zu großen Verhältnissen” lebe und sechs oder sieben Jahre später wird er schreiben: “Haben Sie niemals ernsthaft dem Gedanken nachgehängt, was Alles und wie Vieles mir schmerzlich sein müßte in der Art Ihres Lebens?” Nun aber ist er so beeindruckt von dem Rahmen, in dem sie lebt, daß er bereit ist, dies an sich selbst als “Produktion” anzusehen! Man mag an die aristokratische “französische” Villa Monds im Regents Park denken, an die dort aufgehängten kostbaren Gemälde, die heute

teilweise im "Mond-Saal" der National Gallery hängen, am Antiken ("Ihr heidnisches Ideal"), exquisite Möbel – Ludwig Mond war einer der reichsten Männer der Welt und hat Geschmack bewiesen. War Brunner auch kein blinder Bewunderer des Reichtums – diese Erlesenheit blendete ihn, erfüllte ihn mit Begeisterung, um so mehr, als er doch eigentlich ein "Kunstbarbar" war, unabgehärtet gegen das Seltene und die großen Namen. Und schon assoziiert er sich: "Ist denn nicht diese Schönheit uns ebenso gemeinsam?"

Mir scheint, daß auch eine andere "Assoziierung" hier ihre psychologische Wurzel hat: die erstaunliche Zusammenstellung "Blut-, Geld- und Geistesadel", die sich nicht nur 1921 in "Unser Christus" findet, sondern noch in Brunners letztem Werk "Unser Charakter". Nach Brunners Scheidung von "Geistigen" und "Volk" gehören Großgrundbesitzer und Financiers keineswegs weniger zum "Volk" als Leute der unteren Einkommensstufe. Das sophistische Spiel mit dem Wort "Adel" und "Pöbel", der nicht nur hasse die "haben", sondern auch die "sind" ("Christus", S. 560) – wo Pöbel nur die Nicht-Habenden bedeuten kann –, erklärt sich wohl nur psychologisch: aus Brunners ehrlicher Bewunderung der Monde; die sich in ihm dann mit anderen infantilen Resten (Fritzischer Patriotismus) verband. Im "Charakter" (S. 139) behauptet er, der Staat könne nicht "auskommen ohne den Adel (Geburts-, Geld- und Geistesadel)". Nun, alle amerikanischen Länder kennen keinen Geburtsadel – und kommen aus. Die vorkapitalistischen Staaten kamen ohne Geldadel aus. Aber der Ritter vom "Geistesadel" assoziiert sich.

Die Briefstelle spricht weiter davon, daß "die Scham meiner Unwissenheit groß geworden in mir". "Wenn wir uns wiedersehen ..., werden Sie mich besser unterrichtet finden über alles Historische und Technische der wunderbaren Kunst", verspricht der "Kunstbarbar" aus der unteren Einkommensklasse der zarten "Fraue" (wie er sie oft minnenmäßig nennt) auf dem exquisiten Goldgrund.

Ob nun das "Stück hoher attischer Kunst im Britischen Museum" oder die Sensation eines Besuches bei Frau Mond oder vielleicht nicht weniger das Ende des "Zuschauers" es war, was Brunner veranlaßte, sich seiner Theorie zuzuwenden – er begann nun, an seiner Philosophie zu arbeiten.

Die dreiunddreißig Jahre seines bisherigen Lebens schienen nun eine Irrfahrt ohne Ziel. Das neue Blatt im Buch seines Lebens konnte nicht dort aufgeschlagen werden, wo er mitten im Strudel von Verwandten, Freunden und Bekannten stand, mit seinen Unternehmungen gescheitert war und um seiner Ehe willen moralisiert wurde. Er ging in die Fremde, in die Riesenstadt, wo er sich verlieren konnte wie in einer Einöde und doch nun ein Heim um sich hatte an Leoni und den zwei Töchtern – und arbeiten wollte.

Wie er im Aufsatz “Zum 55. Geburtstag” sagt, zog er sich “damals in meine Wüste, in die Wüste Berlin” zurück, und “nach vierzehn Jahren Wüste” gingen “jene zwei Bände” heraus (“Charakter”, S. 22).

III. Berlin/Potsdam 1895–1914

Entstehung der “Lehre”

“Ich arbeite stramm und will mich auch durch nichts mehr irre machen lassen”, schreibt Brunner 1895.⁵⁰ “Ich will einmal ein größeres Werk vollenden, und dabei will ich nicht rechts und nicht links sehn, sonst komme ich doch wieder nicht zum Ende.” Doch wieder nicht –, d. h., er hatte auch schon vorher und vielleicht mehr als einmal angefangen. “Es mag lächerlich klingen”, gesteht der Dreiunddreißigjährige, der “Leistungen” verspricht, “wenn jemand in meinen Jahren, der noch gar nichts aufzuweisen hat, jünglingshaft von derlei spricht ... Und doch ist es wahr, ich fühle jetzt überhaupt zum ersten Mal in meinem Leben, daß ich mit Lust und Liebe meine Sache ergreifen könnte”. Gegenüber Frau Monds Skepsis weist er auf die Hoffnungen hin, die “tüchtige Männer” in ihn setzen, und darauf, daß er von seiner “eigentlichen Aufgabe nie gelassen” habe, “sondern in allen Lagen ... dafür geschafft mit dem unaufhörlichen Eifer, der uns da eigen ist, wo eine natürliche innere Kraft wirkt”. Und 1896

⁵⁰ Die von Suhl mitgeteilten Briefe wurden nachgesehen, soweit sie in der Ausgabe “Constantin Brunner. Briefe”, 2 Bde., hg. vom Constantin-Brunner-Kreis, Tel Aviv 1964, abgedruckt sind.

schreibt er seiner “Freundin”, daß er sich “durch seltsame Verworrenheiten und Irrgänge meines Denkens mich zu einer späten Entwicklung und Klarheit meines eigenen Selbst gefunden” und daß “alles, was ich nun wissenschaftlich-allgemein gestalte, ... nichts anderes (ist) wie das, was ich mir selber aus dem Innerlichen abgerungen und worüber ich in hartem Kampfe Herrschaft gewonnen”.

Die “Ankündigung”. Uns tritt heute die “Ankündigung” als das erste in der Brunnerschen “Lehre”⁵¹ entgegen. Brunner selbst bemerkt 1903, “daß eine Einleitung eigentlich das letzte ist, was man vom Werke schreibt. Nur weil mir das Ganze meiner Sache schon damals” – 1895 ist wohl gemeint – “so fest ... vorstand, konnte ich das Wesentliche der Einführung vorherschreiben”. Es ist ja dabei geblieben, daß die “Ankündigung”, die von drei Bänden spricht, nur einem, dem ersten, voransteht und also “ankündigt”, was noch nicht da ist.

Ob allerdings “Einleitung” (sie “ist keineswegs ein Vorwort im hergebrachten Sinne ..., sondern sie gibt nur den Rahmen, in den ich mein Werk fassen will, um ihm den rechten Abschluß zu geben”, sagt er in einem Brief von 1896) oder “Überblick”, “Übergang”, “Extrakt meines gesamten Philosophierens” (“ein Werk – etwa 200 Seiten wie die beifolgenden – das ich meine ‘Räuber’ nennen kann”) mit “Ankündigung” identisch ist, welches Wort in der Korrespondenz nicht vorkommt, ist schwer zu entscheiden. Es klingt danach, auch wenn man liest: “In mir steckt ein Stückchen Dramatiker, und ich kann es nicht über mich gewinnen, auch nur eine Theorie vorzutragen, ohne sie durch Persönlichkeit, Umstände und Schicksale zu rechtfertigen.” Man denkt sofort an die “Ankündigung”, die beginnt: “Ich bin nunmehr im Alter von dreiundvierzig Jahren” usw., an die Rechtfertigungen und all die dramatisch dahinrollenden Sätze (von denen mir der Schauspieler Frederick Ritter erzählte, wie er sie laut vor sich her rezitierte, durch all die 124 Seiten hindurch, als ihm die “Lehre” in die Hände kam). Irre macht einen aber wieder Brunners Bemerkung, “daß ich mich gar wohl gehütet habe vor der Nachahmung meines Lieblingstiers” (des Esels!), “dessen Gesang hoch anfängt und tief aufhört” – “höher” als die “Ankündigung” kann man gar nicht anfangen.

⁵¹ [“Die Lehre von den Geistigen und vom Volk”, Stuttgart ³1962; zit.: “Lehre”]

In einem weiteren Brief von 1896 lesen wir dann von einer “Übersicht”: “in die ich soviel hineinnehme, daß jeder Punkt die erforderliche Deutlichkeit erhält, wodurch allerdings der Umfang des Ganzen auf das Drei- oder Vierfache kommt”. Falls dies sich auf den “Extrakt” bezieht, hieße das 600 - 800 Seiten.

1897 aber berichtet Brunner von einer besonderen Arbeit, in der er seine “Stimmung” abgeleitet habe, da ihm zuviel davon ins Hauptwerk geflossen sei. “Es war zunächst eine kleinere Sache, da ich sie aber doch abgeschlossen hatte, so dachte ich natürlich an die Veröffentlichung.” Rodenberg von der “Deutschen Rundschau” lehnte (4. Febr. 1897) ab. “Nachdem ich meine Sache zurückbekommen, erweiterte ich sie, so daß aus zwei kleineren Kapiteln drei größere wurden.” Da Oskar Bies ebenfalls erhaltener (schmeichelhafter, aber ablehnender) Bescheid (für die “Neue Rundschau”) auf den 21. Febr. datiert ist, kann Brunner nicht viel mehr als eine Woche dazu gebraucht haben. “Dabei kam mir schon der Plan, das Ganze in einen größeren Zusammenhang zu rücken und als ein selbständiges Werkchen herauszubringen *vor* meiner großen Arbeit.” Diese drei Abschnitte charakterisiert er genau wie vorher den “Extrakt”: “Es sind meine ‘Räuber’”; und ähnlich wie von der “Einleitung” sagt er auch hier: “Es ist alles persönliche Erfahrung und Bewußtsein davon ausgesprochen.”

Daß mit “Übersicht” etwas anderes gemeint ist, wird aber daraus klar, daß, was er da *vor* der großen Arbeit herausbringen will, die Übersicht *ersetzen* soll: “Denn ich habe doch meine vielleicht allzu eitlen Gedanken darüber und Bedenken: durch die ‘Übersicht’, von der ich Ihnen schon geschrieben, meinen ganzen Inhalt preiszugeben, bevor ich selbst imstande bin, die Einzelheiten genügend zu stützen” (1897 an Frida Mond).

Es laufen hier also zwei Arbeiten durcheinander. Brunner berichtet dann: “Ich habe meinen Plan ausgeführt und aus der früher erwähnten Arbeit ein Buch zustande gebracht”. Das ist offenbar die damalige Fassung der “Ankündigung”.

Auch die “Ankündigung” scheint mir die Gedanken Brunners zu früh wegzugeben, in dem Sinne, daß er nachher so manches von dem, was er hier vorbringt, nicht weiter aufnimmt. Ihm selber kam das offenbar auch später nicht zum Bewußtsein, wie eine Aufzeichnung wohl des älteren Brunner zeigt: “Ich lese mich ja niemals; aber gerade die Ankündigung

wollte ich lesen, weil ich Angst vor ihr hatte ... Im Ganzen steht alles, wie es soll ...; und die Zeit kommt, wo der Anblick der ... Schwächen nicht mehr imstande sein wird, die Entdeckung der Wahrheit zu verhindern”.⁵²

Hier sagt Brunner auch, daß die “Ankündigung” “von der Jugend” an sich trage, “in der sie allerursprünglichst entstanden”. Damit werden wir offenbar auf die “Geschichtsphilosophie” des Zwanzigjährigen zurückgewiesen. Und “Zum 55. Geburtstag”⁵³ deutet darauf hin, “wie das Ganze der ‘Lehre’ hervorgegangen ist aus einer Geschichtsphilosophie” (S. 20). Das bedeutet also, daß die “Ankündigung” tatsächlich das Früheste und den Ausgangspunkt Brunners darstellt.

Ihr Titel war damals, wie Lotte berichtet, “Die allgemeine Bildung” (“Die Lehre von den Geistigen und vom Volke ist zugleich eine Kritik der allgemeinen Bildung”, heißt es noch⁵⁴). Brunner meint: “Ich müßte ihn privatim am Ende gar ergänzen: Du und die Andern. Ein Streit gegen die ganze Welt und gegen deine Freunde” (1898 an Frida Mond) – bezeichnend genug, aber auch interessant im Hinblick auf ein nachgelassenes, so betiteltes Manuskript.

“Judendeutsch”. Brunners Erwiderung auf die Kritik Frau Mondes an seinem Stil in der “Einleitung” ist wesentlich allgemein für seine Schreibweise gültig. Besonders erfundene Zeichen, wie den “Interduktus”, ließ er allerdings schließlich fallen, aber er betont seinen “mündlichen” Stil: “Ich will auf besondere Art gelesen sein. Daher verstehen Sie mich so ganz anders, wenn ich Ihnen vorlese” (1901). “Ich suche der philosophischen Sprache das Leben zu geben ... Mit dem liebendsten Herzen voll Bewunderung und Glück über das Markige, Wuchtige des Deutschen verbindet sich in mir das jüdische Temperament. Die Mischung ist nicht übel ... Wir haben nichts als Renaissance des griechischen oder jüdischen Geistes. Die ganze Macht und Pracht unsrer deutschen Sprache, entzündet am Wesen des jüdischen Geistes, hat sich ein einziges Mal gezeigt: in Luther. Die Entwicklung unsrer Sprache ist nicht seinen Weg gegangen,

⁵² [“Vermächtnis”, Den Haag 1952, S. 215f.; zit.: “Vermächtnis”]

⁵³ [Abgedruckt in: “Unser Charakter oder Ich bin der Richtige?”, Stuttgart ²1964, S. 7-45; zit.: “Charakter”]

⁵⁴ [“Lehre”, S. 23]

sondern in Goethe den Weg der griechischen Renaissance. Aber jener andre Weg ist auch ein Weg, von meinem Standorte aus gradlinig ins Zentrum. Mein Judendeutsch läuft diesen andern Weg” (1903).

Die allgemeine Bildung. Zugrunde liegt Brunners Kritik der Bildung, wohl seine persönliche Reaktion, wie er sie z. B. 1897 Frau Mond beschreibt: “Für jeden Einzelnen aus der Gesellschaft könnt’ ich am Kreuze hängen. Aber wenn sie zusammen sind, da sind sie mir ein Greuel und eine körperliche Marter, ihr Gespräch, ihr Geist, ihr Getue, ihre Ehre, ihre Moral. Ich kanns nicht aushalten. Und dann sag ich mir: das ist die verdammte gebildete Gesellschaft, das sind Sokrates-Vergifter und die Christus-Hänger. Und Sie waren Zeuge, wie mir in Frankfurt das Gehirn zufror und mein Herz rasend ward, ohne alle Vernunft.” So haßt der Überempfindliche die “gebildete Gesellschaft”. Wenn er im “Judenhaß”⁵⁵ berichtet, wie er, “*um der Vorurteile Größtes*”, um seinen Glauben, rang, bemerkt er bitter verächtlich, wie zitiert: “Mir fiel es nicht leicht ... wie den Gebildeten”.

Warum aber gerade diese Wendung Brunners gegen das “Allgemeinwerden” der Bildung? Nun, Brunner meint damit sicher nur die “geistige” Bildung. Das “Praktische” soll allgemein sein, wie eben der praktische Verstand die allen gemeinsame Fakultät ist. Seine pädagogische Schlußfolgerung ist: “In meinem Staate besuchen alle Kinder die gleiche Schule”⁵⁶, aber wie zitiert, Aufsätze schreiben sie nicht; wohl aber Geschäftsbriefe. Er ist, wie erwähnt, gegen unsre “humanistisch-ästhetische Bildung”, die nur für geborene Geistige Sinn hätte. Sonst erzeugt sie eben nur “die verdammte gebildete Gesellschaft”. Auch noch zwanzig Jahre später schreibt er: “Ich habe wohl *auch* gelernt, gar mancherlei Unannehmlichkeiten und Leiden zu ertragen, nur nicht die Annehmlichkeiten und Freuden einer gebildeten Gesellschaft” (“Judenhaß”, S. 155).

⁵⁵ [“Der Judenhaß und die Juden”, Berlin²1919; zit.: “Judenhaß”]

⁵⁶ [Ein Teil der Tagebücher wurde gekürzt herausgegeben unter dem Titel: Lotte Brunner, “Es gibt kein Ende. Die Tagebücher”, Hamburg 1970, S. 94; zit.: L. Brunner, “Tagebücher”]

Diese seine “Gesellschaftskritik”, wie er sie nennt, treibt dann solche Blüten, daß er z.B. 1921 mitten in “Unser Christus”⁵⁷ über Reinhardts Shakespeare-Aufführungen herfällt und behauptet: “Früher konnten wohl edlere Schauspieldichter an ein anständiges Theater denken: heute, bei so allgemein gewordener Bildung, macht sich der Pöbel sein Theater selbst”; oder daß er 1924 sagt: “Unser höchster Stand der Bildung – die allgemeine Bildung stand nie so hoch in der Welt als in unsern Tagen – ist praktisch die absolute Pöbelherrschaft”⁵⁸; oder 1928 im “Tagebuch”⁵⁹ dort, wo er von der “Tugend und Zucht” des Handwerkerstandes spricht, warnend ausruft: “Aber nur keine betrügliche Bildung und Freiheit für die Masse!” (S. 194). – Mißversteht sich hier Brunner nicht selbst – seine Lehre von der *Konstanz* des Aberglaubens, wie *seine* Unterscheidung zwischen Geistigen und Volk? Aber die Frage kommt auf die zurück, was diese Unterscheidung überhaupt konkret leisten kann.

Geistige und Volk. Eine Unterscheidung zwischen den berufenen Wenigen und der “Menge” zu machen, war an sich nichts Neues. In dem berühmten Mythos seines “Phaidros” spricht schon Platon von den Vielen, die zwar nach oben streben, aber nie bis zur Anschauung des Seienden im überhimmlischen Ort vordringen (und sich daher “an scheinbare Nahrung” halten – was an Brunners Aberglaubenstheorie anklingt), und auch Spinoza weiß, daß “alles Vortreffliche ebenso schwer wie selten” ist. Aber Brunner statuiert den Unterschied als einen “anthropologischen”; er spricht von den “beiden anthropologischen Typen” (“Lehre”, S. 110). Seine “Gemeinschaft” soll die “Geistigen” zu einem separaten Leben scharf heraussondern. Nach welchen Merkmalen? Anscheinend nach der Physiognomie!

Brunner muß nach seiner Theorie behaupten, daß “der Unterschied zwischen den Geistigen und den Volksindividuen” einer “in der Konstitution der Leiber” sei (wie auch noch im “Tagebuch” wiederholt, S. 144) und fährt fort: “der übrigens auch von außen auf den ersten Blick sich hervortut. Das muß ja ein miserabler Kenner sein, der nicht ein Geistgesicht von einem Volksgesicht ... zu unterscheiden versteht” (“Lehre”, S. 792)!

⁵⁷ [“Unser Christus oder das Wesen des Genies”, Köln-Berlin² 1958, S. 118; zit.: “Unser Christus”]

⁵⁸ [“Vom Einsiedler Constantin Brunner”, Potsdam 1924, S. 74; zit.: “Einsiedler”]

Und 1916 in dem Aufsatz “Das Lamm Benedikt Spinoza” weist er darauf hin, daß Pythagoras “mit keinem Freundschaft schloß und keinen unterwies, bevor er ihn nicht physiognomisch untersucht hatte”, und auch Sokrates “habe den jungen Platon auf Grund seiner Physiognomie zum Schüler angenommen”.⁶⁰

1924 aber lesen wir, daß die Liebe “jedem Menschen Geist” gebe und “etwas von dem, was das Genie ... zum Produzieren bringt”⁶¹, und: “Man sieht es keinem an der Nase an, ... und es sollte jeder versuchen, ob er (geistig) ist! Das Heilswerk liegt ja einem jeglichen selbst ob!” “Jedem”, “einem jeglichen”, “man sieht es keinem an der Nase an”! Wo sind da die “anthropologischen Typen” geblieben? Die “Geistgesichter”, die “Volksgesichter”, die man “auf den ersten Blick” erkennt?

Und dazu sollte es ja auch noch “Hybriden” geben, gleichsam “auf der Grenze angesiedelt zwischen Volk und Geistigkeit” (“Lehre”, S. 73), wie z.B. Aristoteles! Tatsächlich scheint es sogar nur Hybriden zu geben! Brunner begegnet nämlich Einwänden gegen seine Unterscheidung damit, daß er sie nur als “ideale Artunterscheidung” aufgefaßt wissen will: “*Der Geistige, der Volksmäßige* kommt in der Erfahrung des Lebens sowenig vor wie *der Mensch*” (“Tagebuch”, S. 143).

Was, fragen wir wieder, kann diese Unterscheidung konkret leisten? Von einem Merkmal kann so wenig die Rede sein beim Geistigen wie beim Genie. Erst aus den Werken erkennen wir es, wenn überhaupt. Lotte (26. 2. 1908⁶², also noch zur Zeit der “Lehre”!) fragt ihren Vater: “Würdest du nun die Sch. unter die geistigen Menschen zählen?” und er erwidert: “Ich mache die Unterscheidung praktisch niemals!”⁶³ Und trotzdem hatte er das eben erscheinende Werk “Die Lehre von den Geistigen

⁵⁹ [“Aus meinem Tagebuch”, Stuttgart ²1967; zit.: “Tagebuch”]

⁶⁰ [Abgedruckt in: “Vom Geist und von der Torheit”. Gesammelte Aufsätze, Hamburg ²1971, S. 48; zit.: “Vom Geist”]

⁶¹ [“Liebe, Ehe, Mann und Weib”, Stuttgart ²1965, S. 118; zit.: “Liebe, Ehe”]

⁶² [Diese Eintragung blieb bisher unveröffentlicht.]

⁶³ Und wenn sie gar fragt: “Am Ende könnte man überhaupt diese Einteilung in Geistige und Volk von deiner Philosophie ablösen?” antwortet er erst einmal: “Ich weiß nicht – ich hätte nichts dagegen, wenn man zunächst diese Zweiteilung nur als Pädagogik und Heuristik auffaßte”. Im “Tagebuch” (S. 223) rät er, “den Gedanken ... kühl zu halten”. Lotte schrieb 1930, ganz unerträglich sehe diese Zweiteilung aus, “von Kleinen klein vertreten” – was ja nicht ausbleiben konnte (Vgl.: “Hin-und Hergedanken über Constantin Brunner”, in: Der Constantin-Brunner-Gedanke,

und vom Volk” betitelt! Und die Fakultätenlehre war ja ursprünglich zur Fundierung dieser Unterscheidung entwickelt worden, und gerade zu dem Zweck einer praktischen Schlußfolgerung, der Gemeinschaft der Geistigen!

Die Gemeinschaft der Geistigen. “Damit ist die eminent praktische Spitze meines Philosophierens erreicht”, schreibt Brunner an Frau Mond 1902, “mit der Trennung der beiden anthropologischen Typen ... kommt auch für die Menschen des Geistes das neue Leben des Friedens – ... was mich treibt, das ist der Zug des Kommenden für die Menschheit”. Schon 1895 hatte er mit Bezug auf sein philosophisches Werk prophezeit: “Von keiner Anstrengung noch habe ich einen Erfolg gesehen: von dieser werde ich ihn finden, auch einen endlichen Nutzen für mich selbst, für die Einrichtung meines Lebens ... Die praktische Wirkung, auf die alles hinausläuft, (wird) nicht ausbleiben können”. Für die Einrichtung seines eignen Lebens, für die Menschen des Geistes das neue Leben des Friedens zu bringen, schreibt er die Fakultätenlehre. 1898 hatte er von einer “rein praktischen Organisation” gesprochen, “die sich im Anschluß an meine Vorschläge bilden wird ... Jedenfalls soll mein Werk gleichzeitig mit dem Beginn jenes praktischen Unternehmens an die Öffentlichkeit”. Und sogar der eingezogene philosophische Glasschleifer im Haag soll so etwas vorgelebt haben. Brunner schreibt 1902 an Frau Mond, “daß die große Umwälzung in der Gesellschaft, die ich vor Augen habe, durch das Leben und Verhalten Spinozas gelehrt worden ist und begonnen ward”. Also jedenfalls aus der Perspektive sozusagen einer sozialen Neuordnung arbeitete Brunner an seiner Fakultätenlehre! Wie er in der “Lehre” im “Schluß” es formuliert, werde “das Ganze der Fakultätenlehre, ... das Maß unsres gerechten Anspruchs und die Mittel zu ihrer Durchführung [uns] an die Hand geben” (S. 1046) – wovon wohl der dritte Band: “Die Geistigen und das Volk” genauer handeln sollte.

Was sich Brunner bei dieser Gemeinschaft eigentlich vorstellte, weigert er sich “auszumalen”, [er nennt es ein] “Theaterspielen mit den Phantasien” (“Tagebuch”, S. 145). Auch in der zitierten Äußerung in Lottes Tagebuch vom 26. 2. 1908 sagt er: “Und vielleicht ist für die Praxis nur jetzt nicht die Zeit ... Doch über diese Sache kann und werde ich niemals sprechen”; und unterm 10. 9. 1921: “Über das wirkliche Leben einer

geistigen Gemeinschaft habe ich wohl bestimmte Gedanken, aber ich äußere sie nicht”.⁶⁴ Er weist aber immerhin auf den Priesterstand bei den Juden hin, meint auch: “Natürlich denke ich auch an praktische Arbeit; gerade die sogenannte niedrige Arbeit wird von den feinen Menschen freudig geleistet werden”. Er denkt wohl nach dem Muster der Utopisten an eine Gemeinschaftssiedlung! “Volle geistige Freiheit kann den Geistigen nur erwachsen aus der Sicherung und aus der Einheit der *materiellen* Interessen”, heißt es schon in der “Ankündigung” (“Lehre”, S. 103) – ohne jede Angabe, woher die Sicherung kommen soll. Brunner spricht da sogar “über das Große, was sich unter uns begibt ..., da sie (die Geistigen) nun *auch mit ihrem Leben* Befreiung suchen von dieser Herrschaft des Volkes und auch auf dem Wege sind, sie zu finden” (S. 9). Dies sei keine Utopie, wie die vom ewigen Frieden, sondern “Möglichkeit, ... *die sich tatsächlich bereits verwirklicht*” (S. 96). Heute, ein halbes Jahrhundert später, hat sich auch noch nichts davon begeben. Brunner, der hier noch kühn von der “Idee” der Wirklichkeit spricht, die er “vorweg abstrahiere”, gesteht zehn Jahre später: “Ich kann nicht vorhersagen, wieviel für ein Dasein der Geistigen in eigener Lebensgemeinschaft durch die in ihnen bewußt gewordene und erstarkte Gegenkraft jemals sich verwirklichen läßt” (“Charakter”, S. 39).

Auch 1921 formuliert er es erst als Frage, “ob für die geistigen Menschen eine andere Lebenseinrichtung möglich als die allgemeine” (“Unser Christus”, S. 155f.). Dabei meint er, “vielleicht kann dem Genie seine Schöpfung abgewonnen werden nur unter dieser Bedingung” (seiner “allertiefsten Not” in unsrer “allgemeinen Lebenseinrichtung”) (S. 156)! Aber: “Das verlorne Leben ... wird ihm nicht ersetzt durch die Bezahlung mit Schimpf und Ruhm für ein Geisteswerk, welches er an Stelle des Geisteslebens vollbringt” (S. 477). Wenn er hier wieder behauptet, daß die “Zeit jetzt schafft an der Verwirklichung der geistigen Forderung”, erkennt man, daß er seine eigene “Wissenschaft von dem Geistigen und vom Volke” (S. 484) meint.

1924 sagt er nur noch: “Ich für mich glaube daran ... Übrigens verlange ich von keinem, daß er meinen Glauben teile” (“Einsiedler”, S. 13). In dem im selben Jahr erschienenen “Liebe, Ehe”-Buch wird Platons Staat als ein Versuch interpretiert, anzugeben, wie “angesichts der unglückli-

⁶⁴ [Diese Eintragungen blieben bisher unveröffentlicht.]

chen Zustände in den wirklich bestehenden Staaten, die eine Folge davon sind, daß überall die geistigen und die ungeistigen Menschen ungeschieden und gegeneinander leben”, wohl für “die Menschen von der geistigen Art die Herrschaft ... zu erlangen und zu behaupten wäre” (S. 284f.). Da aber nach Brunner Platon “in diesem seinem Staat allen Boden der Wirklichkeit und Möglichkeit verläßt” (S. 281), kann man hier offenbar keine Anhaltspunkte für die von ihm für möglich gehaltene “Gemeinschaft der Geistigen” suchen. Positiver klingt Brunners Vermutung, daß der von Pythagoras gestiftete Bund “vielleicht der erste und bisher einzig gebliebene Versuch” sei, “geistigen Menschen ein geistiges Leben zu ermöglichen” (“Tagebuch”, S. 347).

Nein, ich bin nicht so sicher, daß Brunner am Ende der Fakultätenlehre seine Einleitung noch so gehalten hätte, wie er sie in dieser “Ankündigung” vor dem Werk geschrieben hatte. Er war ausgezogen, die Eselinnen seines Vaters zu suchen, und er fand die Fakultätenlehre.

Nietzsche. Nur diese ist neu – wenigstens in ihrer vollen Formulierung, nicht der Aristokratismus; denn sein letzter Vertreter war eben gestorben. Es ist kein Zufall, daß in der “Deutschen Tageszeitung” (8. 2. 1927) ein Artikel “Friedrich Nietzsche und Constantin Brunner” erschien und daß Lotte (unter dem Pseudonym E. C. Werthenau) in einer Arbeit “Constantin Brunner und Friedrich Nietzsche” (Potsdam 1928) beiden gemeinsame Gedankengänge auffinden konnte. Man braucht dazu nicht, wie sie tut, alle zehn Bände der Taschenausgabe heranzuziehen. Hier einige Zitate allein aus den ersten Kapiteln des “Zarathustra”: “Als Zarathustra diese Worte gesprochen hatte, sahe er wieder das Volk an und schwieg. ‘Da stehen sie’, sprach er zu seinem Herzen ‘da lachen sie: sie verstehen mich nicht, ich bin nicht der Mund für diese Ohren’. Sie haben etwas, worauf sie stolz sind. Wie nennen sie es doch, was sie stolz macht? Bildung nennen sie’s, es zeichnet sie aus vor den Ziegenhirten (18). Ein Licht ging mir auf: nicht zum Volk rede Zarathustra, sondern zu Gefährten! (27). Gefährten sucht der Schaffende und Miterntende (28). Daß Jedermann lesen darf, verdirbt auf die Dauer nicht allein das Schreiben, sondern auch das Denken. Einst war der Geist Gott, dann wurde er zum Menschen, und jetzt wird er gar noch Pöbel (56). Seht mir doch diese Überflüssigen: Sie stehlen sich die Werke der Erfinder und die Schätze der Weisen:

Bildung nennen sie ihren Diebstahl – und alles wird ihnen zur Krankheit und Ungemach ... sie erbrachen ihre Galle und nennen es Zeitung (71).“ (vgl. “Einsiedler”, S. 50, über “Journalistik”). “Rache wollen wir (‘Prediger der Gleichheit!’) üben und Beschimpfung an allen, die uns nicht gleich sind ..., und gegen alles, was Macht hat, wollen wir unser Geschrei erheben! (145)”. (vgl. “Unser Christus”, S. 449: “Verhaßt sind ihnen die Aristokraten des Geldes, des Blutes, des Geistes”). “Dem Volke habt ihr gedient und des Volkes Aberglauben, ihr berühmten Weisen alle! ... Und darum auch ertrug man euren Unglauben, weil er ein Witz und Umweg war zum Volke” (149). – Das ist Brunners Kritik an Kant als dem Prototyp aller Vulgärphilosophien des Kritikers, der immer beim Volksglauben landet. Lotte weist richtig darauf hin: “Der *letzte* Nietzsche möchte, hier in Übereinstimmung mit seiner Jugend, einen neuen Stand schaffen: einen Ordensbund höherer Menschen” (a. a. O., S. 49) – das ist Brunners “Gemeinschaft der Geistigen”.

Daß der “Aristokrat” Brunner in seine Kritik der “Zeit” den “Aristokraten” Nietzsche kräftigst mit einbezieht (“jenes überspitzten Verblüffers und abgeschmackten Verwitzelers Literatik”, die “die beste Jugend dieser Zeit ... verdreht und verdorben hat” [“Ankündigung”, S. 45]), ja, daß er in einem der Manuskriptfragmente von “Du und die Andern” den Feind der allgemeinen Bildung Nietzsche einen “Bildungsaffen” nennt (“mit seiner völligen Lockerheit an Gedanken und seiner Gabe zur Form”) kann bei aller Berechtigung dieser Kritik nicht die Tatsache der großen Ähnlichkeit der hier berührten Einstellung übersehen lassen. Nietzsches “luxuriöse Konfusion der Widersprüche” (“Tagebuch”, S. 46) und der “Philisterdünkel” seiner Übermenschentelehre sind es, die Brunner in Harnisch bringen.

Vielleicht sollte man hier anmerken, daß Lottes Arbeit – eigentlich eine Rettung Nietzsches, besonders der Persönlichkeit – zweifellos mit Brunners Einverständnis veröffentlicht wurde. Im “Tagebuch” (S. 232) führt er selbst Nietzsche als eines der Beispiele der Verkennung des Genies durch die “gebildete Gesellschaft” an. Solche Diskrepanz findet man auch in bezug auf Kant und Schopenhauer. Lothar Bickels ebenfalls von der Berliner Brunnergemeinschaft (1931) herausgebrachte Schrift “Zur Renaissance der Philosophie” ist wesentlich eine “Rettung” Schopenhauers. In Brunners letztem Werk, “Unser Charakter”, wird dieser

als “produktiver Genius” und ein “so hoch außerordentlicher wahrheitsliebender und heller Mann” bezeichnet. Und im Aufsatz “Geniale und dilettantische Produktion” führt der ältere Brunner Kant mit als Beispiel an für “das Nicht-zu-Ende-kommen ... beim Genie” (“Vom Geist”, S. 315). Im “Charakter” heißt es: “so große Männer ... wie Kant und Schopenhauer” (S. 129). Brunner mußte sich sozusagen erst Luft machen, Raum schaffen für seine Gedanken, bevor er sich den Luxus erlauben konnte, abwägende Gerechtigkeit zu üben. Oder wie er es im “Einsiedler” ausdrückt: er habe bei der Philosophie gegen die “Scholastik” geschlagen, “wie ich doch nach meiner Separatnotwendigkeit wesentlich mußte” – in diesem “kleinlichen allerscholastischsten Geschlecht” (S. 69).

Die “Übersicht”. Nachdem Brunner 1897 seine Bedenken geäußert hatte, mit einem “Überblick” seine Gedanken “preiszugeben”, wie wir sahen, lesen wir, etwas überrascht, daß er, 1903, doch eine “erste zusammenfassende Darstellung meiner ganzen Lehre” vor “meiner ausführlichen Behandlung derselben” erscheinen lassen will, obwohl der “erste Band des großen Werkes”, der den Praktischen Verstand behandelt, “beinahe fertig ist” und obwohl auch von den “beiden letzten Bänden” (“der zweite soll das Analogon, der dritte den Geist behandeln”) “größere Partien bereits geschrieben sind”. Er wolle “nichts unterlassen”, die Gesamtdarstellung, “so schnell, wie es angeht, zum Drucke zu besorgen”. Warum? “Bedenkend die große Unsicherheit des Lebens”! Auch in der “Ankündigung” ist Todesfurcht als Grund für Brunners Hervortreten mit dem ersten Band angegeben (aus demselben Grund rückt er an einer Stelle der “Lehre” (S. 1030) sogar eine Chiffre-Anmerkung ein!).

Dem Einwand, den er sich wohl selbst machte, es könne zu früh sein, will er offenbar mit der Behauptung begegnen, daß ihm angeblich “keine wesentlichen Nachgedanken mehr hinzutreten können”. Und doch ist die “zusammenfassende Darstellung” dann nie erschienen, ja, Brunner hat sie offenbar vernichtet. Waren ihm doch wesentliche Nachgedanken gekommen?

Wie man aus dieser Briefstelle ersieht, plante Brunner 1903, den Aberglauben (das “Analogon”) *vor* dem Geist zu behandeln, auch sollte jede Fakultät einen Band füllen, während es in der Lehre auf dem (der Ankündigung folgenden) Titelblatt heißt: “B. Geist, C. Analogon (zweiter

Band)”. Da dieser Band nie erschien, hätte die zusammenfassende Darstellung besonders interessiert. Der Brief berichtet: “Ich habe eine vollständige Darstellung meines ganzen Systems geschrieben. Das ist die Arbeit, die mich das letzte Jahr hindurch in einem Zuge beschäftigt hielt. Es ist ein Band von ca. 600 Druckseiten” – welcher Umfang an die “Übersicht” erinnert. Brunners Gefühl, daß er mit so einer kürzeren Gesamtdarstellung herauskommen sollte, war zweifellos berechtigt. Schon in einem Brieffragment von 1897 bemerkt er: “Zur rechten Wirkung ist erforderlich, daß man sich gleich entfernt halte von Kürze, die leicht Dunkelheit im Gefolge hat, und auch von der zu großen Ausdehnung, die ... schon rein äußerlich abschreckend wirkt”.

Wissenschaft. Daß bei all diesen Schwankungen sich Brunner schließlich für Veröffentlichung des ersten Bandes entschied, mag seinen Hauptgrund darin haben, daß es sich da um Wissenschaft handelte. Man konnte kaum irgehen mit ihm. So hatte Brunner jedenfalls 1897 geschrieben: “Philosophie ist Wissenschaft, gemeinschaftliche Arbeit vieler”. Zwar, wie Kunst, kann sie nicht gelehrt werden. Doch, wie ein folgender Brief behauptet: “Durch wirklich anhaltende Aufmerksamkeit und eine Arbeit, die allerdings zu den schwersten und aufopferungsvollsten gehört, kann es hier selbst ein mittelmäßiger Kopf zu Etwas bringen, wenigstens zu all dem Gesunden, was in ihm steckt, ja noch gar zu etwas mehr, wenn er Kritik genug besitzt, das vorhandene Gute zu erkennen und zu benutzen, denn die Wissenschaft ist eine gemeinschaftliche Sache. Lebt aber gar ein Körnchen Neues in Einem, so kann keiner sagen, wie weit er es bei so ernster Verfolgung seiner Sache bringen kann, und davor, daß er sich an einem Unsinn abgemüht, ist er ganz sicher; die Kenntnis der Leistungen anderer bewahrt ihn davor; er ist genötigt, auf Schritt und Tritt zu vergleichen; das Problem ist klar, alle bisherigen Ergebnisse sind längst durchgeprüft”.

Stellen diese interessanten Ausführungen des Fünfunddreißigjährigen eine Beschreibung seines eigenen Verfahrens dar? An ausgebreiteter “Kenntnis der Leistungen anderer” fehlte es ihm nicht, ebenso wenig an Kritik; und “aufopferungsvollste Arbeit” scheute er nicht. Er hatte offenbar nicht nur Philosophie, sondern auch die Naturwissenschaft der Zeit gründlich durchforscht. Aber gerade einige Jahre später begann die Revolution

in der Physik. Sicher hätte Brunner dann manche anderen Beispiele gewählt, manche Diskussion anders geführt, manche Probleme anders formuliert, als er es in der “Lehre” tat. Aber diese ist nicht veraltet. Man kann eher sagen, die Physik hat sich zu ihr hin entwickelt. Wenn Dr. Lothar Bickel in einem Artikel in der französischen Zeitschrift “Empedocle” (Januar 1950) darstellt, daß “die Physik die Philosophie bestätige”⁶⁵, bezieht er sich besonders und ausdrücklich auf die “Lehre”. Kapitel wie die über Raum und Zeit als bloße Beziehungen, über Relativität und Korrelativität der Bewegung, Relativität der Kausalität usw. mögen mit dem im angezogenen Brief von 1897 beschriebenen Verfahren etwas zu tun haben, sind aber wohl mehr aus Brunners Anschauung von der bloß biologischen Funktion unsres Wissens bestimmt als aus der zeitgenössischen Physik. Brunner erhebt sonst immer Anspruch auf Spontaneität. Vielleicht wollte er mit dem Hinweis auf die in der “gemeinschaftlichen Arbeit vieler” liegenden Garantie etwa geäußerte Befürchtungen Frau Monds zerstreuen. Auch darf man nicht vergessen, daß, was Brunner hier Philosophie nennt, ihm später nur Welt-Anschauung, Praktischer Verstand heißen wird. Aber mit diesem Praktischen Verstand konnte er es wohl wagen, hervorzutreten.

Stadien. Das bereits zitierte Brieffragment von 1897 bezieht sich wohl auf diesen Teil, wenn er ankündigt, daß “ein ganzes Werk, ein tüchtiger Band” druckreif werde, und bemerkt: “Ich habe, bei der äußersten Sorgfalt in der Verwendung des umfangreichen Quellenmaterials und in allen Einzelheiten, mein ganzes Herz und Leben hineingelegt”. Bei “Quellenmaterial” darf man vielleicht an Kapitel wie “Die Bewegungslehre bei den Griechen” in der “Lehre” denken. Vielleicht aber enthielt die Fassung von 1897 noch viel mehr von “Vergleichen” und “durchgeprüften Hypothesen”. – 1899 berichtet er, daß sich “der Abschluß” um ein Vierteljahr verzögert habe; “aber ich muß auf eine verzweifelte Weise ringen und kämpfen, daß ich den Funken Geist herausreiße aus meinem Stückchen Dreck”. Diese Verzögerungen wiederholen sich von Jahr zu Jahr. “Wie sehr bin ich es Ihnen schuldig, und wie sehr sehne ich mich danach, Ihnen meine Hauptgedanken vorlegen zu können”, schreibt er Frau Mond,

⁶⁵ [Dieser Aufsatz ist wieder abgedruckt in: Lothar Bickel, “Das Leben – eine Aufgabe” (Gesammelte Aufsätze), Zürich 1959, S. 76 - 82]

“und doch zieht es sich in die Länge ... Ich bin nämlich daran, die wichtigste Partie meiner Arbeit noch besser zu unterbauen und auszubauen”. Im selben Jahr 1899 gesteht er ihr: “In der Tat war vielleicht das Durcheinander und wirre Ineinander bei Ihrem Freunde weit ärger gewesen als bei irgendeinem andern von ähnlicher Anlage des Geistes. Erst seit ein, zwei Jahren fühle ich – nun ich an die Vierzig herankomme – daß ich in eine vollkommene Klarheit und Reife gelange. Nun habe ich es fest bekommen, zugleich mit meiner besonderen eignen Terminologie. Früher, als ich die noch nicht hatte, fiel mir der Ausdruck sehr schwer”. (Man nehme diesen letzten Hinweis nicht leicht: nach einer späteren Äußerung Brunners ist die Terminologie die halbe Philosophie.) Er versichert, daß von keinem weiteren Aufschub seinerseits die Rede sein könne. Auch kündige er nicht “ein philosophisches Hauptwerk” “oder auch nur mein Hauptwerk” an; “aber ich habe eine Arbeit vollendet, die ich für bedeutend und nützlich genug zur Veröffentlichung halte”. In einem folgenden Briefe gibt er an: “Das Ganze wird gedruckt zwei Bände geben oder doch am besten in zwei Bände sich ordnen lassen” – was genau zur “Lehre” paßt. Aber 1901 lesen wir wieder, daß er “tief drinstecke in der Arbeit an einer Partie des Werkes, die meine letzte Konzentrationskraft verlangt”, und in einem folgenden Brief, daß er an der Arbeit sei, “ganz darein verkrochen und mit mir selber mich herumarbeitend im verborgensten Innern, bis es herausgebracht ist als äußerlich Gemachtes, fest und breit an seinen Ort gestellt, wo es nötig ist für das Ganze”. “Noch vor Ablauf des Jahres” werde er “den ersten Teil, welcher selbständiger Veröffentlichung fähig wäre, vollkommen druckreif zum Abschluß bringen”. Aber Anfang 1902 schreibt Brunner wieder: “Die Stunde des Abschlusses ist noch nicht da. Ich möchte und ich muß ... alles auf einen noch höheren Grad der Vollendung bringen, – jene Vollendung, die die meinige ist”. Kurz danach “steckt” er “wieder mitten drin im Dicksten”.

Ein Bild, unter welchem Affektdruck Brunner die “Lehre” schrieb, gibt die Fußnote S. 1030: “Oh – es drängt mich hier unendlich Vieles! Aber mit aller Liebe zur Wahrheit und mit aller Gier, sie ... mitzuteilen ... – ich muß doch mich zügeln und halten, daß nichts vorzeitig herauskomme”. Gier! Und wie “zügelt” er sie? Er kann doch nicht gänzlich schweigen, “damit nicht *dieses sehr Wichtige, mir noch besonders Wichtige* mit umkomme, für den Fall, daß ich sterben sollte ... Ich will es darum

im Folgenden, ganz zusammengedrängt, niederlegen, und es ist Sorge getragen, daß der Schlüssel zur Entzifferung gefunden werden kann”. Und dann folgen tatsächlich sechs Zeilen Chiffre!

Auch nachdem der “Erste Band” erschienen war, blieb Brunner offenbar diese Einstellung der Angst um seine Gedanken. So nahm er, wie ich in unveröffentlichten Erinnerungen an ihn las, in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg ein gewisses Manuskriptpaket immer mit sich, wenn er die Wohnung verließ und niemand zu Hause war! Etwas von der Überangst seines neurotischen Vaters war vielleicht hier im Sohne wirksam, der allerdings nicht ein leibliches, sondern ein geistiges Kind so ängstlich behütete.

Der Vierzigjährige. Wie der Schöpfer der Lehre aussah, zeigt eine Aufnahme des ungefähr Vierzigjährigen im “Fotoalbum”. Der Kopf im Dreiviertelprofil, idealisch erhoben, überrascht durch seine fast frauenhafte Weichheit und Schönheit, die der hängende Schnurrbart und die “Fliege” unterm Kinn nur unterstreichen. Das bordierte Künstlerjackett, die den Ausschnitt füllende dunkle Halsschleife, der weiche Hemdkragen werden lange Brunners Tracht bleiben. Sein Kommentar in einem Brief von 1903 (daß “mir das Stillehalten mit den Augen fast unmöglich wird ...; endlich gelang es auch nur so, indem ich den Blick auf einen Gegenstand an der Wand heftete”) lehrt aber, daß wir den Ausdruck auf Brunners Photo teilweise seinem fast erblindeten linken Auge aufs Konto setzen müssen.

“Ich gehe ins vierzigste Jahr und bin frei geworden. An meinem Geburtstag werde ich Ihnen gratulieren können zu mir”, schreibt Brunner Mitte 1902 der Frau, die er einige Monate später zu ihrem (55.) Geburtstag als “Mein verehrter und geliebter Geburtstagsmensch und Mensch überhaupt, von meinen Wenigen Einer Du! und Einziger!” anspricht und der er berichtet: “Mein Werk wird groß und gewaltig; daß es ein großes und gewaltiges Zeugnis reden soll von meinem Leben in ewiger Bedeutung”. Und einen folgenden Brief, datiert “einen Tag nach dem Gedenktag Spinozas” (also wohl am 25. November), beginnt er: “Soeben habe ich meine Arbeit abgeschlossen”. Aber sie müsse abgeschrieben werden, “denn mein Manuskript ist Chaos”. Kurz danach berichtet er wieder: “Der letzte Strich ist gemacht, das Werk vollendet. Mit dem vollen Bewußtsein meines

Tuns, meiner Tat und ihrer Folgen, mit unerschütterter Zuversicht, die ewig unerschütterlich bleiben wird”.

Der Triumph des Sieges nach übermenschlicher Anstrengung ist unverkennbar. Nach langer Irrfahrt hatte er den sicheren Hafen erreicht. Was er “abgeschlossen” und “vollendet” hat – und woran er in Wirklichkeit noch Jahre lang arbeiten wird! – ist die “Lehre”, d.h. der erste Teil, der vom Praktischen Verstande handelt.

Wissenschaftslehre. Es ist dies, wie wir ihn schon 1897 es bezeichnen sahen, hauptsächlich Wissenschaftslehre. 1901 beschreibt er den Inhalt so: “Dieser erste Teil enthält alles wissenschaftlich Prinzipielle, behandelt den Verstand und den gestörten Verstand, die Sprache, den Staat, mit einem Worte alles was Äußerung und Leistung des Verstandes ist, aus seinem Prinzip heraus, nämlich aus dem Prinzip der Lebensfürsorge, welche durchaus zusammenfällt mit dem Verstande selbst”. (Damals war also Geistesgestörtheit und der Staat unter den im ersten Teil behandelten Gegenständen. Vom Staat spricht Brunner später in den “Judenbüchern”; von Geistesgestörtheit nur in gelegentlichen Ausführungen.) Weltanschauung sei noch nicht Philosophie, sagt er hier nun schon. “Wenn man will, mag man solche letzte wissenschaftliche Betrachtung der Welt-dinge *erste Philosophie* nennen, um sie zu unterscheiden von der eigentlichen Philosophie (des Geistes) oder *Philosophie der Dinge*; damit wäre zugleich die Stellung angedeutet, welche die Prinzipienlehre einnimmt: in der Mitte nämlich zwischen der *Philosophie* (des Geistes) und den einzelnen Wissenschaften von den *Dingen* steht sie, daher bildet sie den Übergang und die Propädeutik zur Philosophie”. Der erste Teil der “Prinzipienlehre” oder auch Wissenschaftslehre: “eben nur die wissenschaftliche Weltanschauung wird darin angetroffen, aber auf eine solche Weise dargestellt, daß sie zwar als das für den praktischen Verstand Unumgängliche gesetzmäßig Notwendige und auch als schön und herrlich überaus, für seine Sphäre, anerkannt wird, dabei aber doch so, daß man überall diesen Verstand (soweit er, über seine Praxis hinaussteigend, ins Denken gerät) als in sich selbst hinfällig und nichtig gezeigt bekommt”. Diese ganze Charakteristik stimmt mit der endgültigen Fassung der “Lehre” vollkommen überein. 1902 gibt er noch diese Darstellung: “Es gibt nur Eine Philosophie: die von der (absoluten) Wirklichkeit des Geistes,

so wie es nur Eine Wissenschaft gibt: die von der (relativen) Wirklichkeit der Dinge. Aller Philosophie nun wie aller Wissenschaft liegt als notwendige Voraussetzung zu Grunde jene Unterscheidung der Fakultäten, welche von mir zum ersten Male scharf voneinander abgegrenzt und eine jede nach ihrer Natur bestimmt werden". 1903 betont er: "Die erschöpfende psychologische Grundlage, worauf bei mir alles steht oder wackelt – die wenigstens steht fest und wird immer fest stehen bleiben, solange Menschen Menschen sind". Er hat dabei wohl die letzten großen Abschnitte der "Lehre" besonders im Auge, die Psychologie, deren Titel – "Natur und Bedeutung des Praktischen Verstandes" – andeutet, daß sie diesen Teil seiner Philosophie krönt, und die "Pneumatologie" als Übergang zum Absoluten.

Ob auch 1903 die Bemerkungen über die Sprache abrupt "zum Schluß" erschienen? Sie bekamen offenbar diesen Platz, weil der zweite Band, der Teil über den "Geist" (nach der "Lehre", S. 996), mit Erörterungen über die Funktion der Sprache im Gebiet des Geistes beginnen sollte. Damit ist unterstrichen, daß Brunner eigentlich gar nicht am Ende, sondern immer noch "mitten im Dicksten drin" war, als er, sichtlich aufatmend und triumphierend, vom letzten Strich berichtete. Man hätte erwartet, daß Brunner nun den zweiten und dritten Teil zum Druck vorbereitete.

"Geist" und "Analogon". Daß "größere Partien" davon schon ausgearbeitet waren, wissen wir aus dem zitierten Brief von 1903. Auch 1904, nach der Rückkehr von Norwegen, schreibt er: "Ich bin an der Ausarbeitung des zweiten und letzten Bandes vom Hauptwerke" – der, wie wir wissen, beide Fakultäten behandeln sollte. Daß er den zweiten Band den letzten nennt, steht im Widerspruch zur "Ankündigung", die ("Lehre", S. 112) von drei Bänden spricht, "davon die ersten beiden ... der Fakultätenlehre gewidmet sind, der dritte und letzte Band der eigentlichen Lehre von den Geistigen und vom Volke". Die Ankündigung ist auf einem früheren Stande als dem von 1904 stehengeblieben. Daß Brunner aber den zweiten Band tatsächlich vollendet hatte, erfahren wir (Mai?) 1907: "Ich schrieb Ihnen nur schnell zur Nachricht und zur Freude von Herz zu Herzen, daß soeben vom letzten Worte des zweiten Bandes der letzte Buchstabe ist niedergebracht worden – da ging auch die Sonne hinter

die Wolken, die mir bis dahin durchweg so freundlich gewesen war – so daß ich jetzt nur noch mit dem Technischen zu schaffen habe”.

Demnach lag der “zweite und letzte” Band bereits fertig vor, als der erste in “zwei Halbbänden” erschien. Warum folgte er nicht gleich, so daß das ganze System zugänglich gemacht wurde? Tatsächlich, wie gesagt, ist er überhaupt nicht erschienen. Ja, Ernst Ludwig Pinner und Fritz Blankenfeld berichteten mir übereinstimmend, daß Brunner das “Geist”-Manuskript selbst vernichtet habe. Warum? Die Antwort muß wohl, wie bezüglich der “Gesamtdarstellung”, wieder lauten: Es waren wahrscheinlich wesentliche Umstimmungen in Brunners Gedanken eingetreten.

Wir haben nun kein Material, diese Annahme zu belegen. (Das Manuskript des “Analogon” hat Brunner zweifellos auch verbrannt.) Immerhin können wir andeuten, woran man bei solchen “Nachgedanken” denken könnte. Wir haben zum Beispiel oben auf die – besonders in Hinsicht auf den “Aberglauben” wichtige – Nachahmungstheorie in Fragmenten von “Du und die Andern” hingewiesen, wo Nachahmung als das Gegenstück zur Gravitation in der Bewußtseinswelt dargestellt wird (wie der Selbsterhaltungstrieb als das zum Trägheitsgesetz in der “Lehre”). Brunner hatte die Theorie in dieser Form offenbar fallenlassen müssen. So mögen auch andre Gedanken sich als unbefriedigende Experimente herausgestellt haben. So z.B. der (in der “Lehre”, S. 575) versprochene Erweis, “daß die Einteilung der Arten dem ursprünglichen Denken angehört” – von dem wir noch sprechen werden. Die “Einzelheiten” waren wahrscheinlich noch nicht “genügend gestützt”.

Ein Brief von 1909 gibt uns vielleicht einen Hinweis darauf, daß sich auch in diesem Band Angriffe auf Kant fanden, gegenüber denen die (heftigen!) in “Spinoza gegen Kant”⁶⁶ nur “Kinderspiel” seien. Es muß sich um Kants Ethik, den kategorischen Imperativ, die intelligible Freiheit usw. handeln. Von all dem ist in Brunners späteren Veröffentlichungen nicht viel übriggeblieben. Sicher nicht, weil ihm diese Ethik mehr zusagte, aber es reizte ihn wahrscheinlich, je länger, je weniger sich mit ihrer

⁶⁶ [“Spinoza gegen Kant und die Sache der geistigen Wahrheit”, zuerst als Vorwort zu: K. O. Meinsma, “Spinoza und sein Kreis” (dtsch. von Lina Schneider), Berlin 1909; dann selbständig herausgegeben Berlin ²1910 und Assen ³1974; zit.: “Spinoza gegen Kant”]

Kritik zu befassen, nachdem der ehemalige Kantianer bereits in zwei Schriften sich Luft gemacht hatte. So begann er umzudisponieren.

Das Empfinden mochte hinzugetreten sein, daß er über Geist und Aberglauben nicht rein theoretisch-wissenschaftlich handeln sollte. Wir haben in dem "Grundgesetz" für das "Verhältnis des Volkes, der Menschheit, zum Geist" und den aus ihm gefolgerten "Leitsätzen aller Anthropologie und Soziologie" ("Unser Christus", S. 174. 460) wohl Überreste solcher theoretischen Behandlung parallel zu dem "Grundgesetz" der Bewegung im ersten Band. Das wirkt ziemlich leer, äußerlich systematisiert und konnte Brunner kaum befriedigen. Was er sich in einem Brief von 1897 "gegen systematische Form" "vom Herzen" redete, erstand hier wieder im Sinne eines Suchens nach einer persönlichen Darstellungsweise wohl, nach stärkerem Anschluß ans Leben, dem engeren Zusammenhang mit aktuellen Problemen, und erklärt, warum er über den Geist in Form eines Lebens Jesu und von Tagebuchaufzeichnungen, von Gesprächen und über den Aberglauben in "Judenbüchern" handelte. Wie dem auch sei, es blieb bei dem "Ersten Teil".

1936 schrieb ein junger Mensch aus einem süddeutschen Dorf an Brunner in sein Haager Exil und fragte bei dem Vierundsiebzighjährigen an, ob die "Lehre" eine Fortsetzung finden werde. Brunner antwortete: "Ich hatte aus vielen und allen Gründen vorgezogen, die Fortsetzung in selbständig abgeschlossenen Büchern und Schriften zu geben ... Die Leser der Liebe werden an- und ineinander tun, damit ihnen erscheine das Eine Buch, zu dem mir die Seele gegeben ward".⁶⁷

Verleger. Die Aufgabe, vor der Brunner stand, als er den ersten Band vollendet hatte oder jedenfalls glaubte, soweit zu sein, war, einen Verleger zu suchen. Zwar behauptet Brunner verschiedentlich, ursprünglich habe er erst nach seinem Tode veröffentlichen lassen wollen. Doch schon 1897 hatte das Suchen angefangen. "Sie fragen weiter: nach dem Verleger?" schreibt er damals. "Ja, wenn ich die Not und die Schacherei erst hinter mir hätte! ... Das ist ein Elend, diese Herumzieherei ... Wo soll man die nötigen Exemplare herkriegern zum Hausieren? Soll man sein Werk drucken lassen, um einen zu finden, der es drucken will?" 1902 schreibt er:

⁶⁷ [Abgedruckt in: Magdalena Kasch, "Meine letzten Jahre mit Constantin Brunner. Aufzeichnungen aus den Jahren 1935 - 1937", Den Haag 1990, S. 130]

“Otto Ernst, mit dem ich darüber sprach, meinte, am besten sei, es in einen guten Verlag zu geben und die Druckkosten zu bezahlen, wozu er mir seine Beihilfe zugesagt hat. Das bliebe also für den Notfall”. Ein Jahr später heißt es: “Ich möchte einen ernsten, sehr angesehenen Verlag, der auch für meine Sache das Rechte zu tun imstande ist. Nach den Erfahrungen, die ich bis jetzt mit meinem Werke gemacht habe, kann ich das auch verlangen”. Es sollte Brunner nie gelingen, in einen philosophischen Verlag zu kommen. Einem späteren, auf den Verlag Cotta bezüglichen Bericht fügt er diese Bemerkung an: “Wundern Sie sich nicht, daß Verleger mich, den ganz Obskuren, auffordern ..., es liegt an dem monströsen Geschwätz, das einige Leute über mich geführt haben”. 1904 wieder will er, “wenn ich nicht bald einen Verleger finde”, doch “Gebrauch machen von der Hülfe, die mir jetzt von mehreren Seiten auf die annehmbarste Weise angeboten worden ist”. Dann jedoch lesen wir über die “Verlagsfrage”: “Das haben mir die Freunde abgenommen ..., seitdem sie die Manuskripte von mir in Händen haben, übersteigt ihre Freundschaft alles Maß ..., ich darf mich nach nichts erkundigen, bis alles in Ordnung ist”.

Landauers Hilfe. Ob auch Gustav Landauer hier gemeint ist? Nach dessen Brief vom 1. Juni 1906 kam Brunner “durch Meister Eckhart, den er sich kaufte, zu mir, als Nachbar, von Weidmannslust nach Hermsdorf”. Ein Brief an Brunner (vom 17. 12. 1907) spezifiziert: “Was Sie zu mir geführt hat, sagten Sie mir, war die Einleitung zu meiner Ausgabe von Meister Eckharts Mystischen Schriften” (bei Karl Schnabel, Berlin).

Was an Landauers Vorwort Brunner anziehen konnte, mögen einige Zitate daraus andeuten: Eckhart sieht “die Gattung und Art als eine höhere Wirklichkeit an als die Individuen ..., löst die Welt *und* Gott in dem auf, was ... unaussprechbar und unvorstellbar ... und etwas Seelenhaftes ist ... Die christlichen Dogmen haben für ihn fast nur symbolische Bedeutung ... Immer schreibt er als Sprechender, immer persönlich; nie fehlt der begrifflichen Darlegung der Gefühlston ... Was mich an dieser Ausgabe das entscheidende dünkt: daß Meister Eckhart ... nie ein mystisierender oder moralisierender Pietesterich ..., sondern daß er ein kühner Erschütterer war, der Hirne wie der Herzen ..., um jenseits seines Ichbewußtseins und des Begriffsdenkens stark und innig in der unsagba-

ren Welt zu versinken”. – Der Autor der “Lehre” und der zukünftige Verfasser des ersten Kapitels von “Unser Christus” und von “Materialismus und Idealismus” konnte da wohl aufhorchen.

Brunner berichtet Frau Mond im Herbst 1904: “Der erste Band, der die Grundlage und gleichsam den psychologischen Vorspann für das Ganze enthält, wird nun, wie ich hoffen darf, recht bald erscheinen. Es hat sich merkwürdig genug damit so gefügt, daß alles hinsichtlich des Verlages so wird, wie ich es nur wünschen kann. Gustav Landauer tritt als Teilhaber in einen Verlag ein, er wird mein Verleger. Er hofft viel auch von dem äußerlichen Erfolge des Werkes, er glaubt nicht, daß dieser Erfolg länger als zwei, drei Jahre auf sich warten lassen wird. Er meint, es läge heute denn doch anders wie früher und es sei unmöglich, daß ein solches Werk längere Zeit unwirksam bleiben könne; es würden genug Federn mir willig sein”.

Unterm 18. 1. 1905 schreibt aber Landauer: “Lieber Freund ... Leider, für mich leider, muß ich Ihnen sagen, daß keine Aussicht besteht, daß Karl Schnabel Axel Junkers Buchhandlung sich zum Verlag Ihres Werkes entschließt. Ich habe gehofft, meinen Willen durchzusetzen, aber bei der unüberwindlichen Abneigung Schnabels gegen Philosophie ist es nicht gelungen”. Ein Jahr später jedoch fordert Landauer “im Auftrage unserer Buchhandlung” Brunner auf, “uns das Manuskript Ihres Werkes jetzt wieder übergeben zu wollen, damit der Druck beginnen” könne: “Ich freue mich, daß es nun losgeht!” (27. 2. 1906). Daß es vorher Ausbrüche Brunners gegen den Verlag (und Landauer) gegeben haben muß, deutet Landauers Bemerkung an, “daß die einzige Antwort auf Ihren letzten Brief, die meine Natur erlaubte, mein sofortiger Austritt aus dem Geschäft gewesen wäre”. Landauer trat übrigens ein halbes Jahr später tatsächlich aus. “Ich habe Ihnen, Lob und Dank sei der Tatsache, einen Verleger verschafft”, erinnert er Brunner mit berechtigter Genugtuung (als dieser ihm die Freundschaft kündigt, falls er glaube, Fritz Mauthner habe “daselbe und nicht weniger gesagt” als Brunner) (17. 12. 1907).

Das Manuskript des Bandes wurde “nicht auf einmal” übergeben (Landauer, 27. 2. 1906). Brunner konnte damit nicht zu Ende kommen. Den Umfang hatte er auf 600 - 700 Seiten geschätzt (20. 11. 1906). Es wurden 1168. “Er kann sich nie genug tun”, schreibt Landauer (1. 6. 1906) drei Monate nach Beginn der Drucklegung, “und fügt bis in die Revision-

und Superrevisionsbogen hinein immer noch neue Varianten hinzu”. Als infolge von Differenzen mit der Papierfirma mitten im Druck des zweiten Halbbandes eine Stockung eintrat, schrieb Brunner: “Mir ist die Verzögerung lieb: denn ich finde noch genug zu schaffen und zu bauen” (1907). Ausgedruckt waren “dreizehn Bogen des zweiten Bandes”, d.h., der letzte Abschnitt “Natur und Bedeutung des praktischen Verstandes”, der heute 450 Seiten umfaßt, konnte von Brunner noch weiter bearbeitet werden. Daß [in der ersten Auflage] dieser Halbband 208 Seiten mehr als der erste hat, illustriert auch, wie bedeutend die Zusätze während des Druckes waren.

Wie seine Art war, spricht Brunner selbst darüber: “Der Band ist dick, in zwei Halbbände geteilt wurde er erst nachträglich” (S. 786, Anm.). Nachdem Brunner bei den Korrekturen so umfangreiche Zusätze gemacht hatte, schienen sich zwei Bände zu 480 Seiten zu ergeben. Als aber weitere dreizehn Bogen dazu gekommen waren, war anscheinend eine neue Halbierung nicht mehr möglich gewesen (vielleicht hatte die Buchbinderei schon den ersten Band in der Arbeit), und der zweite “Halbband” wurde ein Dreiviertelband. Fast zwei Jahre dauerte diese Drucklegung, die gleichzeitig ein krampfhaftes Ringen Brunners um noch mehr Stütze, teilweise auch Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen, sehr bewegten Wissenschaft war.

Daß dabei dann oft die Muße gefehlt haben mag, die Zusätze mit dem übrigen zu vergleichen, zeigt z.B. die längere Anmerkung (S. 1070 - 1073), wo u.a. gesagt ist: “Man hat z.B. die Lebensdauer eines Atoms von dem, Radium ausstrahlenden, Uranium auf zehn Milliarden Jahre berechnet”, wozu Brunner richtig bemerkt, daß da “freilich der eigentliche Sinn des Begriffes Atom in die Brüche geht” (S. 1070). Aber daß hier jene “Umwandlung der chemischen Elemente ineinander” vorlag, die er auf S. 574 ausgeschlossen hatte, fiel ihm nicht auf.

Vielleicht hat die gleichzeitige Arbeit am “zweiten und letzten Band” zur Einfügung korrespondierender Ausführungen veranlaßt, wie zum Beispiel zu denen über die Sprache. Auch hier mag Zeit für neuerliches Nachforschen gefehlt haben. Auf Landauers heftige Beschwerde, erklärt Brunner, bei seinem Angriff auf die Sprachkritik (S. 1005ff.) nicht Fritz Mauthner gemeint zu haben, den er damals noch nicht gelesen habe – was Landauer nicht als Entschuldigung gelten lassen will.

Unterm 9. April schreibt Landauer, daß Brunner noch am “Schluß” arbeite. Aber erst 1908 war das Buch ausgedruckt – vielleicht noch mehr zur Erleichterung der Druckerei und des Verlages als Brunners selbst. Wenn auch nicht in diesem Umfang, es blieb Brunners Gewohnheit, während der Drucklegung und auf dem Korrekturbogen an seinen Büchern weiterzuschreiben und die Setzer zur Verzweiflung zu treiben. Ich selbst mußte einmal bei dem Leipziger Drucker [Julius Klinkhardt] des “Christus”-Buches intervenieren. Brunner selbst bemerkt: “wie lächerlich und lästig habe ich mich nicht gemacht bei Redakteuren, Verlegern, Druckern durch mein Murksen daran immer wieder bis zu allerletzt und noch einmal” (“Tagebuch”, S. 198).

[Wirkung der “Lehre”]. So war denn das Buch erschienen, Brunners erstes, das er schließlich doch sein Hauptwerk nannte. Was er 1895 angefangen hatte, war dieses Buch und doch, wie wir sahen, eigentlich nicht dieses Buch. Was er ursprünglich gedacht und geplant hatte, findet sich noch in der Ankündigung. Aber auch dieser Band als Ganzes war nur ein Torso, aus der “Einen Sache” herausgerissen, 1168 Seiten lang herausgerissen. (“Alles, was ich schrieb, ist Ein Zusammenhang ..., die Trennung in Bücher gilt gar nicht”, heißt es in “Unser Christus”, S. 430). Man fühlt sich merkwürdig an Thomas Wolfe erinnert, der immer nur an “seinem Buch” schrieb und dem der Verlag es in einzelne Romane aufteilte. Dem entspricht auch die “oft” erlebte Vision Brunners von seinem Schaffen: “Eine unendliche Rolle, wie von Pergament, nach oben hin allmählich breiter und breiter werdend bis zur Mächtigkeit des ganzen Himmelsgewölbes, rollt aus der Höhe hernieder und rieselt in meinen geöffneten Kopf hinein. Auf dieser Rolle steht zu lesen, wie gedruckt, Alles, was ich jemals geschrieben hatte, woran ich gegenwärtig gerade am Schreiben mich fand, was für die Zukunft mir vorbehalten war, und wozu ich niemals gelangen würde, es zu schreiben, – *Alles*, der vollkommene Text, der riesige Zusammenhang des Alles-Einen, unaufhörlich rinnend” (“Einsiedler”, S. 21). Das Bild, das offenbar von der heiligen Pergamentrolle, der “Torah” in der Synagoge, her stammt, unterstreicht, daß Brunner das Gefühl hatte, heilige Schrift zu schreiben (wie er es ausdrücklich für alle Literatur fordert), die “Eine Heilige Schrift”. Daraus war dieser erste Band herausgerissen.

Daß Brunner viel von der Veröffentlichung erwartete, versteht sich von selbst. Zwar gibt es, wie erwähnt, Äußerungen aus früher und aus später Zeit, daß er angeblich ursprünglich beabsichtigte, “nichts ... vor meinem Tod in die Öffentlichkeit zu lassen” (“Einsiedler”, S. 15). Andererseits begründet er in der “Ankündigung”, wie gesagt, die Tatsache, daß er den ersten Band allein erscheinen lasse, damit, daß ihm “der Tod oder sonst widerfahren” (S. 4) könne, d.h. – er will zwar erst nach seinem Tode veröffentlichen, kommt aber sogar zu früh heraus, weil er zu sterben fürchtet! Beides ist aufrichtig. Der Fünfunddreißigjährige jedenfalls brennt darauf, mit einem Buch “hervorzutreten” (Brief von 1897) – schon einfach, wenn der intimere Gesichtspunkt hervorgehoben werden soll, um die zu überzeugen, die ihn unterstützt hatten und denen er beweisen wollte, daß sie einem Würdigen geholfen hatten.

Gerade das gelang Brunner nicht. Ludwig Mond lag auf seinem Totenbett. Und Frida Mond – was kann es Bezeichnenderes geben, als daß er ihr 1907, wie zitiert, schließlich schrieb: “Ich fordere es als mein Recht von Ihnen ..., daß Sie sich Ihnen ungewohnte Mühe und Arbeit machen, mich zu verstehen”. Und 1908, wenn er ihr “das erste Exemplar, das herausgeht und das ich Ihnen auf besondere Weise habe binden lassen”, sendet, fügt er bezeichnenderweise hinzu: “Ich bitte Sie nur um das Eine, wenn Sie nicht etwa lesen wollen, *auch nicht blättern!*”

Im selben Brief berichtet er von “vielen Zeichen ...des Jubels und des Glückes ..., die mir täglich zukommen”. 1909 erwähnt er, einer habe ihm geschrieben, er lese das Werk “immer und immer wieder wie seine neue Bibel”, ein anderer: “Fünzfziger, mache ich seit Jahren einen weiten Bogen um Philosophie ... und bin nun tief dankbar für diese Ihre Leistung, auf der ich, allem Anschein nach, werde ausruhen können”.

Lotte merkt zu einem an einen Grafen Glehn gerichteten Antwortschreiben Brunners vom 6. 3. 1911 an: “Eine Zeitlang nach Erscheinen des Werks, damals, als häufige Briefe von Lesern einzulaufen pflegten, hielten wir den neuesten Band von Kürschners Literaturkalender im Haus”⁶⁸ – offenbar um sich über namhafte Korrespondenten zu orientieren. Lotte übernahm auch einen Teil der Korrespondenz, obwohl Brunner damals, wie später, durchaus geneigt war, seiner Seelsorgernatur ent-

⁶⁸ [Dieser Eintrag blieb bisher unveröffentlicht.]

sprechend, allen selbst in seinem “gesprochenen” Meisterstil zu antworten, mit dem hebraisierenden “Friede sei mit Ihnen” als Endsegen. Aber es kamen offenbar viele Briefe.

Auch Landauers Voraussage betreffs der “willigen Federn” bewahrheitete sich. Landauer selbst schrieb in Hardens “Zukunft”: “Endlich wieder Einer, der die Arme weit über die Welt streckt und ein System schafft” (“Gespräch zwischen einem Gebildeten und einem Lernenden”). Die Rheinisch-Westfälische Zeitung nennt das Buch “die überragendste Erscheinung der letzten philosophischen Literatur”. Die Breslauer Morgenzeitung spricht von einer “eminent kühnen Kritik unserer Geisteskultur” und empfiehlt “das Studium des gedankenreichen Werkes”. Im Berliner Tageblatt wird Brunner “ein großer, originaler Denker” genannt, in der Kölnischen Zeitung “der Prophet einer eigenartigen Wirklichkeitsauffassung” und ein Mann, dem es “eine heilige Sache ist”, die Wahrheit zu verkünden. Ähnlich andere Zeitungen und Zeitschriften.

Aber allerdings die “Koryphäen unsrer Wissenschaft und unsrer Zeit” verhielten sich strikt nach Brunners Voraussage (Brief an Frida Mond von 1904): “Und wenn du mir sagst: die werden gar nicht erst von ihrem Stuhl heruntersteigen und werden nicht einmal lachen, so sehe ich, daß es so sein wird, und sehe sie sitzen und tun nach ihrer Erhabenheit – Männer voll Tüchtigkeit im ihrigen und aller Ehren wert und über die Wahrheit erhaben, so wie sie zu allen Zeiten gewesen sind”. Die Fachphilosophie schwieg – und schweigt bis heute.

Brunner hat trotzdem diesen Mißerfolg bei den “Aquademici”, wie er sie nannte⁶⁹, schwer empfunden. Im Juli 1931 äußert sich der Neunundsechzigjährige, wie Lothar Bickel in seinen “Erinnerungen” mitteilt, folgendermaßen ihm gegenüber (und “sein Gesicht war von Spannung gerötet”): “Wenn einmal meine Biographie geschrieben wird, so bitte ich dich, daß eines nicht vergessen werde! Man soll nicht vergessen zu erwähnen, daß bis zu meinem siebzigsten Lebensjahre, da mein Werk bereits vor mehr als zwanzig Jahren erschienen war, die Schulscholastik es nicht für wert erachtet hat, meine Lehre von der Natur und Bedeutung des praktischen Verstandes auch nur mit einem Worte der Kritik zu erwähnen”⁷⁰.

⁶⁹ [“Materialismus und Idealismus”, ‘s-Gravenhage 1976, S. 154; zit.: “Materialismus”]

⁷⁰ [Lothar Bickel, “Einige Erinnerungen an Brunner”, in: “Der Constantin-Brunner-

Eine Erklärung versucht Brunner schon 1924 im “Einsiedler”: “Die Philosophie ist ein modifiziertes Wissen, und ihre *Methode* hat wissenschaftlich zu sein ... Sie hat (über ihren modifizierten Wissensinhalt) an Begriffsdefinitionen sich zu halten, die untereinander einen systematischen abstrakten Schematismus bilden, und an feste Termini und Symbole”; aber “aus der bloßen Methodik für den Geist” führe die die Philosophie erstickende Scholastik “zum ihm entgegengesetzten Inhalt” (S. 58). Brunner habe den Versuch gemacht, “beim Lehren der Wahrheit ohne Scholastik auszukommen, in aller irgend möglichen Vereinfachung der Gedanken und des Vortrages. Weil ich ... nicht im Mottenfraßjargon (kam), merkten sie natürlich gar nicht, daß dies eine Weise sei des Philosophielehrens ..., bei der ... *das Aktivitätsmoment des Gedankens zu seinem Recht kommt ...*” (S. 63). “Das ging nun über ihren Leisten hinaus und war ihnen gänzlich Unerhörtes und Unersichtliches, daß bei solcher Weise des Vortrags und aus solcher Perspektive noch Grund und Bau der Gedanken und all ihr innerlicher Zusammenhalt ... unverfälscht wissenschaftlich und dauerhaft systematisch sollte sein können” (S. 64). Ferner: “Wer aber ... sagt, daß bei ihnen die Wahrheit nicht sei, der ist für die Scholastiker nicht da und von dem sagen sie ihrerseits ..., er sei für die Philosophie nicht da” (S. 68).

Die “Lehre” fand aber überhaupt nur wenige Leser. Das kann viele Ursachen gehabt haben. Es läßt sich denken, daß der Umfang abschreckte. Daß Brunner selbst so ein Gefühl hatte, verrät sich darin, daß er, nach 1100 Seiten, in der “Lehre” anfängt, seine “Kolossurgie” zu verteidigen gegen “diese dünnen Schriften mit dem ausgerissenen Dies und Das” (S. 1043). Der Umfang erklärt sich aber nicht nur aus der Gründlichkeit. Da sind 124 Seiten einer Einleitung, die tief in Brunners Entwicklungsgeschichte wurzelt, aber wenig hergehört. Wie aus dem zitierten Brief von 1897 hervorgeht, begann er sie eigentlich, um seine “Stimmung” vom Hauptwerk abzuleiten – und dann nahm er sie ganz in dies Werk hinein! Da sind die biographisch tief bedingten Polemiken, besonders gegen Kant, das unaufhörliche “Schlagen gegen die Scholastik”, das oft in eine Schlacht gegen anonyme “sie aber” ausartet, was – in dieser Ausdehnung – eher vom Thema wegführt. Da sind Kapitel wie das “Zwischenspiel

Gedanke”, hg. von R. Pinner und A. Suhl, Jg. I, Heft 3/4, Januar 1956, S. 19f.; zit.: “Erinnerungen”]

von der Immanuel Kantischen Kosmogonie” von 60 Seiten und kleinere Zwischenspiele, wie Brunner ja auch später in seinen Schriften Dampf abläßt über ihn gerade bewegende Gegenstände. (Der Rezensent in “Das neue Deutschland” bemerkt lobend: “Das, was andere etwa als Paralipomena und kleine Schriften gesondert herausgeben, findet bei ihm schon seinen organischen Platz im Hauptwerk”!)

Da sind die Wiederholungen. Erstmal schon im Stil. Brunner gebraucht eine große Anzahl von Vokabeln, wo andere mit einer oder zwei auskommen. Der Behauptungssatz wird in der Regel gleich in einer Variation wiederholt, sozusagen der “hebräische Parallelismus”. Wozu aber beispielsweise die Feststellung, daß “wir es in der Bewegungslehre nur zu tun hatten mit dem logisch intellektiven Denken”, dreimal auf derselben Seite 652 und viermal hintereinander auf Seite 666, daß Gefühle körperlich seien? Und nun die Wiederholungen aus Deutlichkeitsbesessenheit! Nachdem die Identität klargestellt ist, wird Brunner unverdrossen beide Ausdrücke mit “oder” verbunden durchgehend gebrauchen, z.B.: “Wissen oder intellektives Denken”, “Bewegung oder Kausalität”, und in Nebensätzen und Parenthesen an das erläuternde Verhältnis wieder erinnern – was schleppend wirkt und das Verständnis erschwert. Und gar solche Überdeutlichkeiten wie auf Seite 302: “in Zwischenräumen, die zwischen ihnen sind” – wo sollen Zwischenräume sonst sein? – “in leeren Zwischenräumen, zwischen (!) denen nichts vorhanden ist” – deshalb sind sie leer!

Und dann die Wiederholungen im Großen. Ein Thema wird von Brunner nach dem Generalplan an einer bestimmten Stelle ausführlich behandelt. Aber bis man dahin kommt, ist es gewöhnlich schon mehrfach in Zusammenhang mit anderen Gedanken nicht nur berührt, sondern wesentlich dargestellt worden. Und man kann ziemlich sicher sein, daß es auch danach wieder und nicht nur einmal auftauchen wird. Brunner holt immer wieder aus.

Überbetonung, Wiederholung ermüdet und verwirrt den Leser; er glaubt über diesen Punkt hinweg zu sein und entdeckt, daß er noch auf demselben Flecke steht – wenn er es überhaupt entdeckt und nicht einfach den Faden verliert. Dafür allerdings geht andererseits Brunners persönlicher Stil den Leser lebendig an, “zieht” an ihm, umkreist ihn sozusagen, redet

ihm zu, bald zärtlich, bald zürnend, und erhebt sich oft ins Großartige. Brunner hat Gewalt der Sprache und wunderbare Formulierungen.

Niemand kann sagen, ob die “Lehre” bei einem Umfang von nur 500 Seiten viel mehr Leser gefunden hätte. Auch Brunners bewegte Klage über den “krankhaft unsinnigen” Verleger (Brief von 1911) dürfte keine Erklärung sein.

Die Hauptgedanken. Daß die Lehre so gut wie unbekannt geblieben ist, ist trotzdem erstaunlich. Brunner hat sich da tief hineingekniet und durchgeackert bis zum Grund.

Die “Prolegomena”, für deren Trockenheit sich Brunner bezeichnenderweise beim Leser entschuldigt, sind eine ausgezeichnete Grundlegung. Da sind z.B. die erwähnten Ausführungen über Raum und Zeit. Gustav Landauer schreibt ganz richtig (Brief vom 21. 12. 1909): “Gegen diesen Grundirrtum, Raum und Zeit für eines, die bewegten Dinge für ein zweites zu nehmen ..., hat Constantin Brunner ein prachtvolles, wahrhaft erlösendes Kapitel geschrieben.” Oder der ausführliche Abschnitt, der den Begriffen gewidmet ist! Diese durch die Jahrtausende gewälzte Frage nach dem Sinn und Sein der Begriffe wird ebenso einfach und einleuchtend wie zugleich bohrend scharfsinnig und auf Tieferes deutend beantwortet (so z.B. liegt, trotzdem der Gattungsbegriff nur “erweiterte experientia vaga” ist, der *Ursprung* der Begriffe nicht in der Dinganschauung, worüber erst im letzten Abschnitt, “Pneumatologie”, die volle Auskunft erteilt wird). Oder der Nachweis, daß Atome nur eine Konstruktion sind und daß es keine Wissenschaft von *Dingen* gibt. Das letztere scheint mir in der Physik der Kraftfelder statt der Dinge (Substanzen) heute klar zum Ausdruck zu kommen, das erstere darin, daß sich die chemischen “Atome” als zusammengesetzt erwiesen und von den “elementaren Partikeln”, die andererseits als “Wellen” beschrieben werden müssen, zugegeben wird, daß sie “nur ein Hilfsbegriff ..., keine Realität im physikalischen Weltbild” seien⁷¹. Heisenberg erkennt wie Eddington, daß die Physik keineswegs eine “objektive Realität” letzter “Teilchen” in Raum und Zeit zum Gegenstand habe. Es “begegnet der Mensch auch hier wieder sich selbst”⁷². Brunners Gedanken werden “bestätigt”.

⁷¹ [F. Zimmer, “Umsturz im Weltbild der heutigen Physik”, 11. Auflage, S. 293]

⁷² [Werner Heisenberg, “Naturbild der heutigen Physik”, Hamburg, S. 18]

In der “Bewegungslehre” dann ergeben z.B. die bereits berührten Ausführungen über Relativität und über Korrelativität der Bewegung oder die eindringende Diskussion des Problems der Kausalität als des Übergangs von *Bewegungen* ineinander – womit ja auch die Erhaltungssätze zusammenhängen, samt dem Nachweis, daß sich die Prinzipien davon schon bei den Griechen und bei Spinoza finden, eine wohlfundierte Wissenschaftslehre. Heisenbergs “Unbestimmtheitsrelation” scheint mir Brunners unterstrichen relativem Kausalitätsbegriff nicht zu widersprechen – zumal ja die Erhaltungssätze, die jenen Begriff fordern, weiter anerkannt werden. (Niels Bohrs Versuch, sie aufzugeben, scheiterte.)

Und auf die “Bewegungslehre” ist eine glänzende Psychologie aufgebaut. Brunner sagt richtig von sich, daß er derjenige sei, “*welcher für das menschliche Bewußtsein, dessenwegen man geglaubt hatte, dem Menschen die Ausnahmestellung einräumen zu müssen, die Erklärung aus den Gesetzen der Bewegung fand* (mein Erweis des praktischen Verstandes als des Bewußtseins für die Lebensfürsorge: das Fühlen, wie wir bewegt, verursacht sind, das Wollen, wie wir bewegen, verursachen müssen, um – durch das Wissen – unsre spezifische Bewegungserscheinung so lang als möglich zu behaupten)” (“Einsiedler”, S. 37). Und: “Meine Fakultätenlehre führt alles zurück in das Grundverhältnis zum Einen; meine Bewegungslehre und die auf ihr ruhende Psychologie versetzt den ganzen Menschen in die Bewegung und Mechanik der Welt” (S. 46). Und Lothar Bickel schreibt mit Recht: “Seine (Brunners) Psychologie wird, wie wohl keine andre, dem naturwissenschaftlichen Denken unsrer Zeit gerecht”⁷³.

Die Entwicklung der Naturwissenschaften hätte eigentlich die Aufmerksamkeit auf Brunners Philosophie ziehen müssen. Was Eddington nach seiner Analyse der modernen Physik als Philosophie suchte, war längst schon da – in neuzeitlicher Form –, eben bei Constantin Brunner.

Brunner wußte das. Nach einer Diskussion von Eddingtons “Nature of the Physical World” (von dem ich ihm eine damals erschienene deutsche Übertragung zugesandt hatte) forderte er mich auf, etwas darüber zu veröffentlichen. Und als ihm 1934 ein rumänischer Anhänger das Manuskript einer Arbeit unterbreitete (die 1937 in Wien unter dem Pseudonym

⁷³ [“Über Beziehungen zwischen der Psychoanalyse und einer dynamischen Psychologie”, in: Zentralblatt für Psychoanalyse, 1931]

Friedrich Andermann⁷⁴ erschien), betitelt “Irrtum und Wahrheit der Biologie”, schrieb Brunner vom Haag in der ihm eigenen Entdeckerbegeisterung unterm 10. November: “Zum Erzählen auch an andre: daß ein Doktor Eisenstein ein großes, gründlich und taktvoll geschriebenes Buch geschrieben hat oder vielmehr die Tür (geöffnet), durch welche unsre Gedanken zur Naturwissenschaft und damit zur Zeit gelangen werden. Ich habe immer gedacht, so etwas sei erst in dreißig Jahren möglich”. Die hochgespannten Erwartungen Brunners erklären sich eben daraus, daß er – allerdings besonders in der Physik! – die Wissenschaft auf dem Wege zu seinen Gedanken sah.

Gewiß, wie gesagt, in der “Lehre” finden sich Beispiele aus der Wissenschaft um 1900, die nun veraltet sind. Aber man lese heute den Satz: “Stoff und Kraft sind Eines”. Der große Unterstreicher (der “mündliche Stil”) unterstreicht hier nicht einmal. Gibt er doch nur die schlichte Feststellung der Bewegungslehre, alt wie das Denken: “Ding und dinglicher Vorgang, Erscheinung und Bewegung, Stoff und Kraft sind Eines”. Oder auch: “Für uns, die wir Bewegung mit dem Stoffe ... identifizieren ..., wäre im Grunde der Satz von der Erhaltung der Energie oder vom Kreislauf der Bewegung gleichbedeutend mit dem Satze von der Unzerstörbarkeit oder vom Kreislauf des Stoffes” (“Lehre”, S. 318f.). Das geschah ungefähr zur selben Zeit, als Albert Einstein seinen berühmten Satz über Masse und Energie aufstellte. Merkwürdig gut paßt übrigens auch Brunners Beschreibung dessen, was eigentlich bei der Entdeckung von “Naturgesetzen” vor sich geht, auf Einsteins Bekenntnisse (die Rolle der Abstraktion, das “Erraten” usw.). Wenn Einstein des öfteren seine Überzeugung äußert, daß die Natur sichtlich so eingerichtet sei, daß sie mathematisch erfaßbar sei, so muß man sich daran erinnern, daß Mathematik nichts als Denkkonstruktion ist und also dieser Ausspruch des Physikers im Grunde der Behauptung des Philosophen entspricht, daß Naturgesetze Denkgesetze seien. Hätte auch wohl Einstein Brunners Lehre von den “Abstraktionen”, die – trotz ihres Namens – eben gerade nicht aus der Erfahrung “abgezogen”, sondern an ihr “erweckte” “Antezedenzen” sein sollen, dahingestellt sein lassen, so läßt er doch keinen Zweifel darüber, daß Wissenschaft nicht einfach aus der Erfahrung herkommt. “Physikalische Begriffe sind freie Schöpfungen des menschlichen Geistes und nicht,

⁷⁴ [Pseudonym für Israel Eisenstein]

wie sehr es auch scheinen mag, durch die äußere Umwelt eindeutig bestimmt”⁷⁵. Über das Trägheitsgesetz heißt es daselbst, “daß (es) nicht direkt aus dem Experiment, sondern nur durch spekulatives, mit Beobachtungen verträgliches Denken abgeleitet werden kann!” (S. 5). “Es sind aber die Gedanken und Ideen, nicht Formeln, die den Beginn einer jeden physikalischen Theorie ausmachen” (S. 204). Und: “Es ist tatsächlich unser ganzes System von Vermutungen, das durch Experimente bewiesen oder widerlegt werden muß. Es läßt sich nicht eine einzelne Annahme zum Zweck einer speziellen Prüfung isolieren” (S. 22) – ganz so wie Brunner Heinrich Hertz’ 1894 - 95 erschienenen ... “Gesammelten Werke”, Bd. III, S. 37, in ... der “Lehre” (S. 638) zitieren konnte: “Alle wirkliche Erfahrung wird unmittelbar nur an Systemen gewonnen, und die an einfachen Punkten möglichen Erfahrungen sind daraus durch Verstandeschlüsse abgezogen”.

Brunners Anspruch, daß seine Philosophie “aus einem Stück” sei, ist vollkommen berechtigt. Er beginnt mit der “Sensation”, die (in der “Grunderfahrung”, der “Dingdefinition”) auf die Vorstellung, die an ihr erweckt wurde, als ihre angebliche Ursache bezogen wird. Die Sensation für sich würde nur aufblitzen und verlöschen, läge nicht in uns das Netz unsichtbarer Beziehungen des Denkens ausgespannt – die Begriffe. Auch sie sind anschaulich. Wie das Auge erst sieht, wenn der Lichtstrahl es trifft, so beginnt die Funktion des Begriffs erst mit der Sensation, der Erfahrung – die Sensation, vorstellig geworden als Ding, wird im Gattungsbegriff gedacht. Wir können nichts denken außer im Begriff. Wir denken nicht Einzeldinge, sondern Begriffe, anwendbar auf die Erfahrung von Einzeldingen. Und alles Denken geschieht im Gedächtnis. Dieser Drang und Zwang zum Zusammenhang drückt nur die Tatsache aus, daß es keine isolierte Existenz gibt. Auch unsere eigne Einzelexistenz ist nur ein gedachter Traum.

In den “wissenschaftlichen” Begriffen wird über die Gattungsbegriffe hinausgegangen, das Qualitative, das verworren Anschauliche, möglichst auf Quantitatives (Mathematik) reduziert, letztlich auf Bewegung. Bewegung – das ist, was allem Dinglichen zugrunde liegt; Reduktion darauf

⁷⁵ [Einstein-Infeld, “Physik als Abenteuer der Erkenntnis”, Leiden 1938, S. 23; die neu übersetzte Hamburger Ausgabe erschien unter dem Titel: “Die Evolution der Physik”, dort: S. 12. 20. 29. 182]

ist unsre Wissenschaft. Diese “Abstraktionen” (“Antezedenzen der Erfahrung”) sind Sache der Denker, ihre Bestätigung an einer Erfahrung, d.h. das Finden von Naturgesetzen, Sache der Großen der Wissenschaft. Daß die Begriffe “stimmen”, auf die “Dinge” passen, heißt nur, daß unser zweites Denken mit unsrem ersten übereinstimmt. Die “Naturgesetze” sind die Gesetze unseres Fühlens, Wissens, Wollens. Aber selbst im gewöhnlichen Leben, wo wir bei den Gattungsbegriffen bleiben, verfahren wir insofern nach der Abstraktion vom allgemeinen Bewegungszusammenhang, als wir alle kausal denken – zwar nach einer (von Hume berechtigt angegriffenen) Kausalität der *Dinge*, während die wissenschaftliche Kausalität den Übergang von *Bewegungen* ineinander bezeichnet.

Mit all dem haben wir keine Dinge und auch keine Bewegung “außerhalb”. Daß wir Dinge und Denken für zweierlei ansehen – Denken für das, “womit” wir die Dinge da draußen denken! – liegt nur daran, daß wir des Wissens (des Kausal-Vorstelligwerdens *eines* Teils des Fühlens) vom Fühlen und Wollen getrennt bewußt werden. Wir nehmen uns damit aus der Dinglichkeit heraus, die wir nun unter der Spezifikation des Wissens mit unsrem *Subjekt* als das *Objekt* erblicken. Wie das Wollen, isoliert vorgestellt, zur Täuschung der “Willensfreiheit” führt, so das Wissen, isoliert vorgestellt, zu einer Täuschung, die man “Wissensfreiheit” nennen könnte. Wir glauben, frei über dem “Außerhalb” zu stehen und es zu “erkennen”. In Wirklichkeit sind wir unmittelbar mitten drin in der einen dinglichen Bewegung mit dem Fühlen, unsrem Bewegtsein, wie mit dem Wollen, unsrem Anbewegen, und nicht weniger mit dem Wissen, dem (kausal) in Beziehung Setzen, um so zu bewegen, wie das Fühlen es braucht. Unser Denken (Fühlen, Wissen, Wollen) fällt mit der Bewegung zusammen. Denken ist das Innerliche der Bewegung. Alles ist die sich denkende Bewegung. Befände sich nicht das Denken im Dinglichen, im Einen, es könnte ihm ewig nicht verbunden werden. Denken ist nicht etwas Anderes denken. Denken ist Innewerden des Seins. Bewußtsein ist bewußt Sein. Psychologie wird zur Ontologie.

Denken ist nicht eine menschliche Spezialität. Andere Gattungen von Dingen haben andere Innerlichkeiten. Und nicht wir denken die bewegte Dinglichkeit; sie denkt uns. Man kann auch sagen: Nicht wir leben – wir werden gelebt: von der Natur, der Allgemeinbewegung. Wir sind selbst nur gedacht im praktischen Verstand. Wir sind das Gedachte unsres

Fühlens, Wissens, Wollens, und unser Denken der Dinge, das ist der Dinge Denken in uns Dingen. Die Dinge geben uns damit ihr Wesen: Denken. Nicht: ich denke; es denkt in mir. Die ganze Welt der Dinge ist meine Psychologie. Alles Denken ist Erinnern aus der Tiefe der einen Bewegung.

Aber Bewegung ist nicht denkbar. Bewegung verneint Ding. Bewegtes Ding ist eine *contradictio in adjecto*. Und Bewegung allein, ohne etwas zu bewegen, ein Unsinn. Das relative Bewußtsein ist ein Denken dessen, was nicht gedacht werden kann und doch gedacht werden muß. Praktisch, wegen des Egoismus unsrer Existenz. Dieses ganze Denken ist nichts als die als Welt begriffene Lebensfürsorge, die ausgeht von der Sensation und wieder in ihr mündet.

So etwa läuft der Hauptstrang der Gedanken im “praktischen Verstand”. Er ist nicht nur wirklich aus einem Guß, sondern führt auch prachtvoll hinüber zur Frage nach der “wirklichen Wirklichkeit”. Brunner sagt ganz richtig in “Materialismus und Idealismus”: “So wie ich der Relativität vom ersten Anfang keine Ruhe lasse, daß sie nicht dicht werden kann, und wie es bei mir mit dem *Denken* schon im Relativen bestellt ist, weist sogleich von überall her alles auf die geistige Einheit *des Denkenden*” (S. 94).

Zweifellos ist dieser erste Band eine große theoretische Leistung. Er enthält, zumindest andeutungsweise, bereits das Wesentliche von Brunners gesamter Theorie.

[Die Zeit nach dem Erscheinen der “Lehre”]

Doch ist auch noch 1908 das Theoretische nicht Brunners eigentliches Ziel. So schreibt er damals, daß er “nur auf die sehr Wenigen sehe, die zuzustimmen und dann auch praktisch sich danach einzurichten den Ernst und die Fähigkeit besitzen” (Brief an Frida Mond). Er sieht sein Werk vom Standpunkt der erhofften Gemeinschaft der Geistigen.

Auch erwartete er eine Reaktion, die ihn zum Märtyrer machen könnte. Nur so kann man verstehen, daß er schreibt: “Ich weiß, daß ich hinaustrete wie unter Feinde” (“Lehre”, S. 5). Aus Briefen (1898) geht hervor, daß er erwogen hatte, sein Werk anonym erscheinen zu lassen. “Wegen Dummheit des Pöbels will ich meinen Frieden nicht gefährden. Das ist es. Liegen

bei der Veröffentlichung des Werkes die Umstände so, daß Anonymität hinderlich sein könnte, so werde ich sie selbstverständlich aufgeben und gewisse Partien unterdrücken“. Welche Partien ihn damals so besorgt machten, ist jedenfalls aus der heutigen Fassung der “Lehre” nicht zu erraten. Damals meint er allerdings noch, daß gleichzeitig, wie zitiert, die Gemeinschaft organisiert werden soll. 1908 war keine Spur von einem solchen Unternehmen zu bemerken. Brunners Frieden war nicht gefährdet; er wurde vielmehr so sehr in Ruhe gelassen, daß darin schließlich seine wirkliche Beschwerde bestand. Seine eigne Geschichtsphilosophie bewahrheitete sich an ihm nicht: Verpönung, Beschimpfung, Bann des Genies – was schließlich ins Gegenteil, seine Glorifizierung umschlagen würde. In “Unser Christus” ruft Brunner aus: “Und Glückes genug, wenn nur die Propheten wenigstens noch totgeschlagen werden; denn so schlimm ist die Welt, daß dies nötig ist, damit die Propheten gehört werden von denen, die hören können. Aber ganz unglücklich, wenn der Prophet nicht einmal mehr totgeschlagen wird: wenn die Welt so fest geworden in der Bildung und im Ungeist, daß sie den Propheten gar nicht merkt und ihn totschweigt!” (S. 176).

Erwerbstätigkeit. Während der zwölf oder dreizehn Jahre, die wir als Entstehungszeit der “Lehre” betrachten müssen, war Brunner, trotz des Jahresgehalts von Ludwig Mond, nicht frei, sich seinem Werk völlig zu widmen. Der Verbrauch der vierköpfigen Familie war dafür jedenfalls zu hoch. “Aufsätze von mir?” schreibt er 1898 Frau Mond, “ich habe seit langem keine geschrieben. Was ich irgend an Zeit erübrigen kann, wird durch meine Studien und meine Arbeit gefordert. Nur als Kritiker bin ich tätig oder als ‘litterarischer Beirat’, wie man das nennt, für einige Verlagsfirmen und ein Dramaturgisches Institut (welch letztes übrigens ganz nach meinem Plane des ‘Litterarischen Büreaus’ eingerichtet worden ist) und erteile Unterricht. Seit dem Herbst des vorigen Jahres auch an einem Höheren-Töchter-Pensionat, wo ich viel Erfolg zu haben scheine: die Zahl meiner Hörerinnen ist von vier auf zwölf gestiegen.” Auf welchem Niveau er sich dabei bewegen mußte, illustrieren die folgenden Sätze: “Auch sind sie schon nicht mehr entsetzt darüber, wenn ich eine närrische Prüderie höheren und schöneren menschlichen Interessen aufzuopfern geneigt bin; ich darf schon das Wort ‘nackt’ z.B. ohne Nebengedanken

an Hirnverblödung vor mir anwenden und brauche nicht etwa zu umschreiben mit 'barfuß bis an den Hals'. Solche Worte nämlich kann ich nicht wohl entbehren, denn – Sie werden staunen: ich unterrichte in Litteratur- und *Kunstgeschichte*".

1903 teilt er derselben Adressatin mit: "Außer dem einen Pensionat, das mir seit meinen ersten Berliner Tagen treu geblieben ist, habe ich seit zwei Jahren noch ein zweites dazu. Besonders in Anspruch nimmt mich in dieser Zeit eine vornehme und geistvolle Dame⁷⁶ ..., die sich von mir was vortragen läßt ... Ich heiße in ihrem Hause der 'Darum' (weil sie mich das Darum auf all ihr Warum nennt) ... Mein zweites Pensionat bezahlt besser als mein erstes, das Warum bezahlt besser als das zweite Pensionat, also ich verdiene mehr als sonst. Dazu kommt noch Lottes Beihülfe –, sie hat einen ganz netten Anfang gemacht".

Natürlich wird Brunner der Seelsorger der alten Dame und beobachtet an ihr, daß seine Philosophie Verständnis, Wahrheit und damit Frieden gebe, wie er 1904 schreibt. Aber die Vorträge hatten wegen Krankheit der Dame ausfallen müssen – also wohl auch die Einnahmen.

Gesundheitszustand. Die ungeheure Anstrengung, die die Arbeit an der "Lehre" bedeutete, war auch in Brunners Gesundheitszustand bemerklich geworden. Die Angst zu sterben, von der wir berichteten, hing vielleicht damit zusammen. Um das Jahr 1908 spricht er von "nervösen Zuständen", "ich bin noch ein wenig schwach, keineswegs frisch, aus der Stadt komme ich jedesmal mit schlimmem Kopfweg zurück". 1904 (Juni) hofft er: "Vielleicht kann ich es einrichten, ein paar Tage aufs Meer zu kommen, aufs freie, starke wundergewaltige Meer". Im September oder Oktober berichtet er: "Ich bin innerlich und äußerlich ... bis auf die letzte Kraft der Denk- und Arbeitsenergie angespannt ... Dabei aber ganz brav. Die Reise hat mir wohlgetan. Ich war tüchtig auf dem Meer und in Norwegen ... Den Höhepunkt bedeutete mir Stahlheim. Ich hatte nicht geahnt, daß dergleichen in der Natur anzutreffen sei ... Nach meiner Zurückkunft kam alsbald der frische Segen meiner Arbeit zugute". 1906 erholt er sich in Misdroy: "Ich kreuze hin und her auf der Ostsee, zumeist aber sitze

⁷⁶ "Meine liebe Freundin Cécilie Mutzenbecher", "die Venus von Bülow", die ihm "diesen Briefwechsel" (mit Hans v. Bülow?) hinterlassen habe "mit der Bitte, ihn zu veröffentlichen" ("Tagebuch", S. 322), schreibt Brunner später.

ich hier *am Meere* ... Ich fühle mich im Innersten urkräftig hier". Aber 1907 lesen wir: "Ich bin – nicht krank, aber als wäre ich krank, und sehr schwach. *Ich bin fast ganz gehindert am Arbeiten* ... Ich will nochmal den Rest meiner Kraft zusammenraffen, wenige Tage noch will ichs versuchen. Glückt es nicht, dann muß ich's stehn und liegen lassen ... und gehe hinaus aufs Meer, Heilung zu suchen". Ein Brief Landauers vom 24. August 1908 fragt an: "Aber was ist das mit Deiner Gesundheit? ... Ich beschwöre Dich: rauche weniger, rauche leichter, rauche z.B. erst vom vollbrachten Mittagessen an; Sorge dafür, daß in Deinem Arbeitszimmer nicht eine so grausam verstärkerte dicke Luft hängt; frage Ponto, ob ich nicht recht habe", und fährt nach diesem Scherz mit den besorgten Ratschlägen fort, wie Brunner sein Rauchen einschränken sollte. An Aufgeben war wohl nicht zu denken.

Auch im späten Alter hat ihn kein Arzt von seinen Zigarren abbringen können. "Wie soll ich denn da leben, wenn ich alles tun würde, was die Ärzte von mir verlangen", murrte er halb im Ernst. Zigaretten pflegte er seinen Gästen mit den Worten anzubieten: "Für Nichtraucher!" Landauers Ermahnungen, die unterzeichnet sind: "Im Vergleich zu Dir: kompletter Nichtraucher", geben ein Bild davon, unter welchem Zigarrenqualm Brunner all die Jahre an seinem Buch gearbeitet hatte. Gegen Frau Mond klagt Brunner jetzt auch über Schlaflosigkeit. Landauer erwähnt in einem Brief vom 20. Oktober, daß Brunner auf ein Vierteljahr an die Riviera müsse. Tatsächlich ging der Erholung Suchende dann nach Wiesbaden, Oberitalien und der Schweiz.

Aus St. Moritz schreibt er: "Daß auch die unmittelbare Nähe dieser Giganten mir gerechter nach dem Sinne ist als das italienische Schöne des Gardasees, mögen Sie sich denken ... Da ist gleich wieder Mut und Kraft und Großartigkeit in mir zurück, und mein eigener gigantischer Bau *meiner* Einsamkeit ... vor mir". Aber Anfang 1909 muß er, zusammen mit der Feststellung, daß diese Reise seinem "Allgemeinbefinden sehr zugute gekommen ist", mitteilen, daß eine Autorität bei ihm "eine kleine Herzerweiterung und ein kleines Herzgeräusch" konstatiert habe. Er versichert der Adressatin, daß er an Wiederherstellung glaube: "Ich will und darf nicht jetzt, da ich meine Juden aus den Greueln und Finsternissen des Ägyptenlandes geführt habe, ich will, ich darf, ich werde nicht jetzt in der Wüste sterben". – Er sollte recht behalten.

“Spinoza gegen Kant”. Während Brunner sich so geschwächt in seiner Gesundheit und in einer gewissen Krise seines Schaffens fand, gab er es vorläufig auf, sein System zu vollenden. Anfang 1909 schreibt er: “Ich denke in einem halben Jahre meine Arbeit, meine eigentlich einzige wieder aufnehmen zu können: bis dahin, wie auch jetzt schon, bin ich nur bei leichteren Arbeiten”.

Dazu gehörte wohl auch die Beaufsichtigung des Druckes von K. O. Meinsmas “Spinoza und sein Kreis” in der Übertragung von Lina Schneider, einer Freundin von Frau Mond, welcher die deutsche Ausgabe gewidmet ist. Brunner klagt: “Was es lang dauert, liegt an der heillosen Schrift und Übersetzung”. Er hat die letztere wohl weitgehend umgegossen. Sein Verleger Karl Schnabel brachte das Buch heraus – auf Kosten Frida Monds. Brunner hatte (wie aus einem späteren Brief hervorgeht, auf Veranlassung des Verlegers) ein Vorwort dazu geschrieben, wohl schon 1908, da er Ende 1908 aus St. Moritz berichtet: “Die Meinsma-Übersetzung geht im Druck voran”.

Zu den “leichteren” Arbeiten rechnete er diese achtzig Seiten echtsten Brunners wohl doch nicht. Ebenso reich an Gedanken wie selbstherrlich und heftig in der Form, mag das Vorwort eher als eine selbständige philosophische Streitschrift betrachtet werden. Es ist auch als gesonderte Broschüre erschienen⁷⁷.

Man darf vermuten, daß die Schrift manche Aufmerksamkeit auf sich zog. Landauer schrieb: “Ich habe wieder und wieder das Vorwort zu Meinsma getrunken. Welch ein edler, starker Wein!” Aus dem Brief des holländischen Spinozaforschers Meijer an ihn zitiert Brunner (mit den Fehlern): “Die Übersetzung Meinsma ist mit Ihre Einleitung um ein philosophisches Document (verreicht) verschönert, das die wirkliche Antithese unserer jezzigen Kultur formuliert. Ich hoffe, daß es Ihnen gelingen möge, nochmals die Chamberlains völlig zu besiegen”. (Gemeint ist die Richtung Houston Stewart Chamberlains, des Antisemiten und Schwiegersohns Richard Wagners.)⁷⁸

⁷⁷ [Im Verlag Karl Schnabel, Berlin 1910]

⁷⁸ [Beide Stellen sind von Brunner in einem Brief an Frida Mond (1909) mitgeteilt.]

Max Nordau schrieb unterm 17.1. 1910, um Brunner für die “Einleitung zur Meinsma-Verdeutschung meiner unvergeßlichen Freundin Lina Schneider” zu danken. “Ihre Tapferkeit hat mich mächtig erbaut. Sie sind ein Selbstdenker und ein unerschrockener Bekenner ... In Ihrer Stellungnahme gegen Kant sind Sie nicht mehr so vereinzelt, wie Sie etwa noch vor vierzig Jahren gewesen wären. Aber kein Deutscher hat noch gewagt, so klar und offen zu sagen und so überzeugend zu begründen, was er von der Königsberger Neoscholastik denkt ... Mögen Ihre Lehren fruchtbar werden”⁷⁹.

Danach muß Nordau sich auch die “Lehre” vorgenommen haben. Als er im Ersten Weltkrieg Paris verlassen mußte und nach Madrid ging, nahm er die beiden “Halbbände” mit. Er schrieb Brunner, daß sein Werk “die harte Probe bestanden” habe, “in solcher Lage Trost und Beruhigung zu gewähren”.

Lou Andreas-Salomé. Möglicherweise ist auch Lou Andreas-Salomé – die besonders als Freundin Nietzsches und Rilkes bekanntgeworden ist – erst durch die Schrift “Spinoza gegen Kant” auf die “Lehre” aufmerksam geworden. Ein Brieffragment von 1910 berichtet: “Nun war auch die Lou Andreas-Salomé bei mir”. – Auch. Das bedeutet wohl, daß auch andere Leute von Namen ihn damals aufsuchten. Er fährt fort: “Eine bedeutende Frau, von der es mir immer noch seltsam ist, daß sie von Nietzsche zu mir kommt und mich so hoch über ihn stellt. Es handelt sich um eine vollendete Konversion, wie sie nur ein Mensch erleben kann. Erst seit Juni dieses Jahres ist die Lehre in ihren Händen, die sie seitdem sechsmal gelesen hat, jetzt zum siebenten Male liest! Sie hat mit ihrer ganzen Vergangenheit gebrochen, will nie wieder etwas schreiben”. Brunner bemerkt: “Aber ich denke, das ist ihr nur so in diesen Zeiten der ersten Erschütterung; es wäre sehr zu beklagen, wenn sie es wahr machte” – und empfiehlt dringend: “*Lesen Sie doch bitte auf jeden Fall ihr Buch ‘Friedrich Nietzsche in seinen Werken’*”. Er erzählt weiter: Sie “will nur noch leben für die Lehre, ihre Verbreitung und Realisierung”. Aber er setzt zweifelnd hinzu: “Wie sie das machen will, weiß ich noch nicht, sie ist bei all ihrer Sicherheit und ihren vielen Beziehungen äußerst schüchtern und ver-

⁷⁹ [Dieser Brief ist abgedruckt in der herausgegebenen Auswahl an Briefen von Constantin Brunner, a. a. O., Bd. II, S. 221; vgl. Anm. 2, S. 52]

schämt, schreiben will sie mir auch nicht, sie traut sich nicht“. Warum, erfährt man nicht. “Und so werde ich so bald von ihr nicht hören – sie wohnt nicht hier, sondern in Göttingen, wo ihr Mann ein Professor ist“. Das Fragment bricht mitten im Wort ab: “Sie war drei Wochen in Berlin, ohne daß sie sich ent...“

1924, in “Liebe, Ehe” schreibt Brunner: “Ich glaube, es war die in vieler Hinsicht ebenso fein spürende wie auch grob und struppig irrgängige Lou Andreas-Salomé, die das Muttergefühl als das Allersinnlichste ... gekennzeichnet hat oder doch hat kennzeichnen wollen” (S. 161)!

In seinen Aufzeichnungen berichtet Lothar Bickel folgende Äußerung Brunners, dem auf dem Totenbett die bedeutenderen Gestalten in seinem Leben wieder gegenwärtig wurden: “Da ist auch noch ein bedeutender Brief, den du lesen wirst, von Lou Andreas-Salomé”. (Im Nachlaß scheint sich dieser Brief nicht zu finden.) “Nach dem Erscheinen der ‘Lehre’ bekam ich eines Tages ein Telegramm aus Göttingen, sie wolle mich besuchen. Dann kam diese bedeutendste Frau, der ich je begegnet bin, diese merkwürdig lebendige, diese *tot*lebendige Frau, warf sich mir zu Füßen und weinte bitterlich. Sie erzählte, daß sie seit ihrer Freundschaft mit Nietzsche an einem Werke gearbeitet habe. Da las sie meine ‘Lehre’ – in vierzehn Tagen dreimal – und sie verbrannte ihr Buch. Beim Abschied sagte sie, sie hätte weitverzweigte Beziehungen und sei dauernd auf Reisen, da wolle sie für die Sache tun, aber *sie*, sie sollte ich lassen und mich niemals wieder um sie kümmern ... Aber in mir steckt ein Philister; oft, wenn ich das Dämonische prozessieren seh’, glaube ich, es sei das Gewöhnliche, und handle falsch. So tat ich auch mit Lou Salomé. Ich lud sie mehrere Male zu mir ein, und dann kehrte sie das hervor, was sie bei Nietzsche gezeigt hat: das Weib, die Katze. Aber bei mir gibt’s das nicht ... Dann wollte sie nach Jahren doch noch die Position retten und bat mich um eine Zusammenkunft in Köln. Seit damals war’s aus. Nun ist sie tot – – – tot”.⁸⁰

⁸⁰ [Lothar Bickel, “Constantin Brunners letzte Stunden”, in: “Die Constantin Brunner Gemeinschaft”, hg. von A. Berman und R. Pinner, 5. Jg., Nr. 15, Dezember 1950, S. 31f.; zit.: “Letzte Stunden”]

Lou Andreas-Salomé war in Brunners Alter und war zwei Jahre vorher gestorben. In ihrem nachgelassenen “Lebensrückblick” (Zürich 1951) konnte ich, trotzdem Dutzende von Persönlichkeiten darin Revue passieren, nichts auf Brunner Bezügliches finden.

Während einige namhafte Intellektuelle der Zeit sich so zu Brunner schlugen, gab es sicher nicht wenig Leute, die Brunners Schrift vor den Kopf stieß. Darunter war auch seine angebetete Freundin und Gönnerin, die allerdings den Gesichtspunkt von dem von ihr patronisierten Meinsma-Buch nahm. Was für einen Sinn hatte das da vor Meinsma? Das war kein Vorwort zu Meinsma. Das war überhaupt ein Pamphlet, ein Pamphlet auf Kant. “Wenn das Buch englisch erscheint, müßte die Vorrede sehr gekürzt erscheinen”. Der “Pamphletist” nimmt kein Blatt vor den Mund: “Seit wann wissen Sie mit Kant Bescheid und wie man über ihn zu sprechen habe?” Er kenne sie “in Dingen der Philosophie als eine unfähige und anmaßende Schülerin”. – Man sieht, Brunner hat einen weiten Weg zurückgelegt von den wiederholten Versicherungen ihrer vollen Kompetenz an die Freundin, die zögerte, sein Ankündigungs-Manuskript zu lesen –, bis zu dieser Feststellung ihrer völligen Inkompetenz. Es spricht für die Stärke des Verhältnisses, daß es das aushielt. “Kein Wort weiter, Frau,” schreibt er trotzig und selbstbewußt, “in einer englischen Ausgabe werden Sie meine Arbeit weglassen ..., sie wird auch englisch erscheinen”.

Spinozagesellschaft. 1911 schreibt er derselben Adressatin: “Übrigens handelt es sich mir gar nicht etwa, wie Sie meinen, um eine Verteidigung Spinozas, sondern darum, daß die ungeheure Gedankenmacht in ihm ... eine lebendige Lebensmacht werde ... Es laufen allerlei Fäden des herzerfreuenden Beginns in meinen Händen hier zusammen, und ich bin des glücklichen Ausgangs gewiß.”

Ein Anhänger Brunners, Ernst Altkirch, hatte 1910 in einem Artikel “Benedictus Spinoza” (Februarheft, “Ost und West”) angemerkt, daß eine englische Spinozagesellschaft gegründet worden war, und regte die einer deutschen an. Er wies auf Brunner als “eine dem Spinoza kongeniale Natur” und auf seine Werke hin. (Altkirch, der schon am “Zuschauer” mitgearbeitet hatte und den Brunner in einem Brief von 1902 als Mann der Praxis – Leiter eines Hartgußwerkes – vorstellt, war ein Dutzend

Jahre jünger als Brunner. Er veröffentlichte 1913 bei Diederichs “Spinoza im Porträt” und 1924 bei Meiner “Maledictus und Benedictus”. Bis zu seinem Tode im Jahre 1927 blieb er Brunner in Freundschaft und Schülerschaft verbunden.)

Schon im Märzheft erscheint Brunners heftige Erwiderung. Es handle sich darum, “für unsre Zeit ... einen Mittelpunkt zu schaffen für diejenigen, die auf der Einen, ewigen Wahrheit von dem ewig Einen stehn ..., d.h., daß sie lebendig werde *im Leben* der sie Denkenden, daß sie in ihnen sich verpersönliche” – kurz, offenbar die “Gemeinschaft der Geistigen” – und dafür sei die Stunde noch nicht gekommen.

Man erinnert sich, daß Brunner in Spinoza den Beginn und das Beispiel der ihm vorschwebenden “Umwälzung” zu sehn behauptete. Von seinem eignen Leben schreibt er 1909: “Wenn es denn auch freilich weit absteht von dem Leben jenes Spinoza –, so fehlt es doch nicht an solchen, die ... werden bezeugen können, daß auch dieses sein Leben des Gedankens nicht unwürdig geführt worden ist”. Er auch “hofft” gewissermaßen auf Beschimpfung, Verleumdung und Bann. “Je ärger, desto besser”, schreibt er 1911, “hoffentlich trägt auch die kleine Schrift ‘Spinoza gegen Kant’ ihr Teilchen dazu bei, das, was doch kommen muß, zu beschleunigen”.

Diese Hoffnung erfüllt sich ebensowenig, wie für die Spinozageinschaft der Geistigen je die “Stunde” kam – trotz der “Fäden” in Brunners Händen und trotzdem er “des glücklichen Ausgangs gewiß” war.

“Du und die Andern”. Die zitierte Äußerung Brunners, er müsse den (damaligen) Titel der “Ankündigung” privatim ergänzen mit “Du und die Andern”, läßt vermuten, daß schon 1898 etwas unter diesem Titel niedergeschrieben war. In einem Artikel über Brunner (“Ost und West”, Mai 1910) schreibt Altkirch: “Ich darf auch verraten, in nicht allzu ferner Zeit wird die Jugend von Brunner ein besonders für sie geschriebenes köstliches Buch ‘Du und die Andern’ besitzen”. Im “Vorwort” zu der Sammlung von Brunners Aufsätzen und Aufzeichnungen “Kunst, Philosophie, Mystik” (Zürich 1940)⁸¹ erwähnt der Herausgeber Lothar Bickel, der Verwalter von Brunners literarischem Nachlaß, ein “von ihm (Brunner) beinahe fertiggestelltes, doch nie veröffentlichtes Werk ‘Du und die An-

⁸¹ [Neueste veränderte Auflage: “Vom Geist”, s. o.]

dern'. Der Gedanke an dieses Buch beschäftigte Brunner, mit Unterbrechungen, beinahe sein Leben lang. Noch in den letzten Jahren holte er das unvollständig gebliebene Manuskript hervor, mit der Absicht, an seinem Lebensabend zu vollenden, was er unmittelbar nach dem Erscheinen der 'Lehre' in Angriff genommen hatte". Von dem Buch – "aphoristisch gehaltene 'Lebensregeln' und 'Briefe an einen jungen Freund'" – seien Fragmente erhalten geblieben. Aber in einem Brief vom 6. November 1946 schrieb Bickel, das Werk sei "fast vollständig" erhalten.

Als ich ihn um die Einsicht in das Manuskript bat und die Vermutung aussprach, daß darin Material für Brunners Ethik zu finden sein werde, beschied mich Bickel, der das aktivste Interesse an meiner damaligen Arbeit nahm, daß ich nichts für mich darin finden würde. 1951 wurde mir im Haag erklärt, daß er (der inzwischen verstorben war) das Manuskript nach nochmaliger Prüfung als etwas, "an dem nichts zu retten" sei, vernichtet habe.

Es sind aber drei verschieden große Teilmanuskripte erhalten geblieben. Ich habe aus ihnen bereits, z.B. im Zusammenhang mit der Nachahmungstheorie, Anführungen gebracht. Im übrigen habe ich nicht viel Neues darin finden können gegenüber der "Lehre", auf die oft hingewiesen wird ("in meinem Hauptwerk werde ich nachweisen"). Die Aphorismen schienen mir schwach, die Formulierungen bedeutend hinter denen der "Lehre" zurückzustehen.

Im Hauptfragment heißt es (S. 4): "Erkenne dich, aber erkenne auch deine Gemeinschaft, und erkenne die Andern! die nicht von deiner Art und Gemeinschaft sind ... Ich bin keiner, der kommt, von neuem dich einzuwiegen in den Traum von der Umgestaltung der Menschheit." Ermüdend wirken die langen Schelttiraden auf "unsre Zeit" – wo man, da keine Namen genannt werden, sich fragt: wen meint er eigentlich? Und dann liest man auf S. 143: "Heillose Schwärmer, die noch hundert Meilen hinter der letzten Phantastik zu Hause sind, reden von Wahrheit und Wirklichkeit; die dem Luxus im Schoße sitzen, predigen asketische Heiligkeit und Rückkehr zur Natureinfalt, wie Tolstoi, der neben einem guten Romanschriftsteller einen schwachköpfigen Reformator in sich barg".

Also Tolstoi ist das Beispiel für die Verlogenheit der Zeit!

Gustav Landauer. Aus Brunners Briefen an Landauer erfahren wir, daß er nach dem Erscheinen der “Lehre” an “Du und die Andern” arbeitete (was nicht bedeuten muß, daß er diese Schrift erst damals “in Angriff nahm”) und Landauer, wohl 1911, zu Vorlesungen aus dem Manuskript eingeladen hatte. Es waren auch Ernst Altkirch und der Dermatologe Eduard Bäumer zugegen (derselbe, der das Register zur “Lehre” bearbeitet hatte – mit allen Brunnerschen Humorismen, z.B.: “Achtmonatskinder”, “Bücher. Notwendigkeit der dicken”, “Nur die Lumpe sind bescheiden”, “Spinozerosse”; dafür fehlt: Vorstellung, Nachahmung). Wie Brunner schreibt, machten ihn diese beiden darauf aufmerksam, Landauers Gesicht habe sich bei der Vorlesung verzerrt; er könne Brunner kaum gewogen sein.

Der Bruch mit Landauer hat also seinen Anlaß in “Du und die Andern”. Vielleicht hatte Landauer eine Stelle wie die zitierte Ablehnung des Traumes von der “Umgestaltung der Menschheit” empört; vielleicht eine wie die letzt angeführte. Landauer, selbst Mystiker und Anarchist, mag für Tolstois christlichen Anarchismus mehr Verständnis gehabt haben. Tatsächlich hatte er das Weihnachtsheft seiner Zeitschrift “Der Sozialist” Tolstoi gewidmet und geschrieben: “Seit Jean-Jacques Rousseau ... hat kein dichterischer und denkerischer Schreiber eine so in das lebendige Tun gehende Wirkung auf das Volk ausgeübt wie Lew Nikolajewitsch Tolstoi, der jetzt im Alter von zweiundachtzig Jahren mächtig gestorben ist”. Er nennt ihn einen Heiligen und Propheten.

Nun zu hören, wie der russische Riese mit “schwachköpfiger Reformator” und “guter Romanschriftsteller” abgefertigt und gar als Beispiel für die Unehrllichkeit der Zeit gebracht wurde (gewiß, man höhnte damals: Entsaugt seinem Eigentum – und überträgt es auf seine Frau!), das konnte Landauer wohl in Harnisch gebracht haben, zumal angesichts des zustimmenden Gelächters der Anwesenden, das ihm wohl Ausdruck anmaßender Philisterei schien.

Vielleicht aber enttäuschte ihn überhaupt das undefiniert dahingleitende “Geschimpfe” mancher Seiten. Vielleicht schien ihm: der Mann hat nichts mehr zu sagen. Landauer fragte, warum Brunner nicht lieber die “Lehre” fortsetzte. (Brunner verstand das so wenig, daß er erwiderte, er könne schreiben, was ihm passe.) Schon am 1. Juni 1906 hatte Landauer an Fritz Mauthner geschrieben: “Vom ‘Geist’ wird in diesem Band noch

nicht die Rede sein: nur vom ‘Verstand’. Es ist mißlich, daß dieser erste Band für sich herauskommt, aber auf den Inhalt trotz des Riesenumfangs noch gar nicht beurteilt werden kann, weil es ein angefangener Satz ist”. Auch in dem erwähnten Dialog in der “Zukunft” vom Januar 1909 antwortet der “Lernende” dem “Gebildeten” auf seine diesbezügliche Frage recht linkisch und unbehaglich: “Was wir wissen, was von Anbeginn alle geistigen Menschen wissen, das kommt erst im zweiten Band”. Wo war dieser Band vom Geiste? Brunner verweigerte, wie später auch, jede Erklärung.

Landauer gestand, er stamme aus einer jähzornigen Familie und sei ungeduldig. Man kann sich denken, was ihn an Brunners Lehre vielleicht zuerst angezogen hatte und worauf er ungeduldig war. Er hatte z.B. 1900 (Brief vom 2. 4.) geschrieben, daß er nicht den Glauben an die anarchistische Zukunftsgesellschaft “über Bord geworfen” habe, sondern nur den, “daß sie mit den jetzt lebenden Menschenmassen in irgend absehbarer Zeit erreicht wird ... Allenfalls glaube ich an kleine anarchistische Siedlungen” – nicht unähnlich Brunner, der, nachdem sich “die Träume über das zukünftige Leben der Allgemeinheit” endlich doch “ausgeschäumt” hatten (“Einsiedler”, S. 14), sich offenbar auf den Traum von der Gemeinschaft der Geistigen zurückgezogen hatte. Im selben Jahr hatte Landauer mit anderen Intellektuellen an der Gründung der “Neuen Gemeinschaft, einem Orden vom wahren Leben” teilgenommen, dort einen Vortrag gehalten “Durch Absonderung zur Gemeinschaft” (Brief vom 21. 6. 1901). Auch eigentlich philosophische Probleme hatten Landauer bewegt. So hatte er unterm 16. 6. 1903 geschrieben: “Mein Nichtwissen will der Gipfel allen Wissens sein (natürlich ist alles ungenügende Metapher!)”. Er bezieht sich auf Eckhart, auf “Gestaltung, Kunst”, aber kann sich nicht recht “verständlich machen”. In diesem Jahre lernt er Brunner kennen, dessen Fakultätenlehre entscheidend die rein biologische Funktion des Wissens aufklärt und das, was Eckhart mit der “Rede vom Nichtwissen” meint.

Wenn Landauer dann Brunners Manuskript kennenlernt, schreibt er ihm: “Da war gar viel, was mich und mein besonderes Denken besonders nahe traf” (19. 7.1905). Und wenn er 1910 Brunner betreffs Proudhon antwortet, fügt er hinzu: “Das Entscheidende wird dann allerdings die Auseinandersetzung über die Stellung der Geistigen sein. Ich werde da

zunächst mit bestem Willen zu hören haben” (2. 1.). *Davon* zu hören, wartet er, und auf die versprochene “Verwirklichung eines Lebens der Freiheit im Geiste”. Landauer wußte nicht, daß Brunner zwar den dritten Band, die “eigentliche” Lehre von den Geistigen und vom Volke hatte fallenlassen, aber den “zweiten und letzten Band” tatsächlich niedergeschrieben hatte.

Brunner klagt Frau Mond gegenüber 1911 sehr über seinen Gesundheitszustand und schreibt, daß er “jede Zeile erkämpfen” müsse. Vielleicht bezieht sich das auf die Fortsetzung der “Lehre”, an der er sich weiter versucht haben mag, vielleicht auf “Du und die Andern”. Jedenfalls verließ Landauer zu ungeduldig den Schöpfer der “Lehre”, der sich in einem Moment der Schwäche befand und zwar nie zur Verwirklichung ihres gemeinsamen Traums, eines Lebens der geistigen Gemeinschaft beitragen konnte, aber zur Darstellung des Geistes selbst.

Wie tief Landauers Abfall Brunner treffen mußte, kann nur der ermes- sen, der seine Briefe an Landauer gelesen hat. Selbst für Brunner sind sie ungewöhnlich werbend, zart, warmherzig und ergeben. Immer wird, mit Verehrung, auch Landauers Frau, Hedwig Lachmann, darin erwähnt. Brunner ermüdet nicht, sie beide dringlichst zu sich einzuladen, obwohl er sich meist nur Absagen holt. Auch daraus kann man die Heftigkeit seiner Reaktion erkennen, daß er noch Jahre später an verschiedenen Stellen seiner Werke auf Landauer zurückkommt, wenn auch manchmal ohne Namensnennung, und daß er in seinem Testament gewisse Briefe an Landauer zur Veröffentlichung bestimmt.

Landauer war allerdings inzwischen eine der bedeutsamen Figuren der Zeit geworden – nicht zuletzt durch seinen Opfertod. Man hätte gerade von Brunner erwartet, daß er Landauer aus dieser tragischen Perspektive nun sah.

Wie Brunner sich beklagen kann, daß die “gedruckten Briefe” (an Brunner, in dem von Martin Buber herausgegebenen Buch: “Gustav Landauer. Ein Lebensgang in Briefen”, Frankfurt 1929) “keineswegs eine Vorstellung von Gustav Landauers Verhältnis zu mir” geben⁸², bleibt unverständlich. Erscheint denn das Verhältnis, das Brunner hier “als überaus schön” bezeichnet, nicht wirklich so in den “gedruckten Briefen”?

⁸² [“Von den Pflichten der Juden und von den Pflichten des Staates”, Berlin 1930, S. 189; zit.: “Von den Pflichten”]

– wo Landauer z.B. an Mauthner über den “Ersten Band” schreibt: “von dem ich auch Dir Großes versprechen darf: vor allem nämlich eine große Persönlichkeit” (20. 11. 1905), und sich dann freut, daß “die starke, schöne und ergreifende Persönlichkeit des Schriftstellers” auf Mauthner “so entscheidenden Eindruck gemacht hat” (1. 6. 1906), oder wo er, sogar in einem Brief, der Brunner für sein “maßloses Schimpfen” gegen die Sprachkritik vornimmt, begeistert bekennt: “Ihre Predigt (der “Schluß” der “Lehre” ist gemeint) gehört zum Größten, Reinsten und Rasendsten, was es in der Literatur der Menschen gibt” (13. 12. 1907)? Wie kann Brunner sich beklagen, wenn er doch selber (wie Martin Buber im “Vorwort” mitteilt) “die sehr umfänglichen letzten Briefe Landauers an ihn, deren Entwürfe sich im Nachlaß befinden, nicht zur Veröffentlichung bestimmt” hatte! Dagegen sollen, nach letztwilliger Verfügung Brunners, seine Antworten auf diese letzten Briefe Landauers veröffentlicht werden!

Der Hauptbrief ist etwa dreißig Seiten lang; er rotiert eigensinnig um die (letztlich unerhebliche) These, daß Landauer seinen Standpunkt gewechselt habe und darin sein Abfall begründet sei. Zwanzig Jahre später wird Brunner diesen Abfall auf Landauers “dilettantischen und unglückseligen ‘Sozialismus’” zurückführen (“Von den Pflichten”, S. 189). Genau wie seinerzeit gegen Leo Berg, trumpft Brunner in dem Brief gegen Landauer auf, daß dieser nur negativ, Kritiker, sei, er selbst dagegen original schöpferisch.

Nun, Landauer war ein sehr begabter Schriftsteller, eine ungewöhnliche Persönlichkeit, ein lauterer, unbestechlicher Charakter. Brunner wußte das – und dann auch wieder nicht.

In einer Notiz – die wörtlich an Brunners “Vorwort”-Entwurf zur 2. Auflage von Landauers Eckhart-Auswahl, 1920, erinnert – läßt sich Brunner immerhin so positiv aus: “Aber – Gustav Landauer! Der Schatten dieses Unglücklichen schwebt über uns; der Schatten dieses innigen Mannes, der selber ein Mystiker gewesen. Wahrlich nicht in seinem ‘Sozialismus’ und in seinen politischen Äußerungen liegt seine Schönheit, sondern lediglich in seiner Mystik. Er war Mystiker, ein geistiger Mann, ein innerlich weltfreier, und wollte die vorhandene Welt anders als sie ist: geistig! Das hat ihn getrieben; und nur seine mystische Natur gibt uns den Schlüssel für sein Verhältnis zur sozialen Bewegung, in der er denn nun diesen absurd schrecklichen Tod gefunden hat” (“Vermächtnis”, S. 240). Brunner

konnte hier am besten urteilen, denn Landauer hatte ihm ja selbst in dem erwähnten Brief vom 2. 1. 1910 geschrieben: “Ich habe die furchtbare Einsamkeit erkannt”, und seinen “Sozialismus” so erklärt: “Ich dichte, lieber Freund; ich dichte an meinem Volk”. Vielleicht merkt aber Brunner nicht, daß er mit seiner Beobachtung an Landauer auch einiges an sich selbst beschreibt, sein eignes utopisches Verlangen nach der Gemeinschaft der Geistigen.

Wenn Brunner ferner in “Unser Christus”, von der modifizierten Äußerlichkeit des Geistigen sprechend, anmerkt: “Ich glaube sogar ..., daß die *in einem besonders hohen Grade* lediglich Reproduktiven die feineren Physiognomien herzeigen” (S. 143), so dachte er höchstwahrscheinlich vor allem an Landauers Jesusgesicht.

Aber er dachte sicher wieder an ihn, wenn er über “die Revolutionäre und anarchistischen Beglückter” und von “Gemisch aus Vernunft und Schwärmerei” spricht; “wie sie selber im Grunde das Leben als ein Abenteuer auffassen oder doch immer auf das Abenteuer warten, so meinen sie in ihrer Phantasie, daß sich die Menschheit durch ein großes Abenteuer augenblicklich ins Glück setzen ließe”. “Tyranen pflegen gerade die Anarchisten zu sein. Das zeigt sich ... dem, der Gelegenheit hatte, es zu beobachten ... an ihren Naturen und ihrem Privatleben ..., die mit dem noch so edlen Herzen rühren uns nicht” (“Unser Christus”, S. 447f.).

Brunner hatte wohl die französischen “Sozialisten” gelesen (war etwa seine Gemeinschaft der Geistigen ein Fourier-Traum?) – Proudhon offenbar erst in der Zeit seiner Freundschaft mit Landauer, der sich (2. 1. 1910) wehrt: “Du schreibst wahrhaftig, Du kenntest *meine Sache nun* durch Proudhon”. Daß Brunner bei denen “mit dem noch so edeln Herzen” an Landauer denkt, zeigt sein Brief an Frau Mond (1904): “Der eigentliche theoretische Anarchismus in so edlen Naturen wie Landauer, Krapotkin ... verdient gar nicht den Namen Anarchismus” (!).

Auch wenn Brunner 1924 von denen spricht, die ihn wieder verließen, scheint der Ausruf: “Auch gedruckte Begeisterung verpflichtet nicht” auf Landauer gemünzt zu sein (“Einsiedler”, S. 50). Er erzählt: “Der bedeutendste unter diesen, von berühmtem Namen heute, hat eines Tages mir gegenüber den Grund offen ausgesprochen, ohne damals selbst noch zu ahnen, was er damit aussprach: ‘Von nun an werde ich nur noch in deinem Ton reden – das ist der Ton, den wir gebrauchen!’ ... Schon

bevor er jenes verratende Wort sprach, war mir verraten, wovon er gequält zu werden begonnen hatte. Ein edler Mann, der mich von Herzen liebte, hatte er begeistert und begeisternd gewirkt für mein Werk; aber nun warf er sich anders und ihn fing an zu peinigen und zu demütigen der Erfolg, den er für mich errungen. Er wollte ihn für sich ... Krank war er an mir geworden, ich ging in ihm um statt seiner ..., er war ja der, von dem er geglaubt und leider! auch gesagt hatte, ich sei es!" ("Einsiedler", S. 51f.). Sieben Männer seien auf diese Art an ihm krank geworden, "das vorhandene Material bleibt für meinen Nachlaß" (ebd.).

Wie wir zitierten, hatte Brunner 1895 Leo Berg geschrieben: "Meine Art wird ungefähr sein wie Ihre in Ihrem 'Naturalismus'" – 'ein verratendes Wort', daß Brunner sich an Bergs Stelle setzen wollte, wenn man Brunners Beweisführung folgt. Nach Martin Buber ("Vorwort") bekamen Landauers "schriftliche Äußerungen" 1898 "seinen Ton", das ist fünf Jahre vor der Bekanntschaft mit Brunner. Und wo war der Erfolg, den Landauer für Brunner errungen und dann für sich gewollt haben soll? Spricht nicht Brunner im selben Buch von dem angeblichen Bann gegen ihn, der seinen *Mißerfolg* erklären soll? Die "psychologische" Analyse wird aus späteren Erfahrungen (Kettner usw.) rückübertragen.

Aus der letzten Äußerung Brunners, in seinen Werken, über Landauer, aus dem 1930 erschienenen Buch "Von den Pflichten" sei noch angeführt: "Wunderbar und beglückend wie von einer Frau war Landauers begeisterte Hingebung; aber wo sie mit seiner Selbstüberschätzung sich schnitt – – –! ... die Quelle der beständigen Gereiztheit dieses prachtvollen und von Schönheiten und Feinheiten prangenden Landauer" (S. 189). Und auf dem Totenbett sagt er zu Bickel: "Unter meinem Nachlaß, der für dich bestimmt ist, wirst du sehr Interessantes aus meinem Briefwechsel mit Landauer ersehen können. Das Verborgene des Menschen kommt in Briefen ja so gut zum Vorschein. Landauer war der wissendste Kopf Deutschlands, doch steckte irgendwo der Teufel des Hochmuts in ihm; er strich immerzu um mich herum und wollte es so machen wie ich: 'drauflosgehn und rücksichtslos'. Deshalb spitzte es sich schließlich zum Drama zu, und es kam zur Lossagung. Produktiv war er nicht, er litt an Impotenz der Produktion, aber er war einer der edelsten und feinsten Männer" ("Letzte Stunden", S. 30f.).

Martin Buber. Ich habe an manchen der Stellen, wo Brunner über die an ihm "Erkrankten" spricht, den leisen Verdacht gehabt, daß er vielleicht auch Martin Buber dabei im Auge hatte. Eine 1912 in "Ost und West" veröffentlichte Kontroverse scheint das aber auszuschließen. In einem A. M. gekennzeichneten Artikel "Constantin Brunner und Martin Buber" wird auf Brunners in der "Lehre" geäußerte Ansicht hingewiesen, daß die von den Griechen Barbaren genannten Völker, also unsere modernen Nationen, es nur zur Zivilisation bringen können. Geistig seien nur die Griechen und die Hebräer gewesen. A. M. zitiert, "daß die geistigen Völker auch zugleich historische Organe der ganzen Menschheit werden und dies ewig, auch nach ihrem politischen Untergange, bleiben" (S. 448). – Das letzte unterstreicht A. M., offenbar im Glauben, so zu zeigen, daß nach Brunner auch die gegenwärtigen Juden die Rolle der alten Hebräer spielen – "Die Juden sind das geistige Volk in unsrer Kultur", schließt A. M. und hält Martin Buber mit Bezug auf dessen "Drei Reden über das Judentum" vor: "Von diesem Satz geht Martin Buber aus", er meint, daß Bubers Buch überhaupt nur dem Kenner Brunners verständlich sei – dessen Namen Buber jedoch zu nennen unterlasse. Dieser entgegnet in einem "A. M. und Constantin Brunner" betitelten Artikel unter anderem, daß weder er (noch auch Brunner) die Überheblichkeit besitze, das Judentum als das geistige Element in der heutigen Menschheit anzusehen; ferner: "Ich stehe der Brunnerschen Lehre von den Geistigen und vom Volke, unbeschadet meiner Schätzung der Persönlichkeit ihres Urhebers, ... ablehnend gegenüber" – sonst hätte er, Buber, sich ja nicht an das ganze Volk wenden können, wie er tue. Er habe 1910 Brunner einen Sonderdruck der zweiten Rede gesandt, und Brunner habe seinem Erstaunen Ausdruck gegeben, daß Buber "so gar nichts von mir gehabt habe". Buber schließt: "Ich habe nichts von ihm gehabt, nichts als den Eindruck seiner Persönlichkeit – worüber ich zu anderer Stunde und an anderer Stelle zu reden haben werde".

Brunner war, wie wir alle, besonders von Bubers chassidischen Geschichten tief beeindruckt. Über Martin Buber persönlich bemerkte er einmal, was für "wundervolle Augen" er habe.

Das Ärgernis. Was Brunner eigentlich mit dem An-ihm-Erkranktsein meint, illustriert die Stelle im "Judenhaß", daß "Christus wohl guten Grund gehabt, nach seiner Auferstehung nur sieben von den Zwölfen zu erscheinen. Es ist nichts mit der persönlichen Beziehung selbst zu den größten Persönlichkeiten, in denen das ganz unpersönliche Ideal verkörpert ist ... *die Kritik gegen ihre Weise wird die Ehrfurcht vor ihrem Wesen fressen*" (S. 287). Hier ist es "die Weise" des Meisters, die "den Riesenschüler" Paulus abgestoßen hätte. In "Unser Christus" wird das Motiv "der Erniedrigung der Persönlichkeit" des *Schülers* betont: "Selbst Paulus wohl wäre nicht der Paulus geworden, in dem nur Christus lebte, wenn er dessen unmittelbarer Jünger gewesen wäre ... Wäre er aber dem lebenden Christus nahe gekommen, so hätte diese Erhöhung *und diese Erniedrigung* der Persönlichkeit des Paulus vielleicht auch den Paulus krank gemacht zu närrischer Selbsterhöhung, daß er hätte seine eingebil-dete Freiheit und Macht beweisen wollen, selber ein Christus zu sein! Gegenüber dem Lebendigen kann der Egoismus unmöglich auf die Dauer schweigen, und Hochmut und Überschätzung der eignen Kraft muß heraufkommen" (S. 508).

Im "Einsiedler" bemerkt Brunner: "Auch entsteht die Krankheit allein infolge direkter Ansteckung und weil kein Mensch allzu lange *in persönlicher Nähe* einen andern Menschen über sich aushalten kann" (S. 52).

Und in Brunners letztem Werk sagt der "Charakter": "Wo aber Solches dem Menschen begegnete, daß ihm eines andern lebenden Menschen Überlegenheit tatsächlich für sein eignes Leben fühlbar geworden, da wird er bald beflissen sein, sie als unter sich zu erklären, und war er davon beschwingt und über sich selbst erhoben worden – nach einiger Zeit gefragt, wie es ihm geht, kannst du antworten : Danke, er ist wieder hergestellt!" (S. 101).

In einem Brief an Frau Mond weist Brunner ferner auf die "Verwunderung" hin, die wir vor der Schöpfung eines uns persönlich Bekannten fühlen: "Immer sind wir überrascht davon, niemals hätten wir's ihm zugetraut, so ein ernstes, außerordentliches, großes Werk– dagegen nämlich bleibt er immer kindisch, spielerisch, unbedeutend ... Welche Enttäuschung ist er denen, die ihn persönlich kennenlernen ..., aber er ist auch wirklich ein anderer, wo er am Werke ist oder in seiner Gewöhnlichkeit".

Es handelt sich wohl eben um diese Einsicht, wenn Brunner zu Lotte sagt: "Ich weiß sehr wohl, womit ich den Menschen ein Ärgernis sein muß, was an mir sie erbittert und reizt. Weil ich dies immer gewußt habe, so war meine ursprüngliche Absicht, nur meine Sache, mein großes Werk, zu tun und erst nach meinem Tode herauskommen zu lassen" (L. Brunner, "Tagebücher", 18. 1. 1917).

Hierher gehört wohl auch der überraschende Satz in Ernst Ludwig Pinner's "Erinnerungen an Constantin Brunner": "Doch immer, wenn ich ihn dann verließ, spürte ich neben Dank und Bewunderung auch Erleichterung wie einer, der eine gefährliche Reise glücklich überstanden hat"⁸³. Brunner wußte das.

Auch mit dieser Einsicht mag zusammenhängen, daß Brunner sich einen Zwischenmann vorstellt, der für ihn wirken werde. Im "Schluß" der "Lehre" apostrophiert er ihn so: "Du also mußt ihnen alles sagen: denn, was ich sage, das hören sie nicht außer durch dich" (S. 1050). Und am Ende von "Zum 55. Geburtstag" heißt es: "Ich segne durch das Dunkel den Mann, der mich auferwecken kommt und mein Werk zum Wirken bringt in der Menschheit; damit andere leben können, was ich nur schreiben mußte" ("Charakter", S. 45).

"Kurze Rechenschaft". 1911 schreibt Brunner [an Frida Mond] von Misdroy an der Ostsee, wo er wieder zur Sommererholung weilt, er habe dort "eine kleine Arbeit zu Ende gebracht, ... über meine eigene Philosophie oder vielmehr über meine Systematik". Diese "Kurze Rechenschaft" über die "Lehre von den Geistigen und vom Volke" erschien im Heft 3 des "Archivs für systematische Philosophie" desselben Jahres. Daß diese Abhandlung Brunner repräsentativ erschien, geht daraus hervor, daß er auf sie in seinem Artikel "Zum 55. Geburtstag" ("Charakter", S. 37) als "Übersicht" der "Lehre" hinweist und daß er sie, als er eingeladen wurde, vor der "Kant-Gesellschaft" in Berlin zu sprechen, von Lotte dort vorlesen ließ. Auch in "Kunst, Philosophie, Mystik" (S. 41 - 61) ist sie von den Herausgebern als solche repräsentative Gesamtdarstellung des Brunner'schen Systems wieder abgedruckt worden⁸⁴.

⁸³ [Abgedruckt in: "Die Constantin Brunner Gemeinschaft", hg. von A. Berman und R. Pinner, 4. Jg., Nr. 13, April 1950, S. 35]

⁸⁴ [Ebenso in: "Charakter", S. 215 - 241]

Auf den ersten acht Seiten stellt Brunner die “drei Weisen des menschlichen Auffassens” (wie er hier statt Fakultäten sagt) in ihrer systematischen Bezogenheit scharf heraus; auf den folgenden neun Seiten zieht er den Schluß auf die “zweierlei Menschen” und kommt von dieser “Kritik der Gedanken und der Menschen” zu der “Kritik der Gesellschaft”, der Forderung eines besonderen Lebens für die Geistigen.

Das Zusammenrücken der Hauptgedanken hilft, das System zu verstehen, aber exponiert es auch. Charakteristischerweise faßt Brunner seine Gedanken im Stil des Zahlenspiels der jüdischen Oster-Haggadah zusammen: “Das Heilmittel besteht in der Unterscheidung der Fakultäten, der großen Drei und des großen Drei mal Drei. Durch drei kommt uns das Leben: durch Fühlen, Wissen, Wollen; drei machen uns frei: Kunst, Philosophie, Liebe; drei machen zum Knechte ...: Religion, Metaphysik, Moral” (“Charakter”, S. 239).

Brunner bemerkt selbst, daß man “stutzig werden könnte” über “die durchgängige Dreigliederung nämlich auch in der Unterteilung der drei Fakultäten und das Entsprechende der Glieder aller drei Fakultäten untereinander: da ja sowohl Kunst wie die Religion an das Fühlen, sowohl Philosophie wie Metaphysik ... an das Wissen, sowohl Liebe wie Moral an das Wollen nicht etwa nur innigst sich anschließen, sondern bis zu einem gewissen Grade mit ihnen zusammenfallen. So weit mit ihnen zusammenfallen, wieweit die drei Erscheinungsweisen des Geistes und auch die drei Erscheinungsweisen des Analogon den gleichen Bewußtseinsinhalt haben mit den drei Erscheinungsweisen des praktischen Verstandes, und doch haben sie einen andern Bewußtseinsinhalt – denn sie haben den des praktischen Verstandes in der Steigerung und Modifikation” (“Charakter”, S. 225). Die Drei-mal-Drei-Gliederung “erscheint natürlich, sobald nur wir dessen eingedenk uns halten”, daß wir hier “drei Weisen der Auffassung des Einen” haben (ebd., S. 226).

Es bleibt diese Schwierigkeit: Nach Brunner ist der Aberglaube “Nachahmung (durch Umkehrung)” des Geistes. Nur aufgrund dieser Theorie kommt seine historische Doktrin zustande, nach der das Genie erst Märtyrer, dann Gott des “Volkes” wird. Seine eigentliche Definition des Aberglaubens allerdings ist, daß dieser Relatives verabsolutiert. Schauen wir uns nun Brunners Drei-mal-Drei-Schema an, so werden wir zwar Religion, Metaphysik, Moral unter diese Definition bringen können; aber

daß Religion Nachahmung der Kunst sei, behauptet selbst Brunner nicht, sondern vielmehr Nachahmung der “Liebe”, der Mystik – die aber im Schema nicht geistige Modifikation des Fühlens, sondern des Wollens ist. Die unter dem Wollen erscheinende Moral wieder, d.h. das verabsolutierte egoistische Interesse, ist keine Nachahmung der Mystik – ja auch nicht der Kunst oder der Philosophie. Ein Aberglauben der keine Nachahmung ist? Dann würde mit der Nachahmungslehre (und der darauf basierten Geschichtsphilosophie) etwas nicht stimmen.

Vielleicht erklären sich diese Unstimmigkeiten daraus, daß Brunner bei der Nachahmungstheorie eine Verallgemeinerung von Beobachtungen versucht hatte, die er ursprünglich bei der Betrachtung der Religionen und ihrer Geschichte gemacht hatte. Darauf deutet die ausgezeichnet durchgeführte Analogie zwischen theologischen und geistigen Begriffen in “Unser Christus” hin.

Oder dies: Im Abschnitt über die “zweierlei Menschen” wird eine dritte Art logisch ausgeschlossen. Nun hatte aber Brunner in der “Lehre” von den “Hybriden” gesprochen. Diese nennt er nun “äußerst selten vorkommende Abnormitäten” (“Charakter”, S. 233), sie zählen nicht. Das könnte man auch von den Genies sagen. Und wieviel “Hybriden” mögen unter den Reproduktiven sein? Brunner sagt nun, “daß gar manche Männer des Geistes Zeit ihres Lebens ... den beiderlei Erscheinungsweisen, des Aberglaubens und des Geistes, ergeben blieben” (was er aus “der Herrschaft des Aberglaubens” im “Leben der Allgemeinheit” und aus der “Vermischung” der Fakultäten erklärt) (ebd., S. 232f.). Welches Kriterium hat er dann, “Hybriden” von “Geistigen”, die dem Druck des “Volkes” nachgaben, zu unterscheiden? Hat er irgend ein angeborenes Merkmal?

Brunner selbst hat sich, wie gesagt, im Leben nicht an sein Schema geklammert. Lehrreich ist hier wieder eine Tagebuchaufzeichnung Lottes (vom 1. 12. 1913): “Da wir den Besuch des Jesuiten Dunin-Borkowski erwarteten, kam zwischen uns die Rede auf das Thema, wie gar nicht vorstellbar für unsereinen eine Seele sei, in der feinste, ausgebildete wissenschaftliche Kritik vereint lebt mit strengem Katholizismus. ‘Vollkommen kann ich mir das vorstellen’, sagte Vater, ‘kann es *erleben!* In Kürze zusammengefaßt ist dreierlei, was es völlig erklärt, nämlich *Tradition* (die so tief erlebte Geschichte, daß diese Geschichte überhaupt die Per-

sönlichkeit selber wird), *Autorität* und die wunderbare, wirklich wunderbare Tatsache der *Heiligen*; nicht die kleinen Mirakelsächelchen, aber die Persönlichkeiten der Heiligen, ihr Glauben, ihr Martyrium, ihr Wirken – das hat eine ungeheure Macht. Ich könnte sehr gut, in meinem Gewissen so gut beruhigt wie jetzt, Geistlicher sein – ich kann es nur nicht sein, weil – ich es zu sehr bin.’”

So nahe kam Brunner den Gläubigen (und gab damit Lothar Bickel Grund zu seiner erwähnten Ablehnung der “positiven Aberglaubensfakultät”). Brunner war ja der geborene Seelsorger und einer der großen Seelenfänger dazu, eine Art moderner Rabbi (und war es zufrieden, als ich ihn einmal in einem Artikel so nannte).

Lothar Bickel erzählt in seinen “Erinnerungen”, daß Brunner ihm 1931 einen Brief des Rabbiners N. vorgelesen habe, der seine Frau eben verloren hatte und Brunner um ein persönliches Wort des Trostes bat. “Der Brief hat mich sehr erschüttert”, sagte Brunner. “Ich habe ihm sofort geantwortet und ihm geschrieben, daß es mir gar nicht einfiel, ihn zu trösten. Trösten!? Nein, er soll nur trauern! Recht so. Und dann, ja dann setze ich mich zu ihm und sage mit ihm das Schma Jisrael...”⁸⁵.

Der beste Kommentar zu seinen Gedanken war Brunners Persönlichkeit und die souveräne Art, wie er sich über seinen eignen Schematismus hinwegsetzte.

Hundeliebhaber. In der “Kurzen Rechenschaft” heißt es, “daß in dem Begriff dieser Liebe eingeschlossen liegt ein modifiziertes praktisches Verhalten von edler Art, besonders gegen die Menschen und die Tiere” (“Charakter”, S. 220). Und die Tiere. Man erinnert sich der Vorwürfe, die von den verschiedenen Vegetariern gegen Spinoza erhoben werden. Philosophisch überfliegt er sie alle weit mit seinem “omnia animata”; praktisch-menschlich steht er realistisch auf dem Prinzip der nur zwischen Menschen möglichen Gegenseitigkeit. Brunner opponiert dem nicht. Er sagt launig (“Vom Geist”, S. 167), er “fresse” – “streng vegetarisch – nur

⁸⁵ Dahinter steht Brunners Einsicht, daß es keinen Trost über das Verlorene gibt, aber – Liebe. “Daher das Gefühl vor dem vom Unglück Betroffenen, daß man ihn so viel mehr lieb habe” (“Vermächtnis”, S. 234). Man wolle ihm Liebesersatz leisten, fügt Brunner bezeichnend und psychologisch fein dazu.

pflanzenfressende Tiere” und: “Der Mensch gehört von Natur zu den Fleischfressern, also ist auch logisch, daß er es frißt” (“Vom Geist”, S. 218).

Immerhin, jenseits des Praktischen findet Brunner ein Motiv, das Menschen und Tiere zusammenstellt – dasselbe, aus dem Franziskus von Assisi den Vögeln predigte. In “Materialismus und Idealismus” heißt es: “Die Freiheit von Anthropomorphismus ... macht ... mich entsteigen dem Naiv- und Hartsein im anthropomorphistischen Egoismus, dem rasenden Dünkel und der *Furcht* im Egoismus meiner Relativität vor dem übrigen Relativsein von den andern Arten” (S. 176f.), und: “Das geistige Denken” ist eine “Modifikation der Lebensfürsorge, ... welche dem Denken Raum läßt gleichsam zur Mitfürsorge für alles Daseiende” (S. 181).

Wir haben schon für den Knaben gesehen, daß er “das Pferd ebenso hoch, wenn nicht noch höher als die erwachsenen Menschen” stellte (“Einsiedler”, S. 41). Der Zweiundsechzigjährige schließt die Erzählung im “Einsiedler” mit dem Satz: “Ich kann heute noch nicht ohne widrige Empfindungen das Wort Roßschlächtereie lesen” (S. 42).

Hierher gehört wohl auch die Tatsache, daß Brunner (gegen Schopenhauer) meinte, des Colerus Mitteilung, Spinoza habe sich damit vergnügt, der Spinne Fliegen ins Netz zu bringen, für Weitergabe einer böswilligen Erfindung erklären zu müssen.

Brunner war später nicht Pferde-, aber Hundeliebhaber. Als Student in Freiburg hielt er sich einen Hund, “Heck”. 1894, als der Hund immerhin schon ziemlich alt sein mußte, schreibt Brunner an Frau Mond: “Eben habe ich meinen Hund in ein Tierhospital gegeben. Es ist der allerletzte Versuch. Ich habe sehr traurige Tage um ihn verbracht ... Der Tod nur weniger Menschen dürfte mir über den Verlust meines geliebten Heck gehn”. Dem folgt ein Brief: “Ich habe meinen Hund erschießen lassen ... Ich weiß eigentlich nicht, warum ich Ihnen das schreibe, aber ich habe so einen traurigen Tag”. Und im nächsten Brief heißt es: “Ihr Anteil an dem Schicksal meines Hundes ist mir viel wert”. Dann folgt eine ausführliche Darstellung der Krankheit. “Zuweilen zeigte er Neigung, etwas zu sich zu nehmen, dann sah man förmlich, wie er sich besann: nein, du willst sterben ... Man merkte ihm keinen Schmerz an und keine Beunruhigung, sein Ende war ihm selbstverständlich ... Eine solche Art zu leiden und

zu sterben ist wohl für den Menschen kaum möglich. Dieses merkwürdige Ende aber hat mir die Liebe zu meinem Tiere noch größer und unvergeßlich gemacht. Nach dem Tode meines Vaters ist mir keiner so nahegegangen”.

Die Interpretation, die dem Hund den Willen zu sterben unterlegt, ist sicher falsch. Er hatte vielleicht die sogenannte Nervenstaube oder eine ähnliche Krankheit mit Verweigerung der Nahrungsaufnahme. Wenn Brunner später das Bestehen einer Tierpsychologie in Frage stellt (“Wir erzählen uns Tierfabeln”, “Materialismus”, S. 136), dachte er vielleicht an sich selbst. Seine Beispiele aber sind meist vom Hund genommen.

Brunner hielt sich danach einen schwarzen Pudel, den erwähnten Ponto, mit dem er auch 1911 photographiert ist. In der “Lehre” läßt er diejenigen, die Denken und Sprechen für identisch halten, ein, ihn zu besuchen; sie würden dann erfahren, wie sein Pudel Ponto “eine kleine Anzahl menschlicher Wörter auf das präziseste” verstehe, “und man wird doch wohl *darüber* außer Zweifel sein, daß der Hund auf keinen Fall ein Denken identisch mit unserem Sprechen ... besitze ... Jedoch es gibt – da, wo unser beider Lebensfürsorge zusammentrifft – ein gemeinschaftliches Grenzgebiet, auf dem wir beide uns trefflich verstehen; ich verstehe da einiges von seinen Bewegungen, von seinem Schwanzwedeln und Bellen, und er desgleichen versteht einiges von meinen Bewegungen ..., wie gesagt, auch einige deutsche Wörter” (S. 1009f.).

Als Ponto überfahren wurde, ließ Brunner anscheinend einen Abguß von ihm machen, wie aus Käthe Wohls “Erinnerungen” hervorgeht. Wie sehr noch der Fünfundsechzigjährige den Ponto im Gedächtnis behielt, zeigen Bickels Erinnerungen an seinen ersten Besuch bei Brunner am 19. Oktober 1927: “Er zeigte mir die Bronzeplastik seines Hundes Ponto und sprach ausführlich, anschaulich und mit großer Wärme über ihn. Der Hund habe einige Worte gut verstanden; er dagegen könne bellen und so manchen Hundelaut von sich geben. ‘Nach der Arbeit pflegten wir uns oft ausgiebig herumzubalgen’. Er sprach über die Ausschließlichkeit im Verhältnis zu seinem Hunde und daß “nur Männer dazu fähig seien” – eines der nicht wenigen kleinen männlichen Vorurteile Brunners; und es geht auch lustig weiter: “Übrigens müßte der Hund – wie die Frau – einen starken Mann über sich fühlen, ja sogar am Anfang eine Tracht Prügel empfangen” – welches letzteres hoffentlich nur auf den Hund geht.

“Und da es keine Treue gibt, so wollen wir dieses Verhältnis zum Hunde Treue nennen”, schließt der philosophische Hundeliebhaber mit einem Zwinkern.

“Er könne bellen und manchen Hundelaut von sich geben” – Ernst Ludwig Pinner erzählt in seinen Erinnerungen von dem “etwa 65 Jahre alten Brunner, wie er auf gemeinsamen Spaziergängen in den “stillen Villenstraßen” Potsdams das Bellen der Hunde “erwiderte”, “verschiedene Hunderassen virtuos nachahmend. Das Ganze bekam dabei den Charakter einer kleinen spaßhaften Vorführung” (“Erinnerungen”, S. 38). Wenn Pinner in diesem Zusammenhang auf Brunners Vorlesung seiner Posse “Der Hund beißt” zu sprechen kommt, so darf das wohl dahin gedeutet werden, daß Brunner bei dieser Vorlesung auch sehr schön bellte.

Der Fünfziger. 1911 schickte Brunner von Misdroy Frau Mond “eine Momentaufnahme von mir und meinem lieben Pudel Ponto”. Das Pendant dazu zeigt die fünfzigjährige Frau Brunner und die siebenundzwanzigjährige Lotte. Moderne Snapshots vom Strand im Badeanzug sind es nicht, vielmehr die geschmacklosen Momentaufnahmen der Zeit im Atelier, vor gemalten Wellen, in einem Strandkorb, beide Damen in voller Straßentoilette mit langen drappierten Kleidern und hellen modischen Hüten mit Schleiern. Genau so unnatürlich sitzt Brunner im Gehrock und spitz zulaufenden Ganzschuhen mit Ponto im Korb – nicht sehr bequem bei seinem Embonpoint. Man erinnert sich beim Anblick der Ganzfigur Brunners seiner Feststellung gegen Bickel, daß er der Mutter nachgeraten sei. Der Vater war wohl eher groß gewachsen, dünn, mit hängenden Schultern. Brunner ähnelte wahrscheinlich dem “kleinen Napoleon”, dem Bruder seiner Mutter, und hat die gerade Haltung der Korpulenten. Eine gewisse Apartheit in der Kleidung scheint auch für den Neunundvierzigjährigen charakteristisch zu sein. Pose und Ausdruck haben etwas Auffahrendes, leicht Aggressives – was teilweise der Nervosität zuzuschreiben sein wird, die das Photographiertwerden Brunner verursachte. In dem Brieffragment von etwa einem Monat später betont er, welcher “sittlicher Anspannung” es bedarf, “die subjektive Stimmung

zu überwinden ..., daß man nicht ... die Liebsten der nächsten Umgebung zu Ursachen sich mache". Ob es ihm immer gelang? Temperamentsausbrüche gehörten zu seinem Charakter.

Ende des Jahres wurde wohl das Porträt für das Corpus Imaginum der Photographischen Gesellschaft Berlin aufgenommen. Wir haben da einen freundlichen, obwohl sichtlich nervösen Brunner, wieder in bordiertem Samtjackett mit Künstlerschleife, wie zehn Jahre früher, aber mehr en face. Unter diesem Gesichtswinkel erscheint Brunners Nasenspitze etwas gegen die Lippen gebogen – die sogenannte Judennase.

In der Erscheinung war Brunner nicht sehr deutsch. Auch seine Gesten, seine Art zu sprechen, sein Rhythmus hatten eher etwas Romanisches. Er hatte eine Vorliebe für nordische Landschaft, vielleicht auch für nördliches Wesen (obwohl er nach den "feinen" Gesichtern der Italiener die der Schweizer stumpf fand, wie er aus St. Moritz schrieb). Aber er selbst erinnert eher an einen Südländer – wie mancher deutsche Jude.

Die "Königsberger Hartungsche Zeitung" veröffentlichte "Zum 50. Geburtstag des Philosophen" einen längeren Aufsatz von Lothar Brieger, der meint, die Philosophie Brunners beginne, "alle dafür empfänglichen Gemüter in stärkster Weise zu bewegen". Er preist die Sprache und die Gedanken der "Lehre", die er eine "großartige kosmische Symphonie" nennt. In "Ost und West" erschien eine von Arno Nadel eingeleitete Auswahl von Zitaten aus der "Lehre" mit Brunners Porträt von Julie Wolfthorn, das gegenüber dem gespannten Ausdruck der Photographien eine geglättete Miene und einen Zug echter Güte zeigt, der für Brunner tatsächlich charakteristisch war.

Käte Wohl, die 1911 oder 1912 als Kind Tante und Onkel besuchen kam, beschreibt den etwa Fünfzigjährigen so: "Nach einiger Zeit öffnete sich die Tür, und Constantin erschien in einer braunen Samtjacke mit einer breiten, dunklen Krawattenschleife. Er begrüßte uns mit weicher, deutlich prononcierter Stimme (die ich heute noch im Ohre habe): 'Meine liebe Käte!'"⁸⁶ – Wie wohl beobachtete das Kind Brunners Stimme – weich und gleichzeitig sehr artikuliert. Und noch vierundvierzig Jahre später, auf einem andern Kontinent, klingt ihr sein 'Meine liebe Käte' im Ohr.

⁸⁶ [Käthe Wohl, "Erinnerungen – Aus einem Brief", in: "Der Constantin Brunner Gedanke", hg. von R. Pinner und A. Suhl, 1. Jg., Heft 5/6, April 1956, S. 30]

Finanzielle Lage. “Ganz recht, die Ausgaben meiner Werke ... Einnahmen sind es nicht gewesen” (“Tagebuch”, S. 227), so pflegte Brunner auch später zu scherzen. Seine Lage war 1912 wohl noch nicht viel anders, als er sie 1896 empfand (wo er Frau Mond schrieb, er “werde etwa folgenden Inhalts eine Annonce erlassen: ‘Gesucht wird ein reicher Mann etc.’”) oder 1898 beschrieben hatte – die übliche Misere des frei Schaffenden. Sogar der berühmte Grünwarenladen taucht auf. Er hatte in Berlin nach einem Erwerb gesucht. “War die Sache gut, so sollte auch eine Geldbeteiligung sein. Soll ich aber in ein Joch, das mir keinen Atem der Freiheit läßt für meine Geistigkeit und mein Werk, so kann ich ebenso gut meine drei Menschen hier verlassen und unglücklich machen ... Alles würde ich ergreifen, was es sei ... Ich würde ein Grünwarengeschäft anfangen ohne Bedenken, das ist wahrhaftig kein fauler Witz. Ebenso meine Gefährtin würde gern etwas anfassen”. 1910 flucht er über seine “dreitausendmillionenmal verwünschten Schulden und die ganze herzfressende Sorge um die Unsicherheit meiner Existenz, die Möglichkeit meines Schaffens und Lebens”.

Immerhin charakterisierte Brunner eine gewisse Großzügigkeit in Geldsachen. Nach Brunners öffentlicher Zurückweisung von Altkirchs Vorschlag, eine Spinozagesellschaft zu gründen, also im selben Schuldenjahr 1910, drückte ein mir bekannter Student in einem Brief an ihn das Bedürfnis nur empfangender Geister für eine solche Gesellschaft aus. Zur Antwort sandte ihm Brunner eine Postanweisung über zwanzig Mark. Gott weiß warum. Aber das war damals ein Wochenlohn. Man denkt an eine Notiz im “Tagebuch”: “Schenken muß weh tun; ... unsrer Kleinheit weh tun, daß sie damit in die Größe kommt” (S. 256).

Brunner war fünfzig Jahre alt. Für sein eigenes Bewußtsein hatte er Großes erreicht. Es war ihm gelungen, sich zu finden. Er hatte bedeutendes Werk seiner Gedanken nach unendlichen Mühen in die Objektivität hinausgestellt. In der “Lehre” sagt er: “Die höhere Einsicht hat die bessere Freiheit und Sicherheit unsrer Existenz zur Folge”, und fügt hinzu: “Und wo dies gar nicht ... für die eigne Person Bedeutung gewinnen kann ..., da gewinnt dennoch die Person dadurch an Bedeutung, auch ohne die Anerkennung Anderer” (S. 979f.).

Und zu seinem 55. Geburtstag im trüben Hungerjahre 1917 schrieb er sich selbstbewußt seinen eigenen Geburtstagsartikel in "Nord und Süd". Wahrscheinlich im Zusammenhang mit den da gegebenen Kindheitserinnerungen hatte Brunner im Mai seine Vaterstadt besucht, wovon Lotte in einem Brief aus der Zeit berichtet: "Vater fuhr mit mir nach Altona bei Hamburg, um mir die Stätten seiner Kindheit zu zeigen. Ich habe vom Keller bis auf den Boden über Schutt und Staub mit zusammengerafftem Kleid das Häuschen durchklettert, worin er seine Kinderjahre zugebracht. Auf dem jüdischen Friedhof sind wir unter den alten Bäumen und Sträuchern gegangen; die "hochdeutschen" Israeliten sind durch steil aufgerichtete, die "plattdeutschen" (portugiesischen) durch flachliegende Grabsteine bezeichnet. Wir waren auch in der schönen kleinen Synagoge. Auch in der protestantischen Hauptkirche, in der Vater eine seltsame Exstase erlebte, wovon Sie noch lesen werden (noch in diesem Jahr!). Wir sind unten an der Elbe entlang die Wege gegangen, die sein teurer Vater alltäglich mit ihm gemacht. Ach, es war schön, miteinander in Liebe dies alles nachzuleben! Nachher war ich noch einige Tage bei einem herrlichen Freund in der Umgebung von Hamburg. Ein seltsam mystischer Mann ... Ja, Vater hat schöne und gute Freunde", schließt sie und fügt hinzu: "Und manchmal erscheint es mir, als hätten wir ein Zauberschloß in der Mitte einer Insel, auf die sich edle Menschen retten müssen, weil sie da draußen auf dem Lebensmeere Schiffbruch erlitten". So empfand Lotte (die bereits Mitte dreißig war) das Leben mit dem Vater.

Den Geburtstag selbst scheint Brunner im Harz verlebt zu haben. Lotte berichtet in einem Brief vom 4. September: "Vater und ich sind eben heim aus dem Harz, wo wir trotz Regen und Kälte ein paar Tage so vollkommenen Zusammens hatten in den allerschönsten Buchenhochwäldern; wie sonst nur ein Augenblick sein kann, waren die Tage. Tag und Nacht gingen im Rauschen der Wasser, Bäume und Winde. In alle Bergwiesen verliebten wir uns – eine besonders kann ich gar nicht vergessen – und Herbstzeitlosen habe ich gepflückt mit Stielen wie silbernes Glas, mit Sonnengold im Herzen der lilafarbenen Blüten. Und es war wunderschön."

IV. Berlin/Potsdam 1914–1924

[Während des Ersten Weltkrieges]

Patriotismus. Brunner schrieb vor Ausbruch des Krieges nicht an der Fortsetzung der “Lehre” oder an “Du und die Andern”. “Der Judenhaß und die Juden’ war fertig abgesetzt in der Druckerei”, als der Krieg ausbrach, heißt es im Vorwort zu diesem Werk (von dem das Kapitel über die jüdische Rasse 1917 in Martin Bubers Zeitschrift “Der Jude” erschien)⁸⁷. Vom Standpunkt seiner Philosophie aus gesehen, hatte er sich mit diesem Buch in das “Analogon”, besonders die “Moral” begeben, zu welcher er den “Judenhaß” wesentlich reduziert. Statt theoretisch-philosophisch über den Aberglauben zu schreiben, wie er sicherlich in dem dann von ihm vernichteten “zweiten und letzten Band” getan hatte, packte er hier ein aktuelles Problem an. Einerseits verdeutlichte sich seine Philosophie daran, andererseits wurde sie praktisch wirksam oder sollte es jedenfalls werden. Das war die “aktive” Philosophie, die er anstrebte. Und das besondere Problem, der Judenhaß, war ihm auch interessant, brennend. Er war selbst ein “Mitgespieler”, er war Jude.

So ungefähr kann man sich die überraschende Tatsache erklären, daß Brunner sich einer “Tagesfrage” sozusagen zuwandte – die er zwar ins Allgemeine zu erheben strebte, die aber auch umgekehrt ihn ins Besondere, Tägliche und Politische hineinzog. Daß er dabei tatsächlich die Hoffnung hegte, daß er damit “so ein winziges Wenig in die Zeit eingreife”, geht aus einer Tagebuchaufzeichnung Lottes vom 18. Januar 1917 hervor⁸⁸, wo er allerdings von “kleinen Sachen” spricht, was eher auf die Aufsätze geht, die er damals in der “Zukunft” und “Nord und Süd” veröffentlichte.

⁸⁷ [“Der Judenhaß und die Juden”, Berlin²1919, S. 9; zit.: “Judenhaß”]

⁸⁸ [Ein Teil der Tagebücher wurde gekürzt herausgegeben unter dem Titel: Lotte Brunner, “Es gibt kein Ende. Die Tagebücher”, Hamburg 1970, S. 244; zit.: L. Brunner, “Tagebücher”]

Der Ausbruch des Weltkrieges fand ihn, wie so viele andere, als einen bedingungslosen, feurigen Patrioten. In einem Brief an Altkirch, der im Ausland war, schrieb Brunner elf Tage vor dem 2. August 1914: "Ihr Schmerz freut mich. Es ist Schmerz der Geburt von Schönerem. Wenn Sie da draußen deutscher werden, sollen Sie mir um so viel lieber noch sein". Offenbar mit Bezug auf den "Judenhaß und die Juden" fügt er hinzu: "Ich denke, das neue Werk wird auch über diesen Punkt Ihnen Klärung bringen, die Ihnen bei dem neu sich regenden Gefühle doppelt willkommen sein muß." Dabei hat Brunner wohl seine Definition von Staat und Nation im Sinn.

Elf Tage nach dem 2. August schreibt er dem Freund, der sich vielleicht, wie so viele andere, freiwillig gemeldet hatte: "Wenn Sie noch mitkönnen, glücklich werden Sie sein. Ich wollte, ich könnte auch. Nichts anderes brennt mir jetzt im Herzen als Vaterland und Krieg; und ganz nur wie in letzter blasser Ferne liegt mir der Friede selbst meines ewigen Bewußtseins in dem bombensicheren Teil der Seele" – ein eigentlich erschreckendes Geständnis! (Aber immerhin – er behauptete nicht, wie die Philosophieprofessoren, die ich damals hörte, Deutschland kämpfe für dieses ewige Bewußtsein oder, wie sie sagten, für die Hegelsche "Synthesis" oder den "allgemeinen Lebenszusammenhang" oder für die "Wahrheit".)

Was sich in diesem Krieg wirklich äußerte, das Ende des alten Nationalstaates (daß er, wie auch der Zweite Weltkrieg, manchen Völkern Gelegenheit bot, nationale Selbständigkeit zu erlangen, ändert an diesem Wesenszug unserer Zeit nichts) –, weswegen er eben ein **W e l t - K r i e g** war – erkannte Brunner weder damals noch später; nie kam er über die Nationalstaatsdefinition hinaus. So schreibt er denn in dem Brief weiter: "Ich meine eine leise Stimme zu vernehmen, die spricht: Noch Größeres wird für unser Vaterland als gewesen! Die allgemeine Erhebung ist wunderbar wie die von 70 und selbst die von 13!" – der naive und damals übliche patriotische Vergleich mit den Nationalkriegen von 1813 und 1870. Obwohl Brunner ja noch selbst die über (nationale) Grenzen weisenden Revolutionen und Gegenrevolutionen erlebte, er hielt, auch noch im Exil, an seiner "ewigen" Definition fest – natürlich unter Zugabe von allerlei "ptolemäischen Epizyklen".

Aber während er in diesem Brief noch prophezeit, wie damals bei jedem Glas Bier prophezeit wurde: “Ist der erste Sieg unser, so ist damit der letzte und der glückliche Ausgang verbürgt”, heißt es nicht ganz einen Monat danach: “Ich bin verzagt wegen der Not der vielen ... Aber man muß die Gedanken weiter hinausschicken auf das Ganze, wovon die jetzt lebenden Geschlechter ja nur ein Teil sind, und auf die Idee und deren Leben” – offenbar die Nationalstaatsidee. “Es steht noch Schweres und wohl das Schwerste bevor; dennoch meine ich, können wir heute bereits mit der rechten Hand über die linke Schulter schlagend sagen: ‘Wir haben’s!’” Und noch einen Monat später geht es doch schon aus einer anderen Tonart: “Der Ton der Presse ist roher als der Krieg draußen, und wer nicht mitjohlt, Deutschland ist die Tugend, und die andern Länder sind das Verbrechen, der gilt als ein Vaterlandsverräter.” – Was Brunner abstößt, ist, was er “Moral” nennt, das, wogegen er gerade in seinem abgesetzten neuen Werk so scharf ankämpft und was er in der Kriegspresse in Reinkultur vorfindet, die “Herrschaft des Hochmuts”, der sein eignes Interesse heilig spricht, das der andern für Teufelei erklärt.

Und am 19. 11. 1914 bekennt er: “Es *liegt* Gefahr in der Zeit – nicht für unsre lieben Krieger draußen. Aus der Luft der Zeit können wir eine Wunde empfangen ... Der ganze große Menschheitskörper ist krank, der Arzt Geschichte vollzieht an ihm eine blutige Operation”. Welche Krankheit es ist, an der die ganze Menschheit leidet, sagt er nicht. Er kehrt sofort zum Patriotismus zurück: “Die Kraft unseres Vaterlandes hält aus – wir siegen”.

Ein halbes Jahr später in dem sonst wirkungsvoll geschriebenen Aufsatz “Deutschenhaß, Judenhaß und die Ursache des Krieges” – der im Mai 1915 verfaßt wurde, im Januar 1917 in der Zeitschrift “Nord und Süd” erschien und im Vorwort zum “Judenhaß” teilweise wieder abgedruckt ist – finden wir auch keine Diagnose; dafür Plattheiten wie diese: Es gehe “mit diesem Kriege um die Befestigung von Deutschlands Großmacht unter den Großmächten und um die Anerkennung Deutschlands nach seiner Eigentümlichkeit – der Dreißigjährige Krieg der konfessionelle, dieser der politische Toleranzkrieg” (“Judenhaß”, S. 25)!

Im September 1917, nach Amerikas Eintritt in den Krieg, wendet sich das damals geschriebene Vorwort zum Judenhaßbuch “Unter dem Krieg” von den Siegeshoffnungen und stemmt sich gegen Wilsons Versprechun-

gen von Völkerfrieden usw. Gewiß, wenn man heute, mehr als vier Jahrzehnte später, zurückblickt, kann man den Realismus dieser negativen Ausführungen nicht leugnen. Der satirische Hinweis auf den Friedenspalast im Haag paßt auch auf den Völkerbund in Genf. Ein noch viel schrecklicherer Krieg folgte. Der Judenhaß kulminierte – in Hitler!

Trotzdem – worauf baut Brunner seine Voraussagen? Auf die Konstanz der menschlichen Natur! Er fragt satirisch: “Will man nicht auch gleich den Frieden ... in den Häusern der Menschen und in den Seelen der Menschen einführen?” (S. 30), und zitiert den “Gesetzlichen Ewigen Landfrieden von 1495, dem man nicht trauen konnte, trotzdem seine Ewigkeit zwanzig-, dreißigmal war aufrepariert worden” (S. 31). Brunner übersieht, daß trotz der Konstanz der menschlichen Natur, trotz des Mangels an Haus- und Seelenfrieden dieser verlachte Ewige Landfrieden doch tatsächlich durchgedrungen und nun so selbstverständlich geworden war, daß Brunner ihn ganz vergaß – oder gab es noch Privat- und Territorialfehden im Reich? Er hatte da ein Beispiel gebracht, das zeigte, daß es doch wirklich Geschichte gab und daß sein Schluß von der Konstanz der menschlichen Natur auf die Konstanz der “Hauptverhältnisse der Menschen” (S. 29) irrig war. Er hat auch, in späteren Büchern, an diesem Standpunkt nicht immer festgehalten.

Brunner war damals gerade fünfundfünfzig Jahre alt geworden und veröffentlichte (“Nord und Süd”, Aug./Sept. 1917), wie erwähnt, den Aufsatz über sich selbst “Zum 55. Geburtstag”⁸⁹, aus dem wir schon mehrfach zitiert haben. Er beruht auf Aufzeichnungen, die sich Brunner über Jahre gemacht hatte, und einem Brief, den er 1910 geschrieben hatte. Auf den Weltkrieg nimmt aber eine Stelle Bezug: “Auch dieser Krieg der Kriege, um des Geistes willen wird er nicht geführt, und wie er uns überflutet mit Schrecken der Scheusäligkeit, so zeigt er, Welch ein Verlaß ist auf die Ordnung nach der tauben Relativität und nach dem blinden, krummlaufenden Aberglauben und auf *diese* Kultur und Technik, welche das Barbarischsein zu wissenschaftlicher Vollendung erhebt und die Nöte der Natur für das unglückliche Menschengeschlecht zu verhundertfachen imstande ist” (“Charakter”, S. 38). Ernüchert, wie so viele, kritisiert nun Brunner den Krieg und unsre Kultur vom Standpunkt des

⁸⁹ [Abgedruckt in: “Unser Charakter oder Ich bin der Richtige!”, Stuttgart ²1964, S. 7-45; zit.: “Charakter”]

Geistigen und seiner Forderung einer besonderen Gemeinschaft der Geistigen, die ihm keine Utopie wie die vom ewigen Frieden erscheint, sondern naturgegeben, weil der Geistige eine andre Natur habe als das "Volk". Er fällt von seiner vaterländischen Begeisterung auf die Position zurück, die er Jahre vorher in einem Brief eingenommen hatte, als er schrieb: "...für uns, für die es nur Geispatriotismus geben kann".

In diesem Zusammenhang interessiert eine Bemerkung Lottes in einem Brief vom 4. September 1917, wo Romain Rollands Jean-Christophe erwähnt wird: "Die Berührung mit Vater, auf die ein junger Mann aufmerksam machte, überrascht in der Tat. Ich habe jetzt Vaters 'Geburtstagswunsch' aus 'Nord und Süd' ... an R. schicken lassen" – sicher mit Brunners Einwilligung –, an den Franzosen in Genf also, der so laut seine Stimme gegen den Krieg erhoben hatte.

Im Juli 1919 vertraut uns dann Brunner im "Vorwort zur zweiten Auflage 'Unter dem Frieden'" an: "Schon nach dem Durchbruch bei Gorlice im Mai 1915, ... schrieb ich in allen Briefen ...: nun ist der Krieg zu Ende". Aber: Als "Deutschland im Siegen war, da konnte es nicht genug kriegen". "Unsre Heere siegten, und unsre Politik verlor uns alle Hauptschlachten" ("Judenhaß", S. 57). – So sprachen viele, auch "Oberlehrer", die aber alle über Bismarck nicht hinausgekommen waren. Natürlich ein 1870 hätte mit Gorlice enden können. Aber 1914 war für einen nationalen Krieg kein Anlaß gewesen. Daß Deutschlands Stahl- und Kohleerzeugung die Englands weit überflügelt hatte, daß die Weltmärkte, die Rohstoffquellen und die Zugänge zu ihnen ganz überwiegend in angelsächsischen Händen lagen, das mag eher erklären, warum der *Welt*-Krieg ausbrach und nicht in Gorlice zu Ende war.

Brunner, der Antimoralist, zieht nun, nach dem Zusammenbruch, gar noch selber moralisch vom Leder: "unsre Hybris", "unsre arge, herausfordernde Moral" (S. 58); der "wahnwitzige Hochmut der Regierung gegen das Volk", der "Tierbändigerton der Beamten", die "Militärs, Junker, Oberlehrer und gewisse studentische Verbindungen" (S. 59); aber besonders der Oberlehrer, "unser gefährlichster Herrscher" (S. 60), seien mit schuld. 1921 meint er: "Man darf vielleicht sagen: ohne die Zeitungen hätten wir diesen Weltkrieg nicht gehabt!"⁹⁰ Und dieser Krieg war ein

⁹⁰ ["Unser Christus oder das Wesen des Genies", Köln-Berlin ²1958, S. 563; zit.: "Unser Christus"]

“Haßkrieg”: “Ich hatte diesen Krieg nach seiner Bedeutung erkannt und ihn den Deutschen Krieg geheißen, nach der Parallele mit dem Jüdischen Krieg” (gegen die Römer!) (“Judenhaß”, S. 41). Als konsequenter Patriot reagiert er auf den “Schmachfrieden” mit der Ansage des “Zweiten Deutschen Krieges”. Auch im “Tagebuch”, also neun Jahre später noch, veröffentlicht er eine Notiz, die auf die Zeit der zweiten Auflage zurückgeht, “den blöden Taumel vom Gerechtigkeitsgedanken” brandmarkt und prophezeit: “der Krieg der Befreiung kommt”⁹¹. – Ob er den Zweiten Weltkrieg – etwa in Auschwitz, wo seine Witwe und Tochter umkamen – tatsächlich so genannt hätte?

Trotz einer gewissen Sympathie mit der Sozialdemokratie (Marx und Lassalle sind ihm Ausdruck des prophetischen Gerechtigkeitsgedankens, “Christus”, S. 443) – Brunner leugnet allerdings, selbst “Sozialdemokrat” oder “Liberaldemokrat” zu sein (“Judenhaß”, S. 63) – reagiert er auf die “Umwälzung” (vom November 1918) eher negativ. Es fehlt nicht mal die berühmte Denunziation: “Sie wollen nicht mehr arbeiten, sie wollen glücklich sein”; durch die Revolution werde nur Unten Oben (“Judenhaß”, S. 51). Die Menschennatur bleibe dieselbe.

“Der Judenhaß und die Juden”

Das Buch erschien am Ende des Weltkrieges. Sein Thema war um so aktueller geworden, als die Agitation der deutschen Rechtsparteien die Juden für die Niederlage verantwortlich machte, für den “November”, für die Sozialdemokratie, wie auch für den bolschewistischen Oktober. (Man liest übrigens nicht ohne Erstaunen im Vorwort zur 2. Auflage: “Die (Macht) haben sich nicht einmal die unter alle Völker verstreuten Juden nehmen lassen. Sie sind, aus völliger Rechtlosigkeit, aufgestanden mit andern Rechtlosen *in der Sozialdemokratie*, die hauptsächlich ihr Werk ist” (S. 49)!)

⁹¹ [Diese Stelle findet sich nur in der Erstauflage des Tagebuchs: “Aus meinem Tagebuch”, Potsdam 1928, S. 251]

Rassen. Die Widerlegung der sogenannten Rassentheorie als angeblicher Grundlage der modernen Judenhetze war auch von anderen schon unternommen worden – zuletzt von dem Theoretiker der deutschen Sozialdemokratie Karl Kautsky, dessen Buch “Rasse und Judentum” am Anfang des Krieges erschienen war. Kautsky legte naturgemäß Nachdruck auf den Einfluß, den soziale Faktoren auf den Menschentyp haben – so wie auch Walter Rathenau einem rassegläubigen Freund schrieb: “Die Unterschiede der Schichten sind heute größer als die Unterschiede der Stämme” (“Briefe”, Nr. 516).

Brunner bringt eine eigene Erfindung, die “zentrale Rasse”! Er steht zwar auch auf dem Standpunkt der “Einheit des Menschengeschlechts”. “*Rassen bedeuten danach die Menschen verschiedener Verhältnisse und Entwicklungsstufen*” (“Judenhaß”, S. 118); sämtliche Menschen sind “Mischlinge” (S. 119). Aber: “Unter unsern Rassen die verhältnismäßig reinste ist die jüdische Rasse, für die trotz aller Mischung die bedeutendste anthropologische Einheitlichkeit in Anspruch genommen werden muß” (S. 120). “Ihr eigener Wille und der Wille der übrigen Rassen hat dafür nach Möglichkeit gesorgt ... Drei Kontrollen bestätigen die Konstanz des jüdischen Typs” (S. 129): ‘bildliche Darstellungen früherer Jahrhunderte und des Altertums’, der ‘in Nablus lebende kleine Rest der Samaritaner’, ‘die Kohanim und Levijim unter den Juden’.

Sobald aber Brunner diesen konstanten jüdischen Typ beschreiben soll, ergibt sich: “Die jüdische Rasse besitzt unter allen Rassen die größte Variationsbreite –, eine so große, daß sie, in der Anähnlichung, die sämtlichen Rassen umspannt” (S. 133). Und daraus schließt Brunner: “*Die jüdische ist unter den Rassen die zentrale Rasse ..., die Verschiedenheiten aller an sich tragend und dadurch von allen verschieden*” (S. 130f.)! – Was für eine Definition der undefiniertheit! Wenn das irgendeinen Sinn haben soll, muß man annehmen, daß diese “Verschiedenheiten aller” von vornherein im Typ der zentralen Rasse liegen – beileibe nicht etwa schlicht und einfach das *Resultat* des Zusammenfließens vieler Typen unter dem Namen Jude im Laufe einer langen Wanderungsgeschichte bedeuten, sei es infolge Vermischung oder infolge des Einflusses der verschiedenen Wohnländer. Das wäre leichter zu begreifen, aber allerdings die “relativ reinste”

verwandelt sich damit in die unreinste “Rasse”. Brunner ist mit seiner zentralen Rasse eine veritable Rassentheorie unterlaufen.⁹²

Missionstheorie. Er zieht gleich die geistige Parallele zu seiner Rassentheorie: “*Auch hinsichtlich der Geistigkeit nimmt die jüdische Rasse eine zentrale Stellung ein und hat die stärkste Wirkung auf die übrigen Menschheitsrassen ausgeübt*” (S. 131). Im Schlußkapitel, der “Rede der Juden”, von der Brunner mitteilt, daß sie lange vor dem ganzen Buch geschrieben wurde, geht der Schluß aber umgekehrt: Erst wird die geistige zentrale Stellung der Juden behauptet, deren Gedanke der “von der ganzen einen Menschheit” sei, und dann heißt es: “Wollt ihr auch die Urkunden des Leibes befragen, so seht denn, wie das Innen zum Außen paßt” (S. 477), und die Definition von S. 131 folgt wörtlich. Vom Geistigen ging also wohl Brunner in Wirklichkeit aus. Im Geistigen, wo der Rassenglaube sich am ungehemmtesten gehen läßt, ist es aber gerade besonders klar ersichtlich, daß die Abstammung wenig bedeutet. Man braucht nur daran zu erinnern, daß Puschkin, der repräsentative russische Klassiker, Urenkel eines Abessinierneegers war und dies sich, wie er selbst sagt, deutlich in seinen Zügen zeigte. Und Alexandre Dumas, Vater und Sohn, waren nicht weniger französisch, obwohl sie ihre Negerabstammung noch im Aussehen verrieten. Der Führer der irischen National- und Kulturbewegung, De Valera, wurde in New York als Sohn eines Spaniers geboren. Brunner teilt im Grunde die Vorurteile derer, die er bekämpft.

Hier tritt nun die bereits berührte Theorie von der “Mission” der Juden hinzu: “Ich rede von ihrer Rassenenergie, womit sie den seelischen Nöten der Menschheit zu dienen suchten, und sage, daß sie die kulturgeschichtliche Rasse sind, vorhanden mehr für das Leben der Weltgeschichte als für ihr eignes Leben” (S. 422)! “Sie sind ohne Zweifel von unentbehrlicher funktioneller Bedeutung für diesen Organismus (der Menschheit)”, wenigstens “für den jetzigen Äon der Menschengeschichte”, “da der Gedanke dieser Kulturepoche ... von den Juden ist gebracht worden” (S. 422).

⁹² Als dann Brunner “(infolge meines Judenbuches) Gelegenheit gehabt, Ostjuden kennenzulernen”, konnte er sich “nicht genug verwundern ihrer Übereinstimmung mit dem slavischen Charakter” (“Tagebuch” [nur 1. Auflage], S. 261). Wie erst hätte er in Israel gestaunt über die vollkommene Rassenverschiedenheit der Juden aus den verschiedenen Weltgegenden! Ob er dann immer noch an die zentrale Rasse geglaubt hätte?

Und deswegen ist “ihr Ende ... nicht die Assimilation, sondern die freieste Behauptung der Eigentümlichkeit” (S. 421). Deswegen aber auch ist es “mit dem Judentum und seinen Taten und seinen zukünftigen Taten eine über jegliches Maß und über alles Preisen viel größere Sache, als ein jüdisches Volk in einem jüdischen Staat sein könnte” (S. 37), “weil sie (die Juden dort) ihrem Kampf in der Welt sich entziehen” (S. 38). Die Zionisten wollen sich sozusagen das Leben leicht machen – wie schon Schnitzler, witzigerweise, in “Professor Bernhardi” einen getauften Juden sagen läßt.

August oder September 1919, als Brunner für die 2. Auflage das Vorwort “Unter dem Frieden” verfaßte, wo “wieder ein Wort gegen den Zionismus” [auftauchte], antwortete er dem Zionisten Pinner, der sein Anhänger geworden war: “Sie sollten Zion vergessen?! – Habe ich denn Zion vergessen?! ... Ich aber sehe ..., daß er (der Zionismus) nicht von Zion herkommt, sondern vom Antisemitismus” – d. h., die Nationaljuden sind die Deserteure von der prophetisch-geschichtlichen “Mission” und laufen nur vor den Antisemiten davon.

Nur etwa fünfzehn Jahre später, im Schatten Hitlers, war der Äon schon zu Ende, und Brunner schrieb: “Mit der Geschichte scheint es jetzt auf den Punkt gediehen zu sein, daß Juden nicht mehr sein *können*”.⁹³ Brunner bekannte nun: “Daß aber nichts soll sein mit Assimilation, das ist ein Aberglaube, den man nicht gedankenlos nachsprechen darf, wie ich in meinen jüngeren Jahren getan” (ebd.). “Gedankenlos” und “nachgesprochen” erscheint ihm 1931, was er 1918 aus dem Geist des Judentums und seiner geschichtlichen Mission notwendig zu deduzieren glaubte. Ja, er leugnet nun, daß es überhaupt Juden gibt, während es im “Judenhaß” immerhin heißt: “In Rußland gibt es Juden ... in Deutschland Deutsche jüdischer Abstammung” (S. 77). Und 1934, im Exil, wird er schreiben: “Das jüdische Volk ging unter, nachdem seine Bestimmung erfüllt war und der ihm eigentümliche Geist von den übrigen Völkern konnte aufgenommen werden”⁹⁴ – d. h. mit dem Aufkommen des Christentums! Und da die Juden keine “Mission” haben – also existieren sie gar nicht.

⁹³ [“Der entlarvte Mensch”, Den Haag 1951, S. 194; zit.: “Entl. Mensch”]

⁹⁴ [“Vermächtnis”, Den Haag 1952, S. 191; zit.: “Vermächtnis”]

Eigentlich paßte ja die Missionstheorie der deutschen Reformjuden, die den “reinen Monotheismus” verbreiten wollten, für Brunner gar nicht. Und richtig weist er den Juden auch eine ganz andere Aufgabe zu, eine “besondere Aufgabe” (“Judenhaß”, S. 422). Nun, welche wohl? “Die Verwirklichung der Lehre von den Geistigen und vom Volke”! Die Verwirklichung der Lehre von der Unzulänglichkeit der Menge für den Geist erwartet er von der jüdischen Menge! War der Missionsgedanke bei ihm nicht nur atavistischer Rest, Überbleibsel von den zwanzig und dreißig Jahre zurückliegenden Vorträgen des jungen Mannes über Talmud und Judentum, die er nun mit neuen Gedanken, wenig glücklich, konfundierte? “Nach dem Wesentlichen der Anschauung und Haltung stammt das ganze Judenbuch aus meinen Studentenjahren” schreibt, wie zitiert, der Siebzigjährige im Exil (“Vermächtnis”, S. 169).

“Rede der Juden: Wir wollen ihn zurück”. Tatsächlich fühlt sich Brunner selbst veranlaßt, vor dem Anfügen der “Rede”, eines Glanzstückes seiner Schriftstellerei, zu bekennen, daß er sie “vor Jahren” geschrieben hatte, “als ich noch nicht jene Konzeptionen (der Fakultätenlehre) empfangen hatte” (S. 421). Wenn Brunner trotz dieser Konzeption mit ihrer Aberglaubensfakultät immer noch an die “Juden der Synagoge” mit der Forderung herantritt: “Christus muß hinein in die Synagogen!” (S. 419), so läuft das auf die Forderung hinaus, sie müßten zu ihrem einen Aberglauben noch einen anderen hinzunehmen. Und wenn er meint, er schenke den Juden damit die neue Waffe, “damit sie eines großen Teils ihrer Feinde sich werden erwehren können” (S. 419), und er die “Sekte der neuen Judenchristen” erhofft, so heißt das eine neue Religion zur Abwehr des Antisemitismus propagieren! Wenn diese “Rede” irgend praktisch in diesem Sinne gemeint war, so war sie nun für Brunner selbst überholt, obwohl er noch 1930 Christus in die Synagoge fordert.⁹⁵ Gerade auch an Brunner kann man die Wahrheit der Behauptung beobachten, daß ein Mensch, in wie stürmischem Umbruch sein Denken sich auch bewegt haben mag, alle, auch die widersprechenden Stellen seiner Entwicklung, nebeneinander lebendig in sich behält. Auch daraus erklärt sich sein ewiges Ja und Nein – das Brunner apologetisch auf das Wesen der Relati-

⁹⁵ [“Von den Pflichten der Juden und den Pflichten des Staates”, Berlin 1930, S. 132; zit.: “Von den Pflichten”]

vität überhaupt zurückführt. Unter seinen Notizen findet sich die folgende, die offenbar auf die “Rede der Juden” geht: “Wer mich versteht, der versteht mich auch in diesem Judenbuch und in der Rede *trotz meiner*. Die Lehre von den Geistigen und vom Volk, das ist die Wahrheit meiner Seele und bleibt die Wahrheit. Diese Rede mit dem Recht und Licht Aller ist ein Spiel schön vor meiner Seele” (“Vermächtnis”, S. 46) – ein entwaffnendes Bekenntnis!

Man muß die “Rede” lesen, wie sie ursprünglich gedacht war und wie sie wesentlich noch geschrieben ist. Die “Abrechnung” darin hat von der Hoheit und Eindringlichkeit der Abrechnung in Dostojewskis “Großinquisitor”. Brunner spricht aus der Tiefe der Mystik, als der geistige Jude, der er ist. Moses, Christus und Spinoza heißt hier die Lösung. Man kann sich bei dieser Rede wohl vorstellen, daß der Student Leo Wertheimer mit seinen Vorträgen über das Judentum erschütterte und begeisterte, wie er berichtet.

Auch andere Glanzstücke in Brunners Werken sind offenbar nicht im Zusammenhang des betreffenden Werkes geschrieben worden. In ihnen allen erscheinen Brunners Gedanken dramatisiert, personifiziert, dialektisch leicht forciert, mehr oder weniger auf die paradoxe Spitze gestellt zum Zwecke von Formulierungen, die einen aufhorchen lassen – wie in dieser “Rede der Juden: Wir wollen ihn zurück” (nämlich Christus).

Vorurteil und Haß. Wenn diese Rede zusammenfaßt, was Brunner zum Thema “Judentum” zu sagen hatte, so ist das Wichtigste über den Judenhaß in dem Kapitel “Das Vorurteil und der Haß” zu finden. Da spricht der Philosoph von dem Seinen.

“Das Vorurteil und der Haß gegen die Juden ist nur ein besonderer Fall des allgemein unter den Menschen bestehenden Vorurteilens und Hassens” (“Judenhaß”, S. 283). Alle, einzelne wie Gruppen, haben “*eines* gemeinsam”: “sich nämlich mit *ihrer* Eigentümlichkeit, als der gehörigen, über die der andern, als der ungehörigen, zu erheben” (S. 285). “Das ganze Bewußtsein des Menschen (ist) sein Egoismus”, “der Egoismus des Menschen (ist) der Mensch selber ... nach der vollen Umfangsweite alles dessen, was wir relativ denken: mit unsrem Wollen, in unsrem Fühlen und auch mit den sämtlichen Gedanken unsres Wissens, auch

mit unsren Vorstellungen und Urteilen über die andern" (S. 285). "Die Fehler des andern, das sind richtige Fehler" (S. 286). Unser Urteil ist "im Grunde gar kein Urteil, sondern das unwiderlegbare Interesse unsres Egoismus ..., kein Urteil, sondern Vorteil" (S. 288). "Urteil - Vorteil - Vorurteil" (S. 291). "Dieses ausschließlich Egoistsein kommt uns Egoisten nicht zum Bewußtsein wegen der von uns geübten *moralischen Kritik*. Das ist die uns allen angeborne wahrhafte Schwarz-Weiß-Kunst: den Andern schwarz und uns selber weiß zu malen ..., den Egoismus der Andern, nicht aber den eignen Egoismus zu gewahren" (S. 292). "Ganz wie mit den einzelnen, so auch mit den Gemeinschaften, ja mit den Gemeinschaften noch viel ärger ..., wer für den allgemeinen Dünkel redet, kann sich anders gehen lassen" (S. 293). Der Rassist "macht sich gut und die andern schlecht" (S. 294). "Der Judenhaß ist nur ein besonderer Fall des unter den gleichen Umständen überall in der Menschheit sich regenden Hasses - Juden, an Stelle und in der Lage von Antisemiten, würden Antisemiten sein" (S. 318). "Der Egoismus ist nicht ein Böses ..., der Egoismus ist das Wesen der Relativität ..., alle Stimmen überall, durch alle Milchstraßen des Universums, singen das einförmige Lied und deklinieren den Egoismus" (S. 321).

Wie ausgezeichnet ist das alles! Wie wahrhaft philosophisch!

Kautsky und andre wiesen auf die ökonomischen Interessen hinter dem Antisemitismus hin, auf die soziale Schichtung der Antisemiten, auf den Konkurrenzneid u. a. m. Brunner ist geneigt, das Interesse der Geltung, der "Ehre-Eitelkeit", verantwortlich zu machen, da hier der Egoismus verschleiert "idealistisch" auftrete, den moralkritischen Dünkel, der der Rassentheorie zugrunde liege. Aber dahinter stecken gewöhnlich auch wirtschaftliche Motive.

Doch mit den Juden tanzt derselbe Brunner, der sagt, daß sie in der entsprechenden Situation auch Antisemiten wären, seinen Extratanz von "ihrer stärkeren Eigentümlichkeit", "dafür (sind sie) auch die Stärkeren an Kraft und deuten mit allem auf Höheres in der Menschengeschichte, dem sie gedient haben und ... dienen werden" (S. 305).

Auch Kautsky, der in seinem Buch *Kenntnis der Rassenfrage und Unkenntnis des Judentums* verriet, hat für die Juden eine spezielle “Aufgabe”. Sie sollen seine sozialistische Lieblingsidee verwirklichen, der Menschheit “voranschreiten” in den “Internationalismus”.

Staatstheorie. Nach seiner Theorie von Staat und Nation dürfte eigentlich Brunner den Juden nicht nur nicht irgend ein volkliches, sondern überhaupt kein Dasein zugestehn.

Seine Staatstheorie beginnt nüchtern und logisch genug: “Der Trieb zum Staate (wie der zur Geselligkeit) gehört zum Egoismus des menschlichen Individuums” (S. 200). “Der Staat ist der allgemeine oder zweite Egoismus, ohne welchen der erste des einzelnen Menschen und also überhaupt menschliche Lebensfürsorge unmöglich wäre.” Die Natur hat die menschliche Gattung “mehr als andre Gattungen von Lebewesen auf die gegenseitige Hilfe der Individuen gestellt ...; ihr Egoismus, ihre Lebensfürsorge schließt das Leben in der Geselligkeit und im Staate wesentlich in sich” (S. 201). “Der Staat ist die Verkörperung des unentbehrlichen Gemeinschaftsegoismus oder *des Rechts*” (S. 202). Dieses Recht, das den Gemeinschaftsegoismus darstellt, macht die Menschen, die von Natur ungleich (an Macht) und daher “unfrei untereinander” seien, “bis zu einem hohen Grade gleich und frei” (S. 206). Hier, wenn nicht schon früher, stutzen wir: der natürliche Machtunterschied zwischen starken und schwachen, klugen und dummen Individuen ist nie so riesengroß wie beispielsweise der von unsrer Wirtschaft erzeugte und von unsrem Staat geschützte zwischen einem Milliardärfinancier und einem Tagelöhner. Schon Rousseau wies darauf hin, daß Naturunterschiede nie solche Abhängigkeit erzeugen könnten wie die gesellschaftlichen Besitzverhältnisse. Man stutzt noch mehr, wenn Brunner aus seinen Prämissen unbeirrt schließt: “*Alle* Staaten sind von immerher Rechts- und Freiheitsstaaten gewesen”, “wie unsre modernen Staaten” (S. 204).

Alle, von immerher – Despoten, Polizeistaaten, alle! Keine zwanzig Jahre später, als “unsre modernen Rechts- und Freiheitsstaaten” die Form von Mussolini-, Hitler- und Stalinstaat angenommen hatten, bestreitet

Brunner, daß dies “richtige” Staaten seien (“Charakter”, S. 139). Also doch nicht alle! Und ganz “richtig” keiner! Brunners Definition spricht vom *idealen* Staat!

Parteien. Daß es innerhalb der wirklichen Staaten Parteien gibt, hat Brunner allerdings bemerkt. Er basiert sie richtig auf der Verschiedenheit der Interessen und definiert sie als: die haben und behalten wollen (Konservative), die nicht haben und bekommen wollen (Sozialdemokraten) und die dazwischen (Liberale) (vgl. “Judenhaß”, S. 221f.). Alle drei sind ihm gleichberechtigt. Ob z. B. die Habenden eine kleine und kleiner werdende Zahl darstellen, die Nichthabenden die überwältigende Mehrheit, interessiert diese Definition nicht – wohl aber die Geschichte!

Während der konkrete Staat (parlamentarisch offen oder monarchisch maskiert) ein Instrument in der Hand der herrschenden Partei ist, steht Brunners Definitionsstaat über den Parteien. 1931, als die deutschen Mittelparteien weggeschmolzen waren, schrieb Brunner: “Ein Staat ist aus der Mitte zu verstehen und zu regieren ... Zumal wo ein Volk ... zerrissen erscheint in Rechts- und Linkspartei, so muß eine Regierung den Mittelkurs halten” (“Entl. Mensch”, S. 127). Das heißt: wenn es keine Mittelparteien mehr gibt, müssen sie erst recht regieren! Und was heißt hier Mitte? Platos berühmtes Wort von zwei Staaten in einem, die revolutionäre Situation, ist hier illustriert.

Brunner lehrt ferner: “Von Nation und Staat ist eine Korrelatdefinition zu geben” (“Judenhaß”, S. 203). Mit andern Worten, für Brunner existiert nur der Nationalstaat und die Staatsnation! Die alten dynastischen Staaten fallen z. B. durch die Definition hindurch; ebenso alle nationalen Minderheiten; natürlich erst recht die Juden. (Ernst Ludwig Pinner wies Brunner auf den Nationalitätenstaat hin, worauf Brunner 1925 antwortete: “Die Definition gibt vom Wesentlichen das *Ideal*”, so lange die concordia der Nationalitäten die discordia überwiege, sei “es immer noch *wie* eine Nation”. Von einer jüdischen Nationalität könne “keine Rede sein, weil es kein jüdisches Land und keinen jüdischen Staat gibt”.) So ist es eigentlich eine Inkonsequenz, wenn Brunner im “Judenhaß”, der Missionstheorie zuliebe, die Assimilation verneint.

Erfolg. Man kann verstehn, daß das Buch ein Erfolg wurde. 1919 erschien schon die dritte Auflage. Der ungewöhnliche, philosophische Gesichtspunkt, die Hoheit der Haltung, die Wucht des Stils zog Aufmerksamkeit auf einen bis dahin wenig bekannten, offenbar bedeutenden Mann. Die Argumentation gegen den Judenhaß wurde besonders wirksam an dem Beispiel des Deutschenhasses, zumal im Vorwort zur 2. Auflage, wo die Beispiele die frisch erlebten aus dem Weltkriege waren. Beide Vorworte – “Unter dem Krieg” und “Unter dem Frieden” – erschienen denn auch als Sonderdruck unter dem Titel “Deutschenhaß, Judenhaß und Judenhaß der Deutschen” [Berlin 1919]. Die hochpatriotische Einstellung des Verfassers mußte als ein Schild gegen die antisemitischen Verdächtigungen der Rechtsparteien wirken. Auch die tiefe mystische Interpretation des Judentums, das das Christentum einschloß, zog manche an, darunter z. B. Walter Rathenau. Juden konnte beeindrucken, daß hier einmal einer sprach, der das biblische und nachbiblische Schrifttum kannte, den Talmud freigebig zitiert – und eine sehr hohe Meinung von den Juden hatte.

Central – Verein

Dabei stimmte Brunner in der *praktischen* Position wesentlich mit der Mehrheit der deutschen Juden überein, wie sie im “Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens” organisiert waren.

Vielleicht sind hier einige allgemeine Bemerkungen am Platze. Die deutschen Juden waren in der Mehrheit nicht der Ansicht, daß sie mit Juden anderer Länder enger zusammengehörten. Philanthropie für verfolgte und verelendete “Glaubensgenossen” paarte sich mit dem üblichen Vorurteil gegen solche – die “Ostjuden”! Der erste Weltkrieg, der deutsche Zusammenbruch, bedeutete auch hier einen gewissen Wandel. Amerikanische Juden (“Ostjuden”) wurden nun die Philanthropen. Der Zionismus wuchs, aber blieb durchaus in der Minderheit, besonders unter den eigentlich deutschen Juden. Auch hatte er einen anderen Charakter als der Zionismus in jüdischen Massensiedlungsgebieten, wo er z. B. zerfiel in einen ausgesprochenen bürgerlichen der besitzenden Schicht und einen sozialistischen Poale- (Arbeiter-) Zionismus, wo man ferner darum kämpfte, ob die Kinder in hebräische oder jiddische Schulen geschickt werden

sollten, und darum, ob und wohin man auswandern sollte. Der deutsche Zionismus hatte einen Teil der Jugendbewegung, Studenten, Akademiker, Intellektuelle hinter sich. Er bedeutete vor allem eine Annäherung ans "Volk"; man interessierte sich für alles Jüdische; manche kehrten auf diesem Wege zur Religion zurück. Man konnte Sozialisten, Pazifisten darunter treffen, aber wohl kaum irgendeinen saturierten deutschen Bürger. Erst mit Hitler änderte sich das. Symbolisch ist für mich das Bild des großen, schweren Berliners, der im Sommer 1933 mit seiner ebenso stattlichen Gattin in Prag am Kaffehaustisch auf der Straße saß und, auf das Gebäude hinter sichweisend, in welchem der zionistische Weltkongreß tagte, ausrief: "Nun, wenn sie uns eben nicht haben wollen, bauen wir Zion auf!" Aber viele machten die Wendung nicht mit. Der Weg, den Brunners Ideologie in seinen Judenbüchern ging, und den wir zu verfolgen haben, ist auf seine Weise charakteristisch für das deutsch-jüdische Dilemma, und es ist kein Zufall, daß Brunner sich teilweise mit dem Centralverein auf gleicher Linie fand.

Der bereits erwähnte Berliner Anwalt Ernst Ludwig Pinner berichtet (in dem nachgelassenen, unveröffentlichten Teil seiner "Erinnerungen an Constantin Brunner"), daß "Herr Holländer, des Centralvereins Hauptfigur, Brunner besuchte, dann von dessen 'Prophetengestalt' und dem empfangenen 'unauslöschlichen Eindruck' sprach". Brunner hatte im "Judenhaß" (S. 372) eine "Väterländische Gesellschaft der Deutschen jüdischer Abstammung" vorgeschlagen. 1930 in "Von den Pflichten" (wo er dem Centralverein eine sehr kritische "Fußnote" von elf Seiten widmet!) betont er, daß er mit den betreffenden Ausführungen "alles eher als die tatsächlich bestehende (Gemeinschaft, den Centralverein) heruntersetzen" wollte (S. 177). Daß Brunner statt Glauben Abstammung sagte, konnte kaum praktische Bedeutung haben. Im selben Jahr konnte sogar ein Rabbiner (Dr. Norden, Elberfeld) im Centralverein über "Christi Bedeutung für das Judentum" sprechen, wobei eine Art Hirtenbrief Brunners verlesen wurde. Und im Centralverein-Blatt erschien ein Vorabdruck der Einleitung zu "Von den Pflichten", obwohl sich Brunner darin sogar gegen das Jüdische wendet, "*welches auch ihr nichtzionistische Juden lebendig erhalten wollt*" (S. 8).

Obwohl der Centralverein Brunners Forderung, ein “Abwehrverein gegen den Zionismus” zu sein (“Von den Pflichten”, S. 170), nicht nachkam, so daß Brunner eine Anzahl seiner Vorstandsmitglieder 1931 in seiner Schrift “Höre Israel” einer scharfen Kritik unterzog⁹⁶, betont er auch hier: “Dennoch setze ich auf diesen Central-Verein große Hoffnung. Er ist die einzige jüdische Organisation der Welt, geeignet und berufen, mit der Selbstemanzipation der Juden den ernstesten Anfang zu machen” (“Höre Israel”, S. 15, Anm.). Andererseits feierte Ludwig Holländer in der Zeitung des Centralvereins Brunner zu seinem siebzigsten Geburtstag im Jahre 1932 “als eine lichte Erscheinung in trüber Zeit” und erinnerte an – ein nun allerdings etwas weit zurückliegendes – “sein unübertroffenes Werk ‘Deutschenhaß und Judenhaß’” als “ein Quellwerk für alle Zeiten”. Pinner allerdings klagt den Centralverein bitter an: “daß man das riesige Arsenal der Brunnerschen Werke völlig unbenutzt liegen ließ” und nichts für deren Verbreitung getan habe (a. a. O.). Brunner selber “rät” auch an einer Stelle, “meiner Werke sich zu bedienen” (“Von den Pflichten”, S. 132), setzt aber ironisch hinzu, daß er der jüdischen Religion wohl ein “seltsamer Helfer” sei. – Ein glatter Liebesroman war denn doch zwischen Brunner und dem Centralverein nicht zu erwarten.

“Memscheleth Sadon”

Ein neugegründeter “Verlag Neues Vaterland”, Berlin, scheint sich an Brunner mit dem Anerbieten gewandt zu haben, eine Schrift zum Thema des Antisemitismus von ihm herauszubringen. Brunner, der sich um diese Zeit im engeren Kreise bereits “exjudaeus” nannte, gab dem Büchlein, das er im Mai 1920 beendigte, den Untertitel “Letztes Wort über den Judenhaß und die Juden”.

Untertitel hat Brunner oft (“Unser Christus oder Das Wesen des Genies”, “Spinoza gegen Kant und die Sache der geistigen Wahrheit”, “Höre Israel! und Höre Nicht-Israel! (Die Hexen)”, “Unser Charakter oder Ich bin der

⁹⁶ [“Höre Israel! und Höre Nicht-Israel! (Die Hexen)”, Den Haag 1974, S. 29ff.; zit.: “Höre Israel”]

Richtige!“) Hier aber war der Untertitel nötig, denn der Haupttitel war ein hebräisches Bibelzitat: Memscheleth Sadon – die Herrschaft des Hochmuts.⁹⁷

Diese 111 Seiten (über die ich damals im Leipziger Tageblatt referierte) sind wichtig für Brunners Philosophie. In einer knappen Formulierung findet sich hier alles, was die Grundlage abgibt für Brunners Gesellschaftstheorie, Moralkritik wie Ethik.

Zwei Jahre später folgt dem angeblichen “letzten Wort” ein weiteres, eine kleine, vorzüglich geschriebene und trefflich zusammenfassende Broschüre “Der Judenhaß und das Denken” im Philo-Verlag, Berlin⁹⁸. Hier weist Brunner selbst darauf hin, daß “Memscheleth Sadon” “sich im striktesten Zusammenhang” über die Lehre vom Interessenurteil ausläßt (mit der “die ganze Kenntnis des Judenhasses ... nach der Tiefe erschöpft” sei) (S. 8).

In “Memscheleth Sadon” formuliert Brunner seine Stellung zur Assimilation und Emanzipation besonders klar: “Die Juden selbst ... hielten die Emanzipation für die Gerechtigkeit und die schnellstens sich vollziehende Assimilation” (S. 144). Sie müssen “heraus aus aller Verkehrtheit über die Emanzipation, deren Wahrheit nicht ist, daß die Juden assimiliert, ununterscheidbar von den Nichtjuden, sondern daß sie nach ihrer Besonderheit allgemein anerkannt und von sich selber erfaßt werden nach der wahren Eigentümlichkeit ihres Wesens.” (S. 144) “Ihre Eigentümlichkeit ist ihre Freiheit und ihr Selbst, deswegen ist ihre Emanzipation zur Freiheit das Anerkannt-werden nach ihrer Eigentümlichkeit” (S. 145). “Die Deutschenjüdischer Abstammung haben ihre Eigentümlichkeiten ... zu pflegen ... Ihre Eigentümlichkeit ist gleichbedeutend mit ihrer Wahrhaftigkeit und mit ihrer Naivität” (S. 145).

In den Jahren kurz vor Hitler wird Brunner “alles zurücknehmen und das Gegenteil behaupten”, wie das Witzwort geht. Gerade das, was er hier als “Verkehrtheit über die Emanzipation” geißelt, wird er als “reinen Begriff der Emanzipation” bezeichnen und nicht nur reuig auf “unsre Väter” zurückweisen und Gabriel Riesser zitieren, sondern diese noch

⁹⁷ [“Die Herrschaft des Hochmuts (Memscheleth sadon). Letztes Wort über den Judenhaß und die Juden”, Stuttgart²1969; zit.: “Hochmut”]

⁹⁸ [Berlin 1922; zit.: “Judenhaß und Denken”]

mit seiner Forderung völligen Untergangs übertrumpfen. Natürlich muß dann Brunner auch seine geschichtliche Missionstheorie widerrufen.

Nur aus dieser kann man sich den unausrottbaren Optimismus, den Glauben Brunners an die Stärke der Juden erklären – trotz seiner Überzeugung von der Unausrottbarkeit des Judenhasses. Besonders stark drückt sich dieser Optimismus in der Broschüre des Philo-Verlags aus: Die Juden *“wollen gar nicht ihrem Schicksal abfallen”* (*“Judenhaß und Denken”*, S. 34). *“Groß ist die Kraft in Menschen von jüdischer Abstammung ..., möchten sie doch um alle Herrlichkeit der Welt nichts anderes sein als das, was sie sind ... Könnten ja auch ... nicht sich selber entwischen ... Zu der Empörung, daß sie kämpfen müssen, überkommt sie wirklich auch die Lust des Kämpfens ..., die Lust an ihrer starken Kraft und ein Lachen!”* (S. 36) – Das ist ja geradezu der reine Nietzschesche Übermensch!

Ganz merkwürdig aber ist, daß, selbst als das Heraufkommen Hitlers Brunners Ton und Ansichten radikal geändert hatte, er diese Einstellung behielt. Noch in *“Von den Pflichten”* schreibt er von den Juden: *“Sie sind ja stark; wie sind sie immer stark gewesen. Die vollste Kraft hat ihr Wille zu leben”* (S. 277). Wie merkwürdig ist das, da Brunner sich ja doch in *“Von den Pflichten”* diesem gepriesenen Willen bereits entgegensetzt, ja behauptet, die Juden gäbe es nicht mehr. Und 1936, kurz vor seinem Tod, schrieb er mir, wie gesagt, daß es *“mit der Fortexistenz der Juden eine tiefere Bewandtnis”* habe – obwohl er auch im Exil dabei geblieben war, daß es Juden nicht mehr gäbe.

Diese Widersprüche spiegeln eine widerspruchsvolle Situation: die eines nationaldeutschen Juden, besonders noch eines, der so ungewöhnlich tief im Judentum wurzelte wie Constantin Brunner.

Walther Rathenau

Walther Rathenau hatte 1917 die Aufforderung eines *“Herrn C. v. T.-F.”* (Curt Trützschler von Falkenstein, *“Die Lösung der Judenfrage im Deutschen Reich”*), zum Christentum überzutreten, abgelehnt. In *“Eine Streitschrift vom Glauben”* hatte er erklärt, daß er wohl auf dem Boden der Evangelien stünde, aber einerseits ein Unterschied zwischen Religion und Kirche bestehe, andererseits zwischen Nation und Staat, und eine

Bindung zwischen Staat und Religion schädlich sei. (So habe die protestantische “Staatsreligion” zu der Anomalie geführt, daß deutsche Politik weitgehend von einer konfessionellen Schutzpartei, dem katholischen Zentrum, abhängig wurde.) Die mosaische Religion sei keine Kirche. “Nach Belieben der Gemeinde” werden in den Synagogen “Kulthandlungen” vorgenommen – durch angestellte “Kultbeamte”, nicht Priester. Es gebe keine Instanz, bindende Glaubensdeutungen zu geben. Das “Eini- gende dieses kirchenlosen Glaubens” seien “vier (hebräische) Worte”, zu deutsch: “Der Herr ist unser Gott, der Herr der Eine”. Rathenau kommt zu dem Schluß: Wenn ein Moslem oder Buddhist, der den Glauben der Evangelien angenommen, ihn fragte, so würde er ihm zu keiner christlichen Konfession raten, sondern ihm sagen: “Dein Glaube ist dem Schoße des Judentums entsprossen. Vielleicht ist er die allein mögliche Fortbildung seines ethischen Monotheismus ... Willst Du überhaupt deinem Glauben den Stempel eines herkömmlichen Bekenntnisses aufdrücken, was bei dir steht, so scheint der mosaische Monotheismus kraft seiner Freiheit von Dogma und Kirche mir das einzige Bekenntnis zu sein, daß deinen Glauben ohne inneren Widerspruch dulden darf und dulden muß”. So der neue Nathan der Weise.

Ohne die – bedeutenden ! – Unterschiede in ihrem Gedanken zu ver- kennen, kann man sich doch leicht vorstellen, wie Rathenau beeindruckt sein mußte, als ein Jahr später Brunners “Judenhaß und die Juden” mit der “Rede der Juden: Wir wollen ihn zurück” erschien!

Er sandte dem ihm unbekanntem Verfasser am 27. Januar 1919 ein Billet: “Mit ihrer gewaltigen Kontroverspredigt haben Sie den Paganismus ge- zwungen, Christus herauszugeben. Was gedenken Sie zu tun – wenn Sie mir die Frage gestatten wollen –, damit er nicht abermals und länger von den Juden verworfen werde?” Und am 31.: “Moses hatte eine schwere Zunge, und die Propheten sträubten sich. Rufen Sie die Juden zum Chri- stenbund der Juden. Es ist genug, wenn zehn Ihnen folgen. Im Geiste entscheidet nicht major pars, sondern sanior pars”. Und eine Woche später, als Brunner ihm offenbar seinen Aufsatz “Zum 55. Geburtstag” gesandt hatte: “Ihre schönen und tiefen Erinnerungs- und Bekenntnis- worte habe ich sorgsam gelesen. Ihr Traum sagt wahr: Nicht zu den

Juden, sondern zu den Menschen sind Sie gesandt. So wird der losgelöste Christus fürs erste keine andre Heimat finden als bei seinen jeweils zwölf Jüngern”.

Auch an andre schrieb Rathenau über diese Sache. So unterm 10. 2. 1919 an Hugo Marx: “Ich möchte Ihnen empfehlen, das gewaltige Schlußkapitel in Constantin Brunners Buch ‘Der Judenhaß und die Juden’ zu lesen ... Nach meiner Überzeugung gibt es für das geistige Judentum keinen andern Weg als den, diese Gedanken mit höchster Energie aufzunehmen” (Briefe, Nr. 503).

Die Freundschaft, die so begann, spiegelt sich in einer Reihe von Billets und Briefen Rathenaus, in seinem gepflegten pointierten Kurzstil. Von Brunners Schreiben haben “die hauptsächlichsten im Nachlaß (Rathenaus) sich nicht vorgefunden”, wie Brunner den Herausgeber einer amerikanischen jüdischen Zeitschrift beschied, dem er Rathenaus Briefe sehr gut als “ein Idyll aus dem Leben dieses großen Arbeiters ohnegleichen” charakterisiert.

Es ist wohl nicht nur freundliche Umgänglichkeit, sondern etwas von persönlicher Anhänglichkeit in dem kleinen Zug, daß Rathenau im letzten erwähnten Billet die “törichte” Freude erwähnt darüber, “daß wir fast gleichaltrig sind”. Wahrscheinlich hatte er “Zum 50. (statt 55.) Geburtstag” gelesen; er war fünf Jahre jünger.

Unterm 25. Februar 1919 bestätigt er Brunner den Empfang des “monumentalen ersten Doppelbandes Ihres berühmten Werkes. Ich blicke auf diesen Quaderstein des Geistes mit all meiner Bücherzärtlichkeit und berühre ihn nicht. Er wird auf meinem Tische bleiben, bis im Sommer – sofern es mir noch einmal vergönnt ist – er mich in die Stille begleitet”. In der Sammelschrift “Von Constantin Brunner und seinem Werk”⁹⁹, die mehr Briefe Rathenaus an Brunner bringt als die Briefsammlung im Reisner-Verlag, findet sich dazu die Anmerkung: “Die ‘Lehre von den Geistigen und vom Volk’ blieb auch nach der ersten Lesung auf seinem Tisch”.

Brunner hatte Rathenau auf einen “Offenen Brief eines kleinen Kreises in Göttingen” aufmerksam gemacht. In Rathenaus Antwort überrascht die Wendung: “Freilich zweifle ich, ob es heute noch ein andres Handeln

⁹⁹ [Hg. von der Constantin-Brunner-Gemeinschaft, Berlin 1927]

gibt als Denken. Die deutsche Odyssee beginnt, und so bleibt vielleicht nur das Dokument bestehen, was wir am Ufer hinterlassen” (3. 3. 1919). Was ihm bei solchem tragischen Aspekt Brunner bedeutet, drückt er unterm 28. 3. so aus: “Es tröstet mich, daß Sie da sind. Ich glaubte, es sei niemand mehr da. (Wie in einem Traum: wenn alle abgereist sind.) Die Zeit scheint mir wieder bewohnbar. Ich drücke Ihnen von Herzen die Hand”.

Die gesammelten Briefe bringen auch dies so charakteristische Schreiben Rathenaus nicht. Vielleicht erschien dem Herausgeber, es würde als ein Widerspruch mitten in einer weit verzweigten Korrespondenz erscheinen. Aber man kann mit Diogenes am hellichten Tag eine Laterne anzünden und mitten im Marktgewühl nach einem Menschen suchen.

In das “Idyll” dieser Briefe an Brunner spielt “die Zeit” immer wieder drohend hinein: “Möge unser Land behütet sein”, oder: “Hier ist Hexenkessel”; oder (obwohl er wisse, daß all dies das “Me-On”, das Nicht-Seiende, ist): “Ein dicker, fetter Erdenrest klebt mich an das bebende Land”.

Im August 1919 erhält Rathenau einen seltsamen Brief, wohl den ersten Drohbrief: ein Blatt mit Trauerrand, darauf, außer zwei Daten und einem Zeichen, das hebräisch geschriebene Wort “Churban” und “33”. Rathenau notierte darunter eine Anfrage, ob Brunner “etwas aus dieser anonymen Rätselschrift machen” könne. Rathenau, der sich auch sonst Brunner gegenüber angeregt findet, etwas Hebräisch auszupacken (“Shalom alecho” grüßt er einmal, “ki tob” fügt er an einer Stelle dieser Notiz ein), riskiert die Vermutung, daß Churban ein Monatsname sei. Brunner antwortet mit einem “Jeworechecho” (er segne dich) gegen das Churban, das Zerstörung bedeute: “Geliebte Seele, du sollst gesegnet und behütet sein” (eine Paraphrase des jüdischen Segensspruches, unter Auslassung des Namens Gottes). Die Drohbriefe sollten “immer zahlreicher und immer satanischer” werden und ihr Ende erst mit Rathenaus Ermordung finden.

In seiner Schrift “Vom Einsiedler Constantin Brunner”¹⁰⁰ hält Brunner 1924 in dem Teil, der “Das Unglück unsres deutschen Volkes und unsre ‘Völkischen’ “ betitelt ist, diese Leichenrede auf Walther Rathenau: “Du

¹⁰⁰ [Potsdam 1924; zit.: “Einsiedler”]

hast den Kopf und das Herz (Deutschlands) ... gemeuchelt, du blutjunger, blutiger Junge, du mit deinem völkischen Mordideal. Hochwunderbares stellte dieser Mann dar: die Verbindung dessen, was uns Allen fast fehlt, des Sinnes für die Wirklichkeit ... mit dem Ideal ... In der kindlich reinsten Seele, die unser Land hervorgebracht, trug er ein so brennendes Verlangen, ihm zu helfen, und besaß dazu den Kopf wie kein anderer Mann des Landes; seine politisch-wirtschaftlichen Gedanken und Reden sind himmelklar. Und dieser vornehm befähigteste und fürstlichste Vertreter Deutschlands war auch der heldenhafteste: Er wußte sein Ende voraus, aber er harrete aus bis an dieses Ende. Wer, außer ihm, besaß die Kraft und ausgeläuterte Seele des Heldentums: für sein Volk zu kämpfen, das ihn bekämpfte und bespie ..., ungestört und unverwirrt weiter zu schaffen für sein Volk bis an den Augenblick dieses Endes? Das deutsche Volk wird nicht so bald seinesgleichen sehen und ist ihm viel schuldig wegen seiner großen Treue, womit er diesem schon recht schlecht gewordenen Volke für Haß Liebe gegeben hat, und für das Ende, das du ihm gegeben hast ... Er war so klug, wie du töricht bist, und war so gut, wie du schlimm bist – den frömmsten und den tüchtigsten Mann und einen Helden Deutschlands hast du gemordet und bist dann davongelaufen, du frommer und tüchtiger Idealist, völkischer Held und Retter Deutschlands!” (S. 117f.) “Anstatt den Genius Rathenaus auszulöschen, hast du vielmehr seinen Namen als deutschen Patrioten in der Geschichte strahlend gemacht ... Verrücktheit und Niedertracht ... kennt nicht das Gesetz, wonach sie allezeit dem zur Verherrlichung dienen muß, den sie wähnt vernichten zu können” (S. 119).

1930 erklärt Brunner, aus welchem “Grunde ... unter uns Rathenau an der Regierung teilgenommen” (“Von den Pflichten”, S. 215): “Politik ist noch immer Lügen und Trügen ..., wie Platon sagt: die Rechtschaffenen gehen an das Regieren nur als an Notwendiges und aus Angst vor der furchtbaren Strafe, wenn sie sich verweigern; weil alsdann, statt ihrer, die Schlechten regieren” (S. 214f.).

Seine Bekämpfung des Zionismus sucht nun Brunner auch mit Äußerungen Rathenaus zu stützen: “Mir sagte einmal Rathenau: ‘Was wird das Ende des Zionismus sein? Eine Börsenpleite’”. Brunner will darauf nicht nur geantwortet haben: “Nein, das unerhörteste aller Judenpogrome in Palästina”, sondern auch schon in seinem Stil von 1930, daß der Zio-

nismus die Worte des Judenhasses wiederhole, “eiserne Worte des Mörders”. Da habe Rathenau Brunners Hand gefaßt und “mehrere Male sehr langsam” genickt, “wobei er die Augen geschlossen hielt und unendliche Trauer auf seinem Gesicht stand” (S. 182).

In einer Tagebuchnotiz bestreitet Brunner, was man von Rathenau gesagt habe, nämlich, “daß er andres nicht wolle” als “nur hypokritisch zu den Hörern sprechen”: “Er *wollte* Gespräch und konnte hören *und sorgte für das Gespräch*, kannte dessen Lebensbedingungen. Bei ihm fand ich, außer ihm selbst und dem aufwartenden Diener Hermann, niemanden weiter, und *jeder*, der kam, wurde abgewiesen” (“Tagebuch”, S. 356f.). Wie herzvoll, wie erschütternd hat er darüber einmal zu mir gesprochen!

Sie sandten sich gegenseitig ihre Werke zur Lektüre. Brunner rühmt Rathenaus “1813”, auch einige “von ihren Kleinigkeiten und Spritzern”, “sie haben mir geschmeckt” (März 1919). Was er von Rathenaus Philosophie hält – der selber seine “Mechanik des Geistes” überall für sein Hauptwerk erklärt – erfährt man erst aus seinen Äußerungen auf dem Totenbett. Brunner sagt da: “Rathenau hatte ein zärtliches, frauenhaftes Verhältnis zu mir. So oft wir zusammen waren, war er für niemand zu sprechen und für nichts zu haben. Er war ein genialer Geschäftsmann, aber er hat, als Minister, Deutschland wie ein Geschäft behandelt, das er sanieren müsse. Ich habe es ihm gesagt, daß seine Philosophie nichts wert sei, daß er eine Industriephilosophie hätte. Das hat ihn fast erschlagen, aber er hat es groß getragen. Unser Verhältnis blieb ungetrübt bis an sein Ende”.¹⁰¹

Das Ethische Seminar

Wir gehen wieder in die Zeit nach dem ersten Weltkrieg zurück. Die früher österreichische Stadt Czernowitz gehörte nun zu Rumänien. Im Osten und Westen hatten Revolutionen neue Zustände geschaffen. Alle

¹⁰¹ [Lothar Bickel, “Constantin Brunners letzte Stunden”, in: Die Constantin Brunner Gemeinschaft, Interne Zeitschrift, 5. Jg., Nr.15, Dezember 1950, S. 31]

Verhältnisse waren im Fluß. Auch in der vorwiegend jüdischen Bevölkerung der Stadt Czernowitz, besonders unter der Jugend, war das Gefühl des Suchens nach einem neuen Halt stark.

In dieser Zeit, im Juli 1919, begann ein unbeschäftigter Realschullehrer, der 33-jährige Dr. Katz, der sich jetzt “symbolisch” Kettner, Friedrich Kettner, nannte, in einem leerstehenden Schulauditorium ein Unternehmen, das er “Ethisches Seminar” taufte. Er fand großen Zulauf.

Katz-Kettner hatte nach seiner eigenen Darstellung (“Vor-Wort an Constantin Brunner”)¹⁰² sich 1911 brieflich an Brunner gewandt, nachdem er dessen “Spinoza gegen Kant” gelesen hatte. Er hatte ein Jahr später Brunner in dem Ostseebadeort Misdroy persönlich aufgesucht und dann auch die “Lehre” gelesen – wie er nun 1929 behauptet, besonders deswegen, weil ein Spinozaporträt ihr vorangesetzt ist!

In seinem Ethischen Seminar wollte er nun wohl sozusagen die “Gemeinschaft der Geistigen” errichtet haben und stützte jedenfalls sein Evangelium auf den großen, noch unbekanntenen Philosophen im fernen Berlin.

Wie mir ein Augenzeuge, mit noch nachwirkender naiver Begeisterung, viele Jahre später erzählte, sei bei der ersten Zusammenkunft das Auditorium überfüllt gewesen, viele standen vor der Tür. Und Kettner habe, eine Stelle aus der “Ankündigung” variierend, mit einer großartigen Geste die Nicht-“Berufenen” aufgefordert zu gehn; die Tür sei offen!

Ich habe bei ehemaligen “Seminaristen” noch die *hektographiert* herausgegebenen Ansprachen Kettners teilweise einsehn können. Wie solche vagen Tiraden eine Menge Menschen auch nur einige Zeit fesseln konnten, ist kaum zu verstehn. Die Zuhörer waren eben sehr jung, und von Kettner ging wohl einige rednerische Suggestion aus. Er berauscht sich an hochtönenden Phrasen und gebraucht immer neue Wörter und ist andauernd dabei, sie zu “definieren”. Das ist sein “Inhalt”. Über diese “Symbole” kommt er nicht hinaus. Wir finden da eher anstelle eines logischen Zusammenhanges eine assoziative Gedankenflucht, wie bei einem Geistesgestörten.

¹⁰² [Friedrich Kettner, “Die erste Spinoza-Gemeinschaft oder der Anti-Egoist. Ein ethisches Drama. Und ein Vor-Wort an Constantin Brunner”, Wien 1929]

Eine der hektographierten Nummern – Nr. 3, vom 5. August 1919 – zeigt eine Sonne im Titelpf mit der Inschrift “Das Ziel”, zu beiden Seiten Ketten (Kettner!), die Eimer aus Brunnen ziehen; unter der Sonne die Initialen F. K. Hier ein Beispiel aus dem Text: “Wahrnehmen des Guten, das in unserem Innern vorhanden ist, macht den Menschen gut. Es formt den Innensinn um, wie die Sonne unser Auge umformt. Wäre unser Auge nicht sonnenhaft, könnten wir die Sonne nicht sehen. Es gibt eine Sonne auch *in uns*” etc.

In Nr. 4 finden wir Sätze, mit denen sich Kettner an die Zeit anhängt, und zwar so: “Und nachdem die Ideen der Freiheit und Gleichheit in der Welt sichtbar geworden sind, kommt die Zeit der ethischen Erneuerung, die Zeit der Innenrevolution!” In der nächsten Nummer, vom 28. August, dem Geburtstag Brunners, dessen Name im Titelpf erscheint, heißt es unter anderem: “Der sichtbare Kampf gegen Constantin Brunner wird erst beginnen, wenn wir älter sein werden. Dann bitte, sich an diese seltsame Stunde zu erinnern, an diese ungewöhnliche Geburtstagsfeier eines der Welt noch unbekannt, nur den Intimsten bekannten, weil gekannt. Dann werdet ihr Euch erinnern an diesen 28. August 1919, an den Tag des geheimnisvollen Erlebens, wo euch gesagt wurde: *Constantin Brunner ist der wiedergeborene Spinoza. Constantin Brunner ist der Mittelpunkt des zwanzigsten Jahrhunderts.*”

Am Schluß lesen wir: “Ihr lieben, treuen Seminaristen ... wisset: es wird hierher gedacht, gedacht von Brunner an das Ethische Seminar. Das Seminar *ist* in der Welt! *Es ist noch nicht erschienen, es wird erscheinen!*” etc.

In Nr. 7 (12. Oktober) führt Kettner wieder ein neues Wort ein: “die idealistisch-materialistische Biosophie”: “Meine Lieben, die Sprache kann in verschiedenen Formen all das sagen, was dem Wesen nach dasselbe ist”, beginnt er tiefsinnig, macht einen völlig unnützen “Vergleich” zwischen “Wortwährung” und “Geldwährung” und behauptet schließlich: “Bei dem Wort Philosophie weiß man nicht recht, was darin gedacht wird: Der eine wird darüber lachen, der andere kann dabei andächtig werden. Was wir meinen, wird am besten mit dem Worte ‘Biosophie’ ausgedrückt ... Biosophie ist Lebensweisheit” etc. Die folgende Blüte sei noch erwähnt: “Wir könnten sagen: Herz und Hirn, das zusammen macht

den *Menschen*. Hirn allein macht noch nicht den Menschen, denn auch Tiere haben Gehirn“. Anscheinend aber kein Herz?

Wie mir ein anderer Teilnehmer an diesem “Seminar” erzählte, hieß es am Ende der Vorträge immer: “Ihr müßt euern Opfermut beweisen!” und eine Geldsammlung wurde veranstaltet. Einige Jahre später, als manche “Seminaristen” nach Wien verzogen waren, eröffnete Kettner eine Zweigtätigkeit dort. Wie in dem erwähnten “Vor-Wort” zitiert, schrieb Brunner ihm damals: “Ich bitte Dich und Euch, noch davon Abstand zu nehmen, in Deutschland eine Pflanzschule Eurer Pflanzschule zu probieren”. Das ist vielsagend.

Manche Jünger Kettners begannen selbst, Brunner, besonders die “Lehre”, zu lesen. Es waren sonderbare Enthusiasten darunter, wie der eine, der die ganze “Ankündigung” auswendig lernte. Die Ernsten, Denkfähigen fingen an, von Kettner abzurücken. Brunner nannte Kettner “den betrunkenen Laternenanzünder” – offenbar mit einigem Wohlwollen. War aber nicht Kettner derjenige, der mit seinem Seminar die “Bewegung” geliefert hatte für den unbekanntenen Brunner? Er drang in Brunner, daß sie “Teilhaber” würden, er wollte sich an Brunners Werk “beteiligen”.

Es scheint schwer, zu verstehn, was das eigentlich heißen soll. Man muß aber wissen, daß das Seminar für Kettner eine Einkommensquelle bedeutete und worin Kettners Tätigkeit in Amerika bestand, wohin er einige Jahre später ging. Er wurde “founder of biosophy”; er gründete “clubs” mit Darbietungen und Tanz (und natürlich Eintrittsgeld) in New York, Chicago, später auch Buenos Aires. In den 30er Jahren hieß der Klub einmal “secretary of the peace center” (sozusagen Lösung der Weltkonflikte: warum nur Kriegsminister und nicht Friedensminister?). Nach Roosevelts Deklaration der “vier Freiheiten” wurde der Klub “four freedoms club” (natürlich immer mit Tanz und Eintrittsgeld). Und immer neue Wörter: an Demokratie hängte er “Biokratie” (“De la democracia e la biocracia” hieß es in Buenos Aires.) Kurz, der Wortemacher war ein Geschäftemacher. Und so wohl war sein Vorschlag einer Beteiligung an Brunner als der eines gemeinsamen Geschäfts zu verstehn.

Constantin Brunner schreibt in einem undatierten Brief (wohl von 1935) an einen ehemaligen “Seminaristen”: “Ich hatte ihn (Kettner) wahrlich nicht ermutigt, vielmehr jede Erzählung über sein Werk und über mich

ihm abgeschnitten und, sovielmals er ein Wort für Euch verlangte, ihm keinmal eines gegeben ... Ich glaubte an eine faselige Sache und Schaum, der bald in sich zusammensinken würde ... und hatte keine Vorstellung von der Möglichkeit, daß auf derartigem Wege mit so unzulänglichen und absurden Mitteln ein vernünftiges Ziel sich könnte erreichen lassen ... Und dann als solche Kerle, wie Ihr, hervorspazierten, da war mir das eine der wundersamsten Überraschungen und Belehrungen meines Lebens”.

Als Kettner dazu übergang, Brunner mit einer “vierten Fakultät” und als “Anti-Egoist” entgegenzutreten und auch Kettners Charakter verdächtig wurde, erhob sich eine Rebellion gegen ihn. Brunner bemühte sich, jedenfalls im Anfang, Frieden zu stiften. Das mag auf seine allgemeinen Prinzipien zurückgehn; auch in dem eben angezogenen Brief sagt er: “Wie fürchterlich büßt er seine Sünde! Es war mir darum unmöglich, als vor einem Jahr W. B. mich bat, daß sein (Kettners) Treiben in New York entlarvt würde, dazu beizutragen; vielmehr bat ich W. B., davon zu lassen”. In dem Brief an W. B. (vom 21. 10. 34) begründet dies Brunner so: “Es bleibt bedenklich in jedem Falle, zum Sturz eines Menschen beizutragen ... Mir ist sehr schmerzlich, daß Kettners Charakter diesen Gang genommen hat ... Ich glaube, daß Bickel der erste gewesen ist, der Kettner durchschaut hat”. Und ein Jahr später (November 1935) stellt er seine Prinzipien so dar: “Auch bemühe ich mich, die Empfindlichkeit und das schnelle Auf und Ab, dem durchweg wir Bewegungserscheinungen Mensch ausgeliefert sind, niederzuhalten ... Etwas von der Treue, die ich zu meinen Denkprinzipien habe, eignet mir doch auch wohl für Beurteilung und Gesinnung gegenüber den Menschen; und wen ich jemals lieb hatte, den habe ich nie wieder aus meiner Liebe gelassen, es stehen auch in meinem Herzen Säрге von noch lebenden Menschen ... und sind mir noch teuer, ob ich ihnen das auch nicht mehr zeigen kann, denn sie würden nicht verstehn, wie ich den Menschen erlebe und betrachte”.

Es gelang Brunner nicht, Frieden zu stiften. In einer Notiz stilisiert er als allgemeine Maxime, was er mit Kettner erlebt hatte: “Der Himmel bewahre jeden bedeutenden Mann vor den Anhängern, die ihn besser verstehen als alle die übrigen Anhänger (die doch bloße ‘Ja-Sager’ seien!) und die ihn bewahrt wissen möchten vor Gefahr der Schwäche” (“Vermächnis”, S. 217). Ausführlicher läßt sich Brunner in “Aus meinem Ta-

gebuch aus, wieder ohne Namensnennung und generalisierend – beide Stellen sind übrigens erst nach Brunners Tode und aus dem von ihm zur Vernichtung bestimmten Nachlaß veröffentlicht worden. Er spricht da von einem Größenwahn, der nicht der “schwächlichsten Versuche” fähig ist, etwas zu leisten, lächerlich “im obskuren Kreise, tyrannisch ..., wo ihm dies gelingen will” (S. 372). “Aber nun kommt ihm, dem Größenwahn, eine Überlegenheit und wirkliche Größe in den Wurf, und es wird interessant: Zuerst Unterwerfung, mit Bewunderung, in die aber sehr bald schon Heuchelei sich zu mischen beginnt”; der Größenwahn läßt nur Selbstbewunderung zu. “Unterwerfung zur Eroberung. Man will sich beteiligen an der Größe ..., im Grunde überlegen dabei ... So will der Größenwahn ohne Arbeit und ohne Mittel des Talents ... Und da das natürlich nicht gelingt ..., Rache an ihr ..., auf alle Art sie heruntersetzen ..., unter die Füße und sie betrampeln ... Leider ... Da sind die verfluchten Anhänger –, ja, wenn diese blöden Ja-Sager nicht wären ..., die eben nur Ja-Sager sind, ohne etwas zu verstehen ... Die arme geliebte Größe muß ja zugrunde gerichtet werden durch die Schmeichelei ... Jedoch die redlichsten Versuche ..., ihr die Ja-Sager zu diskreditieren ..., schlagen fehl, ebenso wie die Versuche, die Ja-Sager ihr abspenstig zu machen und sich selber nach seiner wahren Bedeutung zum Ja-Sagen hinzuhalten” (S. 372f.).

Kettner suchte schließlich, Brunner von einer andern Seite beizukommen – und bezichtigte ihn tatsächlich einer Art Unterschlagung (von sage und schreibe fünfzig Dollar)! Vielleicht bezieht sich Brunner mit auf diese Angelegenheit, wenn er auf dem Totenbett klagt: “Ach, Bickel, was habe ich erdulden müssen, zweimal in meinem Leben, durch Aufbewahren von anderer Leute Geld! ... Doch haben sich die Irrtümer bald aufgeklärt”.

1929 veröffentlichte Kettner in einem Wiener Verlag (von Amerika aus) ein Pamphlet, dessen voller Titel lautet: “Die erste Spinoza-Gemeinschaft ein ethisches Drama und ein Vor-Wort an Constantin Brunner”. Besonders abstoßend wirkt der “überlegen moralische” Heuchlerton, den Kettner da anschlägt: Er habe den “wehleidigen” Brunner immer “geschont” und mit ihm “Mitleid gehabt”! Dem “Mittelpunkt des 20. Jahrhunderts”, dem “wiedergeborenen Spinoza”, erklärt nun der Kettner des “Vor-Worts”, “daß Dich Spinoza nicht aus *ethisch-praktisch en* Motiven

wie mich interessiert, daß Du für *die Idee der Nachfolge Christi* keinen wesentlichen Sinn hast, daß Du ... von mir bloß verlangst, daß ich Dir Czernowitzer und Czernowitzerinnen zuführen soll” (S. VII)!

Auch “Theoretisches” bringt Kettner vor. Er zitiert einen Brief, in dem Brunner ihm über die “vierte Erkenntnisart” schreibt, Kettner habe dafür nichts weiter beigebracht als das Wort *interpretatio*, was schon “von weitem nach dem ärgsten Fusel” rieche. “Weine mit mir über Dein altes Laster, mein geliebter Kettner, und laß es für immer” (S. XII). Wozu Kettner nun stolz und entrüstet erklärt, daß das Wort vielmehr *integratio* gewesen sei. Am Ende des “Vor-Wortes” trumpft Kettner zu allem andern Unsinn noch mit einem neuen Wort auf. Er lehre den “ethischen Seminarismus” (vgl. S. XIV)!

Das “Drama” selbst wiederholt die Anwürfe des Vor-Wortes; aber nun mit verteilten Rollen. Kettner heißt Dr. Fried, Brunner Ferdinand Hochgeist. Es gibt viel unfreiwillige Komik. (Ein Briefträger z. B. tritt plötzlich auf und sagt: “Ich bin zwar nur ein Briefträger, aber mein Herz gehört der ganzen Welt”. (S. 15)) Hochgeists Äußerungen sind zum Teil Briefen und Werken Brunners entnommen und klingen ganz anders als der Rest, passen nicht immer in den Kontext.

Verblüffend ist, wie deutlich das “Drama” den zugrunde liegenden wirklichen Sachverhalt enthüllt. Da ist die Affäre einer Seminaristin, die sich das Leben nimmt. Die Schuld wird dem verheirateten Fried-Kettner gegeben, der verhaftet, schließlich zwar freigesprochen wird, aber nach Amerika gehn “mußte” (wie Fried von sich selbst sagt, wobei er auch bekennt, daß er “Gutes und Böses” tun mußte). Wenn ihm von den Rebellen vorgehalten wird: “Wir kennen deinen Lebenswandel; wir wollen abwarten, was das Gericht zu sagen hat”, antwortet er: “Wer ist kein Sünder in dieser moralischen Welt? Ich habe immer wieder gebetet: Führe mich in Versuchung, daß ich selber alle meine Kräfte kennen lerne”! Das neue Gebet des “Anti-Egoisten” und “Ethischen Seminaristen”, der “einen Sinn für die Nachfolge Christi” hat!

Ganz richtig – aber als Anklage – stellt Fried Hochgeist-Brunners Kälte gegen das Seminar dar. Sein Sendbote sagt: “Der Meister läßt Euch durch mich sagen, daß Fried anderes tut als denken und krank ist” – was wohl den Nagel auf den Kopf trifft. Gegen Ende, als Fried-Kettners Frau in

New York von Berlin erzählt, nennt sie, zu unserm Erstaunen, Hochgeist-Brunner “diesen letzten Endes ausgezeichneten Mann”. Bekam es Kettner, selbst im sicheren Amerika, mit der Angst zu tun – oder mußte Bileam segnen?

In “Von den Pflichten”, das ein Jahr später erschien, erbietet sich in einer Fußnote Brunners Anwalt, Interessenten Abschriften der bei ihm hinterlassenen Zeugenaussagen gegen die “Kettnerschen Erfindungen” einzusenden (S. 190).

Lotte (“Tagebücher”, 27. 3. 1923) erzählt: “Ich hatte in Gedanken an Czernowitz gesagt: ‘Es wird immer in der Geistesgeschichte diesen Kreislauf geben: die Idee schafft die Organisation, und die Organisation vernichtet die Idee, wie Goethe es ausdrückte’. Worauf Vater: ‘Natürlich, aber das macht ja nichts, und darum soll nur jeder mitwirken, der Idee zum Leben zu verhelfen. Denn die Welt wie jeder Einzelne ist immer zugleich Gottes und des Teufels, wir werden immer zwischen Himmel und Hölle hin- und hergeschmissen; nun macht der Teufel schon von selber genug Propaganda für sich, Gott aber braucht die Hilfe der Guten’ ” (S. 368). Und es ist immerhin Tatsache, daß der “verfrühte, gewaltsame Versuch” (“Einsiedler”, S. 13) des kranken Kettner eine Anzahl von “Brunnerianern” hinterließ – wenn auch für viele der Überlebenden nicht viel mehr als eine sentimentale Jugenderinnerung zurückgeblieben ist, die sie aber noch heute wärmt. Hauptsächlich dieser Gruppe ist es zu danken, daß Dr. Lothar Bickel, ihr verstorbener geistiger Führer, den Nachlaß Brunners herausgeben konnte.

Trotzdem zeigt Czernowitz (wie manches Spätere), daß Constantin Brunner sich wohl einer Illusion hingab, wenn er meinte: “Das Meinige wird man nicht verdrehen und verbiegen können, denn ich bin deutlich, und ich habe alles selber besorgt, ich bin in alle Einzelheiten gegangen, in alle Anwendungen und immer unmißverständlich” (“Tagebücher”, 3. 11. 1931). Seine eigne Aberglaubenstheorie erklärt, warum das eine Illusion ist.

“Unser Christus”

In der “Lehre” hatte Brunner den “praktischen Verstand” behandelt.

Vom Standpunkt der Fakultätenlehre gesehn, hatte er sich, wie gesagt, mit den Judenhaßbüchern dann dem "Aberglauben" zugewandt – und zwar in einer ganz unerwarteten, "aktuellen" Form. Ebenso überraschend war es, als er 1921 mit einem Buch "Unser Christus" herauskam, womit er sich offenbar der Fakultät des "Geistes" zuwandte.

Allerdings, das Schlußkapitel des "Judenhaß und die Juden" handelte bereits von Christus. Von seinem anderen großen Helden, Spinoza, hatte Brunner in der "Lehre" und in "Spinoza gegen Kant" uns geredet als von dem vollendeten Philosophen. Nun singt er das Lied des vollendeten Mystikers – darin "das Wesen des Genies" zu enthüllen.

Der Geist äußert sich in Kunst, Philosophie, Mystik, so hieß es schon in der "Ankündigung" [zur "Lehre"]. Brunner hätte also auch Michelangelo oder Shakespeare oder Plato als Beispiel nehmen können. Warum wählte er gerade Christus?

Während bei den anderen Genies es vor allem ihr Werk ist, das die Brücke aus dem Relativen ins Absolute schlägt, hat das mystische Genie sich selber mit seinem ganzen Leben zu dieser Brücke gemacht. "Was als Philosophie da ist, was als Kunst da ist, das ist im Mystiker als Mensch da" (S. 430). Er spricht: "Ich bin der Weg und bin (nicht: habe) die Wahrheit". Und während die Wirkung eines Beethoven oder Rembrandt oder Goethe auf eine relativ enge Sphäre der Kultur beschränkt bleibe, ergreife der Mystiker die Massen der Menschheit und wirke in die Geschichte des ganzen Geschlechtes – – – wenn auch in der Verkehrung!

Vom Relativen läßt sich leicht sprechen, meinte einmal Brunner, von dieser unserer bunten Welt voller Rätsel und Wunder! Aber was kann man vom Absoluten sagen? Viel mehr nicht, als daß es beziehungslos ist. Ein Beispiel muß man haben. "Der Geist kann im relativen Bewußtsein anders nicht walten als durch Modifikation des relativen Inhalts. Dadurch allein wird Erfahrung des Geistes" ("Einsiedler", S. 57), und "der Mensch ist durchweg so geartet, daß er auch noch für die von ihm erkannte und erkämpfte Wahrheit einer Befestigung bedarf durch die Begeisterung für den Mann der Wahrheit ..., durch die Liebe zu *dem Mann des großen Beispiels*" (S. 47).

So ergriff Brunner das ungeheuere Beispiel des "modifizierten" Lebens Christi, in uns Erfahrung werden zu lassen und in unserem Bewußtsein

zu befestigen die Tatsache unseres ewigen Grundes.

Vorerst aber mietet er sich und uns einen Führer durch das Urgestrüpp der Mystik: ‘den Meister Eckehart, der um ein Haar verbrennet ward’. “Von Christi Lehre wissen wir nur durch einige Gelegenheitsschriften der Ungenügenden und Abergläubischen, und seine rein geistige Mystik ward vollends heruntergezogen in den Wahn. Dennoch gab es zu allen Zeiten freie Geister, davon nicht gehindert; für sie blühte alles zurück in die Mystik und Wahrheit. Diese wahren Mystiker helfen uns zu Christus ... Dann weiß man auf das genaueste, was Christi ist, *ex ore suo*, aus seinem Munde, und was Zutat und Entstellung durch die Evangelisten” (S. 529).

Was, wie wir gesehn haben, auch Landauer wissend angerührt hat, das wird nun von Brunner in aller Tiefe und Breite, in seinen vollen Dimensionen vor uns hingestellt. Kein Zweifel, daß Gustav Landauer, wenn er es erlebt hätte, seine Stimme wieder begeistert (und tief versöhnt und beschämt) für Brunner erhoben hätte.

Brunner zeigt in diesem ersten mächtigen Kapitel, “Die Mystik”, an Hand einer Analyse Eckeharts das “Erschreckende”, daß der Mystiker Atheist ist, “gottfrei”. Der Generalvikar des Dominikanerordens Eckehart war Atheist – wie Jesus Christus! Vielleicht nicht weniger erschreckend ist dem gewöhnlichen Verstand auch das zweite und dritte: daß der Mystiker Ernst zu machen sucht mit der Verneinung der Welt, des sinnlich Relativen, “weltfrei” zu sein und in seiner unzerstörbaren seelischen Innerlichkeit, “selig”, zu leben – also im mystischen. gottlosen, weltfreien Selbstbewußtsein.

Dabei verwandelt sich, an Hand Meister Eckeharts und Meister Brunners, alles abergläubisch Dogmatische, lächerlich Mirakulöse der Kirchengewohnheit mühelos und selbstverständlich in symbolische Figur der mystischen Rede vom Unsagbaren, in seinen ursprünglichen geistigen Sinn. Der Schutt der Jahrtausende, der den Geist in der Kirche begrub, ist plötzlich wie weggeblasen.

An diese *Erfahrung* vom Geist knüpft Brunner seine “eigentliche” Philosophie, die des Geistes. Das “Resultat der Mystik ist dasselbe wie das Resultat der Philosophie”. “Mystik, wirkliche Mystik, d. h. *Spekulation*, (ist) nichts weniger ... als Schwärmerei, vielmehr das wissenschaftliche

Resultat hinsichtlich dessen, was über den praktischen Verstand hinausgeht und seine Grundlage bildet”, heißt es auch später in “Materialismus und Idealismus”¹⁰³.

Meister Eckeharts “Fünklein”, das, was übrigbleibt, wenn wir alle Sinne von uns abtun, wenn wir “des wahren Todes sterben”, wenn “der Sohn in uns geboren wird” – das ist das Absolute der Philosophie, “das Einzige, wovon die Idee auf ... ursprüngliche Art in uns liegt, nicht erst erzeugt wird durch die Sinne und logische Operationen” (“Unser Christus”, S. 37).

Von Fichte wird erzählt, daß er im Kolleg den Studenten befahl: Denken Sie die Wand! und dann: Ziehen Sie die Wand von ihrem Denken ab! – Was grotesk klingt, aber die Aufmerksamkeit darauf lenken will, daß man über den sogenannten Denkinhalt das Denken selbst vergißt, das nicht Inhalt werden kann. Dieses Denken ohne Inhalt ist Eckeharts Fünklein, Aristoteles nannte es das tätige Denken, den nous poetikos, im Gegensatz zu dem leidenden Denken des gedachten Inhalts. Brunner, wie Eckehart im Deutschen bleibend, “urgiert” mit dem Wort “denken”, dem Präsenspartizip, das aktiv, dem Perfektpartizip, das passiv empfunden wird, und stellt “das Denkende” als Absolutes dem “Gedachten” als dem Relativen gegenüber. Ohne das Denkende gibt es kein Gedachtes, aber das Denkende ist nicht im Gedachten, nicht Inhalt. “Durch Nichtdenken des Gedachten wird das absolute Wesen gefunden” (S. 45). Zur Sicherheit kann man auch sagen “das Denkende ohne Gedachtes” oder “als Nichtgedachtes”, wenn man vom “Absoluten”, vom “tätigen Verstand” sprechen will – und man spricht genauer und erstaunlich schlicht. Allerdings, für den gewöhnlichen Verstand bleibt auch “Denkendes ohne Gedachtes” oder der Satz: “das Denkende an sich selber ‘denkt’ (d. h. fühlt, weiß, will) nicht” paradox genug ... Aber dem Gemeinverstand, dem Instrument des Egoismus unseres Lebens, *muß* das alles ja paradox erscheinen. Hier hört ja Egoismus und Lebensfürsorge auf und damit der mit ihr identische praktische Verstand. Wo er sich doch weiter hier betätigt, ergibt sich jene verrückte Lebensfürsorge für das Leben nach dem Tode im Himmel, die viele Religiöse charakterisiert.

Brunner kann nun die Aussagen der Theologie (“via negationis”) über Gott zitieren und zeigen, daß sie auf das “Denkende” gehen und die

¹⁰³ [s-Gravenhage 1976, S. 82; zit.: “Materialismus”]

chinesische und indische Mystik (“du bist älter als die Urzeit und achtest es nicht für Dauer” (S. 36); “weiter denn der Himmel ... das Ich des Odems ... mein Ich (Atman)”; “ungeboren, unvergehend, weder groß noch klein, sein Name ist Nein, Nein” (S. 37)), und man erkennt, daß hier immer die Rede vom “Denkenden” ist gegenüber dem “Gedachten”; dasselbe gilt natürlich für die christliche Mystik, “Christi ‘Vater’ ist nichts anderes als das Denkende” (S. 38).

So klar und mächtig, mit der Klaue des Löwen, wie hier von Brunner, ist über Mystik kaum noch von jemand gehandelt worden. Und selten ist das letzte Resultat, das ja auch das der Philosophie ist – und das der Kunst, der nun einige tiefe Formulierungen gerecht werden –, so eindringlich vor Augen geführt worden. Hätte Brunner auch nichts weiter als dieses Kapitel verfaßt, er verdiente einen Platz unter den wesentlichen Philosophen.

Die Affinität zur Mystik ist offenbar stark in Brunner, obwohl er erklärt, er selbst sei kein Mystiker. Er nennt Christus seinen “mächtigen Bruder” und bekennt: “Der Schmerz um dein Blut und deine geschändete Heiligkeit hat mir zuerst diese Wahrheit ins Herz gegeben” (S. 474). Brunner hatte schon in “Spinoza gegen Kant”¹⁰⁴ die Mystik des mosaischen “Höre Israel” enthüllt (und zitiert diese Stelle wieder in “Unser Christus”) – ungefähr so: Moses habe mit seinem Jahwe Echad nicht etwa den Monotheismus gelehrt. Warum gerade einen und nicht viele persönliche Götter? Echad sei hier nicht Zahl und Jahwe bedeute nicht Herr, sondern, als Vereinigung der drei Aktionsarten des Verbuns “sein”, “das Seiende”. “Das Seiende ist Eines”. Entgegen der Vielfalt der Dingewelt unserer Sinne. Und ‘das Seiende ist unser Gott’. “Du sollst dir kein Bild von diesem Jahwe machen, hatte Moses gesagt, keine Vorstellung davon, d. h., es ist das, was nicht gedacht werden kann wie die Dinge, als hätte es Sein nach Art des Seins der Dinge” (“Unser Christus”, S. 226). Seine Einheit ist die einzige wirkliche Einheit – die des Denkenden. Aus diesem Echad folgt das “Liebe deinen Nächsten” – nicht “wie dich selbst”, was unmöglich ist, aber “als dich selbst” – in der mystischen Identifikation.

Was nach der Vorbereitung durch das Kapitel “Die Mystik” als Leben Christi folgt, ist eine philosophische Typisierung, wie schon die abstrakten

¹⁰⁴ [“Spinoza gegen Kant und die Sache der geistigen Wahrheit”, Assen ³1974, S. 39]

Titel zeigen: “Christus”, “Das Genie”, “Christus und das pharisäische Judentum – Geist und Tradition”, “Geist in der Welt – die Kreuzigung”, “Geist trotz Welt – Die Lehre von den Geistigen und vom Volk”. Kurz, Brunner schreibt auch hier an seinem Einen Werk, seiner Lehre, an einem “Beispiel” für sie.

Aber der Mann, der selbst bei einem ihm lieben ethymologischen Wörterbuch, wie er (“Vermächtnis”, S. 215) erzählt, sich den Verfasser vorstellte, der Mann, der sich immer bemüht, “die runden Bilder seiner Gedanken” zu geben, hat hinter den Evangelien die Persönlichkeit lebhaft gesehn. Seine Analyse weist ferner so viele den Mystiker kennzeichnende Züge in den Evangelien auf, daß man Brunner gegen die Bibelkritik glaubt, daß diese Figur kaum erfunden sein kann: “für das wesentliche Charakterbild sind die Evangelien vierstimmig einstimmig” (S. 530). “Auch mein Werk ist ein Werk der Kritik, den ursprünglichen Christus gleichsam aus dem Palimpsest Christus sichtbar zu machen” (S. 488). Allerdings, ob er Philologen und Historiker überzeugen wird, wenn er sagt: “Man *hat* die ganze Evangelienkritik mit festestem Resultat, wenn man nur von innen her Christus hat” (S. 529), und den Kritikern vorwirft: “*Sie wissen gar nichts von Mystikern*” (S. 533), und: “In ihrem Denken fehlt das Urbild Genie” (S. 554)? Ob sie nicht vielmehr Brunner den Zirkel vorwerfen werden, daß er findet, wovon er ausgeht?

Wie Brunner zu seinem Helden eingestellt ist, illustriert ja sein Bekenntnis in “Vom Einsiedler”: “Nie ist mir möglich gewesen zu denken, daß Christus tot sei” (S. 43). Er lebt für ihn immer noch. Wie kann Brunner also die historische Frage aufwerfen, ob Jesus je gelebt habe? Überhaupt: “Was kümmert uns ‘das Leben Jesu’ ... Uns kümmert das Leben *Christi* ..., die Eigentlichkeit der Seele Christi” (S. 507). Und dies kümmert Brunner: “Es ist von der ungeheuersten *praktischen* Bedeutung für die Menschheit, zu wissen, daß solche Menschen gelebt haben ..., die uns zuversichtlich machen, daß es sein kann, nach einem höheren Lebensprinzip zu leben” (S: 557) –, mit dem “Bewußtsein der Ewigkeit” in der “Notwendigkeit der Welt” (S. 56), ja gegen die Notwendigkeiten und noch mehr gegen die Fiktionen der Welt – welche Welt dann Brunner auch mitmalt: die ganze anständige, rechtgläubige, moralisch entrüstete Gesellschaft mitsamt ihren Pharisäer-Professoren, ihrem Familienklatsch über den Bankert, den Schürzenjäger und Nichtstuer, ja mitsamt den viel mißverste-

henden, wunderhungrigen Jüngern und dem tragisch ironischen Reagieren Christi auf diese Gesellschaft.

Brunner schrieb über Christus als Aufforderung “zur Nachfolge” (wie er es mir in mein Exemplar einschrieb). Er schrieb als Missionar des Geistes, und er lieh dem Gemälde von seinem eigenen Blut, von seinen eigenen Zügen und Farben in jenem Geiste der Identifikation, von dem wir schon sprachen. So hat das Buch auch etwas wie einen autobiographischen Wert. “Und was ich weiß, das danke ich euch, eurer Liebe und Treue, eurer Empfänglichkeit und eurem Unverständnis, eurer Untreue, eurem Haß und eurer Moral”, setzt Brunner selbst dem Werk als Motto voran (S. 7).

Dort, wo er von den Jüngern Christi spricht (S. 87) und die “Verkehrten” charakterisiert, erkennt man unschwer seine eigenen “Abtrünnigen”, z. B. in dem “Größenwahnsinnigen”, der “sich familiarisieren möchte” oder dem “Neidischen”, “krank aus Gesundheit des andern”. Und es paßt wohl überhaupt nur auf Brunner, daß “auch solche (kommen), die wie die Katze um ihn herumstreichen – ob er vielleicht doch ein berühmter Mann wird”. Wo er von denen spricht, “die mit dem Verlangen der Welt kommen, darunter Weiber” – die “ihm die größte Gefahr seiner Seele werden können” (S. 378) –, muß man an die Stelle in Bickels Bericht von Brunners letzten Stunden denken: “Mein lieber Bickel, ich warne dich vor diesen Frauen; gerade wenn sie merken, daß man was ist, setzen sie sich zu einem und zerknüllen dir die ganze innere Individualität” (S. 33).

Oder darin, wie Christus “eine Natur war zärtlich überaus, die nicht leben konnte, ohne zu lieben und geliebt zu werden. Er konnte fragen wie ein Mädchen: Hast du mich lieb? und dann gleich wieder: Hast du mich lieb? ‘Simon Johanna, hast du mich lieber denn die andern?’” (Joh. 21, 15) (“Unser Christus”, S. 374) – darin spiegelt sich Brunners eigenes, gekennzeichnetes Liebesbedürfnis. Oder diese Beobachtung: “Das Genie ... pflegt durchweg gegenüber der Lebensfürsorge depotenziert zu sein”, “kann die Almosengänge zu den Reichen antreten” (S. 119); oder was (S: 131f.) über das Genie und die Kinder gesagt ist, über wenn “auch nur eine geringe Abweichung” im Aussehn und Kleidung als “Symbol” (S. 140), “das sich Umhertreiben und Herumtollen in Gedanken, das Unsinnmachen oft von grotesker Art, das Spaßmachen mit dem Leben und als einen Spaß es wegmachen” und die “Unfügsamkeit, wodurch z. B.

Christus völlig ungeeignet war, 'Karriere zu machen'" (S. 142), die "Empfänglichkeit und Empfindlichkeit seines Verhältnisses zu sämtlichen Menschen" (S. 181) – was anderes ist das als Selbstbeschreibung?

Und autobiographisch darf man auch Brunners Darstellung der Reaktion von Familie und Umgebung Christi werten: "Man wähnt sich mit ihm im besten Frieden, und er springt einen an ... Die Fliege an der Wand bringt ihn auf" (S. 242), "dieser Nichtstuer, von Weibergeld lebend (Luk. 8,3)", "dem armen guten Chusa hat er auch sein Weib abspenstig gemacht" (S. 248). "Er gehörte nicht zur Familie ... er fing an zu sprechen, wahrhaft zu sprechen, und da stellte sich heraus, daß er zu ihnen nicht sprechen konnte" (S. 355) "die Welt in ihnen quälte ihn, und mit dem, was noch Welt in ihm, quälte er sie wieder ... und statt daß er Licht auf sie strahlen konnte, warfen sie Finsternisse in ihn. Das galt auch von seiner beschränkten Mutter" (S. 356), "die einfältige Frau, (die) wie immer, unpassend zu ihm redete" (S. 242). Wenn man noch zweifelte, würde die im Zusammenhang gegebene, erwähnte Begründung seines eignen Namenswechsels (S. 190) Brunners Identifikation mit dieser Darstellung vollends bestätigen.

Auch "das allerärgste Ärgernis, welches sein riesenmäßiges Selbstbewußtsein gab", (S. 241) gehört, wenn auch nur bedingt, in Brunners eignes Leben. Hier ist das Herz der Christusfigur für Brunner. "Das Leitzichen für die Kenntnis Christi (ist) sein Selbstbewußtsein, sein Ichbewußtsein, worin er nicht etwa die Wahrheit *verstand*:- die Wahrheit war ihm sein Selbst, sein Ich" (S. 189). Und: "Es heißt nicht: Erkenne dich selbst, als könnte so ein jeder sich erkennen: es heißt: Erkenne dich, Selbst; du wahrhaftes Selbst, du erkennst dich und alles in dir" (S. 213). "Dieses ICH verstanden sie ihm nicht ... Christus hat Ich gesagt vor Fichte; das große Ich, das absolute Ich" (S. 214). Christus spricht "Ich", wo andre sagen "Gott". Dieses Selbstbewußtsein modifiziert sein Leben. In diesem Sinne malt Brunner Christi Leben als das große Beispiel: "Du, Christus, bist uns ganz not und unentbehrlich ..., daß von deinem Selbstbewußtsein, von deinem allmächtigen Ich ... auch in uns das große Ich erweckt und angeflammt werde" (S. 482).

Mit Recht sagt Brunner in "Vom Einsiedler": "Ich bin nicht nur für Spinoza der wirksamste Missionar in meiner Zeit gewesen, sondern auch für Christus; und wenn Christus in heutigen Tagen ... erscheinen würde",

führt er mit einer launigen Anspielung auf Thomas Aquinas fort, “so könnte er, ähnlich wie zu diesem, zu mir sprechen: Bene de me scriptisti, Constantine ... und (hast) aus dem Grab des Aberglaubens mich herausgenommen!” (S. 45f.)

Für Brunners Ziel war die historisch-philologische Seite des Christusproblems eigentlich unerheblich. Und doch hat er einen großen Teil des Buches mit Zitaten aus rabbinischen (und anderen) “Quellen” gefüllt (in einem Brief vom Juli 1921 klagt er: “Ich hatte eine wahrhaft ungeheuere Arbeit am ... Quellenmaterial”) – und noch mehr als 100 Seiten eines “Anhangs über die Kritik” ihm angefügt. “Was will man über Christus sagen, wenn man nicht wirklich das Judentum kennt, den Unterschied zwischen dem prophetischen und pharisäischen Judentum, die Rolle, welche die mündliche Thora spielt, das Verhältnis der *amme haarez* zur gebildeten Gesellschaft” (S. 448), fragt Brunner.

Ein Jude schreibt dies Buch, einer, dem die nachbiblische Literatur vertraut ist, der den Pharisäern mit ihrer “Juridifikation”, ihrem “Traditionalismus” keine speziellen Vorurteile entgegenbringt.

Wichtig wird für den Ankläger der allgemeinen Bildung, nach dem gerade “die Gebildeten” es sind, “durch welche die Geistigen umgebracht werden”¹⁰⁵, die Rolle der Ungebildeten zu unterstreichen, neben Sadduzäer, Pharisäer, Essäer, “die neue Partei der *amme haarez*” (S. 207) zu stellen, “das Landvolk, (...das nichts vom Gesetz weiß)”, (Joh. 7, 49)” (S. 89). “Das ganz eminente Genie”, sagt Brunner, sei “am weitesten getrennt ... von der Bildungskonvention”, den führenden Geistern der Zeit”, und berühre “am ehesten ... die unbefangenen Ungebildeten” (S. 125f.). “Die *amme haarez* verachteten und haßten die gebildete und fromme Zeitgesellschaft” (S. 206).

Warum? Eine soziale Schichtung leugnet Brunner in dieser “Partei”. Das Christuswort “Gib alle deine Habe den Armen” hatte er schon nach Lottes Tagebuch, 17. 9. 1916, für “modifizierende”, künstlerische Hyperbel erklärt. Jesus sei kein Volkstribun gewesen wie die Propheten (S. 215). Christi “Mein Joch ist leicht” (gegenüber dem pharisäischen Joch der Thora) mag die unfrommen *amme-haarez* gerechtfertigt und angezogen haben (S. 326). Im übrigen darf diese *amme-haarez*-“Partei” sich wesent-

¹⁰⁵ [“Die Lehre von den Geistigen und vom Volk”, Stuttgart ³1962, S. 46; zit.: “Lehre”]

lich also nur auf ihren “Instinkt gegen die Gefahren der Bildung” (S. 207) bauen! Eine wenig überzeugende Konstruktion, geschaffen im Ebenbilde Brunners.

Ein logischer salto mortale ist, was Brunner für seine bereits erwähnte Ansicht von der großen Rolle des mystischen Genies in der Geschichte beibringt: “Die ganz großen mystisch-prophetischen Genies sind es, welche das Leben der Menschheit aus den Angeln heben und im eigentlichen Sinne die Geschichte machen” (S. 114). “Was sonst können wir mit einigem Fug und Recht Geschichte der Menschheit nennen als ihr Verhältnis der Nachahmung zu ihren Genien? – Die großen Menschheitsprügeleien, die Kriege, aus Besitz- oder aus Hochmutsinteresse, schaffen nur vorübergehende Veränderungen ... die Nachahmung Christi, das ist Geschichte!” (S. 163). “Was also bewirkt, daß die Menschheit eine Geschichte bekommt, das ist das geschichtslos Menschliche” (S. 164). Das Geschichtslose macht Geschichte! “Wenn irgendwo dies sichtbar und greifbar vor uns steht, daß durch das Genie und seine Nachahmung Geschichte wird, so durch die Erscheinung Christi”, sagt Brunner – fährt jedoch fort: “Aber was ist geworden? ... ein Phrasentum im schreiendsten Gegensatz zu den Tatsächlichkeiten ... der Geschichte” (S. 169). Kein Wunder, daß er in vollem Widerspruch zu seiner eigenen These schließt: “Nicht macht das Genie die Geschichte der Welt: die Welt macht selber ihre Geschichte – durch die Genies, bedient sich dabei der Mittel, welche die Genies ihr darbieten, und so hat es den Anschein, als würde sie gezogen von der Kraft der Genies” (S. 174) – d. h., das Ganze läuft auf eine Täuschung hinaus. Wozu dann von “das Leben der Menschheit aus den Angeln heben” und von “die ganze Kultur umwandeln” (S. 263) reden, zumal Brunner dazu erklärt: “Beunglückt nur wird auch das Volk durch die Nachahmung der Geistigen” (S. 481)?!

Brunners Grundkonzeption von den Geistigen und vom Volke erlaubt ihm ferner nur, “das Genie und seine Zeit ... als die erbittertsten Feinde” (S. 498) einander entgegenzustellen. Oder richtiger: vielleicht war die tragische Auffassung des Genies der Ursprung jener Konzeption. Es ist eine sozusagen jüdische Auffassung, die nicht nur dagegen protestiert, daß bei der Betrachtung des Genies der Prophet ausgelassen wird, sondern im Propheten den Urtyp des Genies sieht. Brunner spricht sogar von des großen Genies “Pflicht zum Märtyrertod” (S. 400) – wie schon 1919 im

Artikel “Sokrates”¹⁰⁶. Jesus “ist nicht nur Gemordeter, sondern, wie Sokrates, auch Selbstmörder” (“Unser Christus”, S. 399). “Sterben war das letzte Mittel seines schöpferischen Ausdrucks” (S. 400). “Warum sollten auch die wahrhaft ganz großen Männer darauf verzichten, mit ihrem Sterben ihren wahrhaften Charakter und ihr großes Leben zu enthüllen und auf das letzte und stärkste Mittel für die Darstellung der Idee?” Und in dialektischer Antithese fährt Brunner fort: “Der Tod wird tot an ihnen” (S. 499), und: “Es gibt gar keinen Tod, der Tod ist nur ein abergläubischer Begriff unsres Lebens ... Du gehörst auch dort ... dem Einen Sein und Wesen” (S. 571).

Gustav Landauer wurde im furchtbarsten Märtyrerstil zu Tode getrampelt. Er hatte es abgelehnt, nach der Schweiz zu entfliehen, so daß man auch bei ihm von Selbstmord reden könnte und vom Sterben als “letztem und stärkstem Mittel für die Darstellung der Idee”. Aber Brunner hält ihn keineswegs für ein Genie und nennt seinen Tod, wie zitiert, “absurd schrecklich”. Sokrates und Jesus wurden als Gottesleugner bzw. Gotteslästerer hingerichtet, und der politische Hintergrund ist bei dem “König der Juden” noch offener als bei Sokrates. Nach Brunners eigener Darstellung mußte sich Jesus, wider besseres Wissen, als Wundertäter und den (politischen) “Messias, Sohn Davids” (vgl. S. 102), ansehen lassen, um bei den amme-haarez zu gelten, deren Vorstellungen “er nicht unmittelbar widerspricht: er würde damit alle Macht über ihre Gemüter verloren haben” (S. 97). Daß seine “atheistischen” Äußerungen jedem religiösen Juden Gotteslästerung sein mußten, versteht sich am Rande. Zu solchem Märtyrertode muß man kein Genie sein. Und ein Genie muß kein Märtyrer sein.

Brunner mußte selbst merken, daß seine extrem tragische Genietheorie auf die meisten derer, die wir Genies nennen, nicht paßt. Er zwingt Spinoza sehr künstlich hinein. Daß Spinoza “verflucht wurde”, sei sein “Wille und eigene Tat” gewesen. “Es war nicht weit vom Umbringen, als er starb” (S. 401). 1919, in “Sokrates”, aber hatte Brunner geschrieben, nach Sokrates und Christus sei “der dritte, größte (freie Mann unserer Kulturwelt) Spinoza, der nicht mehr nötig hatte, von den Menschen sich umbringen zu lassen” (“Vom Geist”, S. 36). Warum? Er konnte als der

¹⁰⁶ [Wieder abgedruckt in: “Vom Geist und von der Torheit. Gesammelte Aufsätze”, Hamburg² 1971, S. 35; zit.: “Vom Geist”]

Größte “auf das letzte und stärkste Mittel” verzichten, ist offenbar gemeint. 1921, im “Christus”, sind es aber nur die kleineren Genies, die nicht Selbstmord begehen. Von den nur “Wunderbaren” (Beethoven, Michelangelo, Shakespeare, Rembrandt) fragt er: “Welcher von ihnen hätte gewagt zu sterben, wenn er nicht hätte sterben müssen” (S. 566). Und warum sollten sie? Ein Shakespeare, ein Rubens, ein Bach, ein Goethe fanden sich nicht einmal im Gegensatz zu ihrer Zeit. Daß Shakespeare oder Bach nicht in ihrer ganzen Größe erkannt wurden, unterstützt keine Märtyrertheorie des Genies.

In Wirklichkeit zeigt Brunner auch für Jesus, daß er mit seinem Volk und seiner Zeit tief verbunden war. Er nennt ihn “Jude der Juden” (S. 237) und zeigt, daß Jesu Worte fast vollständig im Alten Testament und dem rabbinischen Schrifttum der Zeit zu finden sind (S. 184). Wenn er dann Jesu Originalität mit einem Zitat aus Emersons Shakespeare-Essay verteidigt, “Der größte Genius ist zugleich auch der größte Entlehner” (S. 110), so hätte er nicht übersehen dürfen, daß Emerson das Genie “a heart in unison with his time and country” nennt. Das ist die Konsequenz. Brunners eigener Nationalismus, nach welchem geistige Produktion nur auf dem Boden von Volk und Land möglich ist (man wird nicht “leugnen können, daß Meister Eckhart, Bach und Beethoven, Goethe und Friedrich der Große aus dem deutschen Volksgeist erwachsen sind”, “Entl. Mensch”, S. 170), weist in diese Richtung: den kollektiven Nährboden, wie ihn Hamann-Herder z. B. sah (“Die Poesie ist die Muttersprache der Völker”). Und unversehens spricht Brunner, entgegen seiner schroffen Spaltung, davon, es sei etwas Wahres daran, “daß jedermann wenigstens einmal des Jahres ein Genie sei”, und von dem Genialen in aller Liebe und Freundschaft (S. 178).

In bezug auf die “unerhörte literarische Großtat”, “die Gelegenheitschriften einer noch niemals dagewesenen am-haarez Literatur” (S. 395), sagt Brunner nicht nur, daß sie “an Gewalt des ethischen Akzentes ... den übrigen biblischen und den rabbinischen Schriften nichts” nachgibt, sondern auch, daß sie “so spezifisch jüdisch wie diese” ist (S. 499). “*Alles wirklich Christliche ist jüdisch*” (S. 101). “Christus ist Euphemismus für Judentum” (S. 237). Brunner brauchte nicht die neuerlichen Funde am Toten Meer, um einzusehen, wie andere auch, daß das ursprüngliche Christentum den Juden gehört, obwohl er alle historische Beziehung,

z. B. auf die Essäer, einfach beiseite schiebt.

Geschrieben aber hat Brunner “Unser Christus” nicht, weil “wir ihn zurückwollen”. Das “unser” will vielmehr darauf hindeuten, daß Brunner nicht von dem Christus der Christen spricht (“die Juden sollten endlich lernen, daß Christus kein Christ gewesen”, “Einsiedler”, S. 128), aber auch ganz und gar nicht von einem, der der Juden Christus werden könnte, sondern von dem geistigen Christus.

Das so bedeutende Werk fand nur wenig Leser. Es erregte eine gewisse Aufmerksamkeit in theologischen Kreisen. An der Leipziger Universität wurde ein Seminar darüber abgehalten. Es soll in Holland von der Kanzel herunter begrüßt worden sein. Die “Christliche Welt” veröffentlichte unter dem Titel “Jesus Christus” einen längeren aphoristischen Auszug daraus. Es gab liberale Rabbiner, die sich sehr positiv darauf bezogen. Ich referierte im Leipziger Tageblatt darüber. Von fachphilosophischer Seite wurde es nicht beachtet, abgesehen von der Besprechung im Berliner Tageblatt, in der Prof. Arthur Liebert schrieb: “Brunner ist gleich seinem Meister (Spinoza) ein einsamer, aber auch tief greifender Denker, in dem der platonische Eros in leidenschaftlichem Sturme rauscht”.

Wie weit Brunners Breite an dem mangelnden Erfolg schuld ist? In dem erwähnten Brief vom Juli 1921 heißt es sehr bezeichnend in bezug auf das Buch, das im Oktober erscheinen soll: “Jetzt steckt es noch halb in mir – Korrekturen; denn ich bin ein Ochs, der sich beim Dreschen nicht das Maul verbinden läßt”.

Die andere “Hälfte” wurde also bei der Satzkorrektur hineingeschrieben, bei der nach seinem eigenen Geständnis (“Tagebuch”, S. 304ff.) Brunner am ehesten die Übersicht verlor und in Wiederholungen und Abschweifungen geriet.

Aber bei der Art, wie Brunner das allerdings berühmteste Thema behandelt, als Beispiel der geistigen Modifikation, darf man vielleicht überhaupt keine breitere Wirkung erwarten.

Materielle Lage

Die deutsche Inflation enteignete die Autoren. Der Verlag verkaufte die Restauflage von “Unser Christus”, wie berichtet wird, nach der valutafe-

sten Schweiz. Brunners Honorar soll einige Mark betragen haben.

Auch der Erfolg des “Judenhaß” hatte Brunner wenig geholfen. Aus der Tatsache, daß er den Amtsrichter Martin Klein, einen damaligen Anhänger, mit seiner Vertretung dem Verlag Oesterheldt gegenüber be-traute, darf man wohl schließen, daß da allerlei Differenzen bestanden. Der Verleger wandte das Druckmittel an, daß er eine Neuauflage des Buches verweigerte, so lange der Konflikt nicht beigelegt war, und damit Brunner, wie dieser es in einem Brief an Klein ausdrückt, an dem “ideellen Interesse” packte. So schluckte wohl Brunner alle Bedingungen des Ver-lages, der danach auch den “Christus” herausbrachte.

Wie wir bereits wissen, hatte die Unterstützung von London aus aufge-hört. Wie schwer die Sorgen waren, zeigt die Tatsache, daß Brunner sich schließlich genötigt sah, seine Spinoza-Sammlung zu verkaufen.

Brunner hing an seinen Büchern. 1898 erwähnt er in einem Brief mit einem gewissen Stolz seine “gar nicht üble Büchersammlung, die mir freilich nicht wenig aus dem Herz gewachsen ist”. Was Bücher überhaupt ihm bedeuteten, drückte sich schon in der liebevoll sorglichen Art aus, wie er ein Buch hielt oder aufschlug. Als er mir einmal ein geborgtes zurücksandte, war es mit einer Lage Seidenpapier unter dem Packpapier umwickelt. Auch ihm war, wie seinen Vorfahren die “heiligen Bücher”, jedes gute Buch gewissermaßen heilig, oder richtiger, menschlich: er sah, wie zitiert, den Menschen dahinter.

Nun erst Spinoza! In dem Brief von 1898 hebt er allerdings die “alten Juden und die alten Griechen” hervor, so daß die Spinoza-Kollektion vielleicht mehr späteren Datums war. Sie enthielt manche Geschenke, von Frida Mond, wohl auch von Anhängern (so hatte ich auch bei Gele-genheit ein Item beigetragen). Brunner wird sich nur schweren Herzens von ihr getrennt haben.

In Lottes Tagebüchern heißt es unterm 25. Oktober 1923: “Heute hat Vater seine Spinozabibliothek an einen Antiquar verkauft Die Samm-lung soll der Universitätsbibliothek Loewen einverleibt werden. Leider haben wir nicht bedacht, daß in einzelnen Büchern, z. B. in der Gefrö-rer’schen Ausgabe der Werke [Spinozas], wichtige Bemerkungen von Vater enthalten sind” (wie Dr. Fritz Blankenfeld mir mitteilte, sagte ihm Brunner, daß die Bibliothek im Rahmen der deutschen Reparationslei-

stungen nach Löwen ging).¹⁰⁷

Der Erlös aus diesem Verkauf, vielleicht auch Zuwendungen von Anhängern, halfen Brunner, die schwere Zeit zu überbrücken, bis die Familie Mond die Zahlung der Jahrgelder an ihn wieder aufnahm.

“Liebe, Ehe, Mann und Weib”

Ein Buch über “Liebe, Ehe, Mann und Weib”¹⁰⁸ hätte wohl allgemeines Interesse erregen können. Was Brunner mir in mein Exemplar schrieb: “Du sollst es mit dem tiefen Anteil lesen –, bist du es doch alles selber gewesen”, gilt ja für jeden Menschen. Das Werk erschien 1924 bei Gustav Kiepenheuer, der von nun an Brunners Verleger blieb.

Auch in diesem neuen Buch folgt Brunner gleichzeitig dem Ausbau seines Systems. “Nicht von der hohen, von der geistigen Liebe oder Mystik” (wie im “Christus”), “sondern ... von der geschlechtlichen Liebe” ist nun die Rede (S. 12). Aber, wenn auch von einer andern Seite her, auch hier wird unsre Illusion, ein separates, individuelles Leben zu führen, mächtig erschüttert, das Mysterium der Gattungswirklichkeit in uns gewaltig eindringlich uns vor Augen geführt auf den 150 Seiten über “Liebe”.

Zwar: “die Täuschung über die Liebe, als sei sie unegoistisch, ... ist ... nur ein Teil der Täuschung und Blindheit, worin das relative Denken über sich selbst gefangen liegt ..., in bezug auf die Liebe steigt die Illusion bis an den realen Wahnsinn” (S. 17). “Die sympathetischen Gefühle und die geselligen Neigungen ... gehören zum Egoismus” (S. 18), “geschlechtliche Lust ist ein egoistisches Interesse”. Aber: “die Geschlechtsteile ... dienen überhaupt nicht der Erhaltung des Individuums, ... sind eben die Teile des der Gattungserhaltung dienenden Geschlechtsorgans, von welchem Mann und Weib jedes nur die Hälfte haben und das Funktionieren ... nur zusammen” (S. 23); “*mit seinen Geschlechtsteilen ... gehört das Individuum der Gattung*” (S. 24).

Die individuelle Selbstbestimmung, die Liebeswahl? “Könnten die Blütnarben ... denken gleich uns, so würden sie von den Pollen, die ihnen

¹⁰⁷ Er ließ den Platz auf den Regalen, wo die Spinozaskollektion gestanden, leer. Einem Besucher, der danach fragte, antwortete er: “Die hab ich aufgegessen”.

¹⁰⁸ [Stuttgart² 1965; zit.: “Liebe, Ehe”]

der Wind zugetragen hat, glauben, daß sie keine andern als aus der ganzen Pollenheit nur eben gerade diese Pollen zu lieben vermöchten” (S. 26). “Es sind ... *nicht* die Individuen, die sich fortpflanzen: ... die Gattung in den Individuen ist es, welche erzeugt ... Von Unvollkommenheit ... bei den Gattungen zu sprechen ist eins und dasselbe ..., wie von einem Kreise sagen, er sei nicht rund genug” (S. 73f.). “Vererbung hin, Vererbung her und Unvererbliches her, die Gattung her an Stelle der Vererbung!” (S. 55). “Die Männer sind verliebt in das ganze weibliche Geschlecht ... Die Weiber sind auf ihre Art verliebt in alle Männer” (S. 26); “Weiber wie Männer werden untreu” (S. 34).

“Der Mensch (hat) nicht nur eine Seele ... für das Reich seines individuellen Bewußtseins, sondern ... als Liebender” lebt er auch “in dem ... gänzlich fremden Seelenreich seiner Gattung” (S. 34). “Damit, daß ... der Gattungsegoismus drin ist im Egoisten, ist ein Widerspruch in ihm gegen seinen ausschließlich individuellen Egoismus ... aufgenommen (in diesen) ... entweder als Lustmotiv oder als Schmerzmotiv ..., als Zwang.” (S. 40) “Eben deswegen ist sein Gefühl der Liebe oder vielmehr die Liebe in seinem (egoistischen) Gefühl ...etwas ... ihn so mächtig Verunruhigendes, auf keine Weise Lenkbares ..., womit es hinausgeht über seinen Egoismus – so geht auch sein Bewußtsein über sich selbst hinaus, oder vielmehr ... reißt es an seinen Schranken. Die Revolution der in unsrem Hause nicht zu behausenden Liebe. Die dunkle Riesenkraft des Dämons Gattung tobt durch den kleinen Menschen” (S. 43). Er wird “hin- und hergeschlagen mit seiner Lust und Unlust” (S. 43f.). Es geht “mit der geschlechtlichen Vereinigung ...weit hinaus über beide Egoisten, auf einen dritten Egoisten ... Das Kind geht ...aus der Gattung (hervor), infolge einer besonderen Ausscheidung” (S. 44), einem für das Individuum gar nicht gebrauchten, halb lebendigen Stoff. Die Liebe “dient der Gattungserhaltung ... so rücksichtslos, daß (sie) ... dem Individuum seinen Selbsterhaltungstrieb heruntersetzt ... manche werden sinnlos durch die Liebe” (S. 46).

“Etwas in ihr spricht, was das ... relative, empirische Ich gänzlich aufhebt, ein geistiges Moment” (S. 102). “Es ist der Liebe wesentlich, sich zu begeistern nicht etwa nur *für* den geliebten Menschen, sondern *durch* ihn ... Auf beide mögliche Weisen geht das Individuum unter dem Affekt der Liebe hinaus über das individuell Sinnvolle: nach der Seite der Weisheit

und nach der Seite der Gestörtheit und Torheit” (S. 103). “Der Egoist nimmt ... auf einmal den andern Egoisten derart in die Tiefe seines Herzens auf, daß er diesen andern sich selber vorzieht ... und denkt über diesen andern Egoisten so hoch ... wie solcherart nur ein wirklich Wahnsinniger, mit tatsächlich elementaren Vorstellungsstörungen, denken kann” (S. 107). Er idealisiert ihn zum Musterbild der Gattung. Brunner zitiert das Bekenntnis eines Liebenden: “Er wünscht ‘sie selbst zu sein’” – d. h., “Gattung zu sein”. “In der Begattung ... kommt der Mensch dem nah, was die Gattung eigentlich *ist* ..., die Gattung im Singular” (S. 114). “Die Liebe löst die Schranke des egoistischen Bewußtseins und *bringt den Liebenden in das Gefühl der Einheit* ... Und so reicht das von der Liebe bewegte Individuum, kein andres Individuum liebend und in den höchsten Augenblicken das eigne Individuum, die Selbstliebe vergessend, unmittelbar ans Absolute” (S. 117). Die Liebeszeit ist die Geniezeit jedes Menschen.

Aber die Liebe macht auch “die tief Unglücklichen in der Interferenz, wo das egoistische Individuum nicht fertig wird mit dem dämonischen Geschlechtstier” (S. 362). Die psychopathologischen Fälle, die Krankheiten, sind nichts als die aus der Verbindung frei gewordenen Momente des geschlechtlichen Bewußtseins.

“Der Sadist will peinigend beißen, kratzen ... es geht bis zum Lustmord ..., daß Teile der Leiche verzehrt werden. Da haben wir ... die Unterwerfung und Entindividualisierung” (‘Ich könnte dich vor Liebe fressen’ ... Samenzelle und Eizelle ‘fressen’ einander) (S. 124). “Der Masochist will gepeinigt und erniedrigt sein ... (Heruntersetzung des Selbsterhaltungstriebes durch den Gattungserhaltungstrieb), und ... symbolisches Sterben ist nicht selten ... Der Masochist ... unterwirft sich dem geliebten Individuum als der Gattung, ... will sich der Gattung opfern” (S. 124). “Sadist und Masochist ... spielen Gattung und Individuum ..., wollen das menschliche Bewußtsein überschwingen und das Sterben erleben” (S. 127) “Der Sadist ist die Gattung, der große Gott, der, um sich zu beglücken, sein Opfer verlangt; der Masochist ist das arme Opfer, der arme Sünder, der zu ihm ruft: Beglücke mich und schlachte mich; ich bin dir mein Leben schuldig” (S. 129).

“Jenes Vertieftsein des einen Individuums in das andre ..., wo der Liebende ... sich wünscht, dieses Geliebte zu sein” – “um Vertauschung

des Individuums mit der Gattung handelt es sich (auch) ... bei dem imaginativen Tausch der Sexualempfindung". Die Homosexuellen sind "in bezug auf die geschlechtliche Liebe entindividualisiert ... mit derart feuriger Vertiefung und Versunkenheit in den heterosexuellen Geschlechtscharakter, daß für sie eine Verschiebung in diesen statthat" (S. 138). "Die Liebesempfindung ist zweigeschlechtlich, bis zu einem gewissen Grade in jedem Liebenden – manche Individuen sind ja tatsächlich geschlechtliche Zwitter ... Nur durch die ... Bisexualität wird auch die Empfindung im Geschlechtsakt erklärlich, die ich ... als den Hermaphroditismus des Empfindens bezeichnet habe ... Es ist aus den beiden Geschlechtsteilen das Geschlechtsorgan geworden, damit aus den beiden Geschlechtern *das Geschlecht* werde ... Beider Empfindungen strömt zusammen in eines – ganz wie der Kern des Spermatozoon ... dem Ovulumkern gleich wird ..., mit ihm verschmilzt" (S. 139). "Aus der Indifferenz des Empfindens" ist das weibliche Empfinden erweckbar "in den männlichen Liebenden, wie andererseits das männliche Empfinden in dem liebenden Weib" (S. 139). Brunner setzt hinzu: "Ob ein Fall physiologisch oder psychologisch erklärbar scheint, das ist für uns, auf dem Boden der Lehre, daß das Bewußtsein das Innerliche der Bewegungsvorgänge sei, keine Frage" (S. 140).

Wir haben hier nur den Hauptzug der Gedanken im ersten Teil angedeutet. Daß eine große Konzeption ihm zugrunde liegt und wir wahrhaft Aufklärung sowohl im Ganzen wie im einzelnen darin gewinnen, mag auch diese Skizze gezeigt haben. Die Formulierung ist der Bedeutung der Gedanken durchaus adäquat. Welch Bild vom Einbruch der Gattung ins Individuum geben z. B. die Ausführungen über die Pubertät! Und jedes Bild illustriert wieder die Grundidee. Brunner hat mit dieser Abhandlung über die Liebe dem Mystik-Kapitel in seinem vorhergehenden Werk etwas Ebenbürtiges an die Seite gesetzt.

Aber wieder nimmt dieser erste Teil, gleichzeitig Exposition, viel vom weiteren, wenigstens implicite, vorweg. So daß der folgende Teil, "Ehe", obwohl kürzer (100 Seiten), einem bereits zu oft ausholend zurückzugreifen scheint. Auch empfindet man manches als Abschweifung (wie z. B. den Vergleich zwischen der Ehe in Hellas und in Judäa). Nun wird aber gar das Thema in zwei "Postillen" an die Weiber fortgesetzt – deren erste diesen die "freie Liebe" austreiben, und deren zweite unter anderem

den Eheweibern die Eifersucht ausreden will. Selbst Lotte Brunner fühlt sich in ihrem Preislied auf das Buch hier "versucht, Brunner geschwätzig zu schelten" (Von Constantin Brunner und seinem Werk, 1927, S. 61).

Den Übergang zur Ehe findet Brunner in der Mutterliebe. "Sie ist der zweite Teil und Hauptteil der dämonischen Liebe, der Gattungsliebe. Aber ... verschmilzt ... mit der egoistischen Liebe" (S. 148), "weil es (das Kind) als ein Teil ihres Körpers ... aus ihrem Leib geht" (S. 151). "Nachdem in dem Mutterkörper die getrennten Teile ... zum ganzen Geschlechtsorgan zusammengetan sind und das *eine* Geschlechtstier hergestellt ist, ... das hermaphroditische und sich selbst befruchtende ..., (bildet) sich ein Doppelkörper, der sich teilt. Dieser Doppelkörper nun ist der Körper, den die Mutter liebt ... als sich selbst" (S. 154).

"Die Mutter und ihr Kind in der Pflegezeit bilden die für die Gattungserhaltung unumgängliche Familie, zu der mit Notwendigkeit auch der Vater hinzutritt; ob er auch die Kinder nicht so lieben kann wie die Mutter" (S. 156). (Brunner erinnert an die, "wo es irgend angeht, ... von der kärglichen Alimentation sich losschwörenden (unehelichen) Väter, S. 159). "Die menschlichen Verhältnisse, in denen sich Gattungserhaltung und Selbsterhaltung der Individuen innigst durchdringen, erfordern den langdauernden Ehebund" (S. 158).

Da für Brunner die "menschlichen Verhältnisse" hier nicht als historisch, sondern naturbedingt offenbar gelten sollen, scheint so die Ehe aus der Liebe "natürlich" zu erwachsen. Aber Brunner identifiziert nun keineswegs, im Stil seines Artikels von 1894, Liebe und Ehe. Ganz im Gegenteil. In der Ehe erwachen die berauschten Gattungsanbieter ernüchert in ihren individuellen Alltag des Egoismus zurück. Das Naturereignis muß in die Schranken der menschlichen Gesellschaft gebändigt und ein Gleichgewicht zwischen zwei Egoisten hergestellt werden. "Die Ehe ist das Rettungsmittel gegen die Liebe ..., (die) Treulosigkeit der Geschlechtstrieb Liebe" (S. 163f.). "Um so mehr, als es die unvernünftige Liebe ist, welche zur Ehe führt, muß die Ehe von der Vernunft gestützt werden" (S. 353), verlangt Brunner; ja, er preist nun die Zuverlässigkeit der "Vernunftehen, die keine Flitterminuten haben" (S. 195). Es sind die Egoisten, die sich in der Ehe verbinden müssen. Aber: "Der Ehestand ist ein besonderer Stand der Egoisten"; "*diese* Hingabe an den andern Egoisten; ... dieses Einander-Gegebensein zum Guten!" Brunner preist "das Wunder

der von der Liebe erpreßten Ehe” (S. 368f).

Er ist dabei kein blinder Lobredner. Manche gelungene Satire auf das Eheleben mischt sich ein. Manchmal ungeplant, wie z. B. wenn Brunner unter den Zwecken der Ehe den “miteinander Gespräch zu halten” auführt und die Begründung, wie “menschlich überaus nötig” “dies letztere” sei, unversehens mit einem Zitat von Jean Paul endet: “Wegen ihrer Gespräche verdienten die Menschen stumm zu sein” (S. 186)! Er bemerkt: “Manche Männer haben durch die Ehe einen wahrhaft kerkermäßigen Anstrich erhalten” (S. 204)! “Und für die beste Ehe wäre wünschenswert, wenn von Staates wegen die Ehegatten einmal des Jahres eine Zeitlang getrennt gehalten würden” (S. 207)! (Solche Ferien nahm ja auch Brunner selbst zuweilen, z. B. einige Jahre in Harzburg, allerdings nicht von Staates wegen.)

Viel Kluges und Beherrzigenwertes sagt Brunner über die Ehe. Aber obwohl er sie selbst der Naturkraft Liebe entschieden entgegengesetzt, folgt er seinem Hang des Philosophen nach dem Ewigen, der Natur, und versucht auch unsre Ehe – mitsamt der berühmten “doppelten Buchführung”! – als ewig naturgegeben darzustellen.

Brunner bemerkt selbst: “Es fällt nicht immer leicht zu bestimmen, was Natur des Menschen sei” (S. 12). Unsre Familie, unsre Ehe, ist nach ihm “keine menschliche, sondern eine Naturinstitution” (S. 233). Ohne sie könnten die Kinder nämlich “nicht wohl erhalten werden” (S. 165). Er selbst erwähnt das Gegenbeispiel der “elternlosen öffentlichen Kinderaufziehung” bei den Spartanern als “höchst unnatürlich”, behauptet aber keineswegs, daß dabei die Kinder “nicht wohl erhalten werden” konnten. Auch das Kinderhaus in jedem israelischen Kollektiv widerlegt Brunners These. Selbst “vielmännerig sich paarende Weiber” würden kein “schnelles Ende des Menschengeschlechts” (S. 272) mit Notwendigkeit herbeiführen müssen. Was als wesentliches Argument für die Einehe zurückbleibt, “das Interesse des Weibes” (S. 227), verliert für unabhängige Frauen, auch z. B. wieder in einem israelischen Kollektiv, an Bedeutung; kann nicht einfach auf “Natur” zurückgeführt werden.

Die These, daß die Frau “von Natur” einmännerig sei, widerspricht Brunners eigener Darstellung im “Liebe”-Teil, der von ihm selbst zitierten Schätzung “bedächtiger Forscher”, daß die Hälfte aller Frauen Ehebruch

begehe (S. 296), und seinem eignen Hinweis auf den “Hausfreund” (S. 173).

Daß andererseits die “auf Vermehrung gehende” Gattung es so gemeint habe, daß der Mann vielweibrig sei, weil er so mehr Kinder erzeugen kann (S. 169), zeugt von schwachem Kopfrechnen, wenn doch Brunner selbst sagt, daß “die Natur gleich viel Männer und Weiber macht”.

Von wenig Arithmetik zeugt auch Brunners Empfehlung, daß der Mann zwanzig oder “wenigstens zehn Jahre” (S. 311) älter sein solle, “denn der Mann bleibt jung und die Frau wird älter”. Im Deutschland der Inflation und Wohnungsnot zu Beginn der zwanziger Jahre war das Durchschnitts-Heiratsalter des Mannes, in Brunners Berlin besonders, dreißig Jahre oder mehr. Wo aber normalere Zustände herrschen, der Mann mit einundzwanzig oder zweiundzwanzig heiratet, kann die Frau nur wenig jünger sein. Daß die Gleichaltrigkeit vieler Ehepaare in den Vereinigten Staaten z. B. sich besonders nachteilig auswirke, kann nicht gesagt werden. Probleme bestehen natürlich.

Das Argument, daß nur die Frau Ehebruch begehn könne, da sie ihrem Manne falsche Kinder unterschiebt, der Mann dagegen dies nur dem anderen Manne besorgt (S. 174f.), beweist schon gar nicht, daß die “Natur” dem Mann “erlaubt”, was sie der Frau “verwehrt” (S. 296). Der Natur sind alle Kinder echt. Es ist der Mann, der falsche Kinder vermeiden will, der “verwehrt” (und dagegen sein eignes Prinzip sich “erlaubt”).

Brunner reitet eine besondere Attacke gegen die moderne “Liebesverderbnis”, die “bereits den bisher sittlichsten Stand der ... arbeitenden Weiber” (S. 242) ergriffen habe. Meint er etwa die Millionen von Fabrik- und Büroarbeiterinnen? Für die hatten schon seit langem Schwierigkeiten bestanden, z. B. auch mit der “natürlichen” Kinderaufziehung in der Familie! Wollte er *diesen* Millionen einfach dekretieren: “Das Weib soll heiraten, Hausarbeit tun und des Mannes Helferin sein, wie die Bibel spricht. Es ist gegen die Natur, daß ihr sollt arbeiten gleich dem Mann” (S. 260)?

In dem Deutschland um 1924, in dem Brunner dies fordert, hatte der Weltkrieg eine Generation unverheirateter Frauen hinterlassen, und die Inflation einen guten Teil des Mittelstandes in den Arbeiterstand hinabgestoßen. Auch im Mittelstand lockerten sich die Lebensformen, was

wohl Brunner erst aufbrachte. Er meint mit den “arbeitenden Weibern” wahrscheinlich die Hausfrau.

Und nun stürmt Brunner: “Das Weib hat in Wahrheit seine Existenz nur durch den Mann” (S. 252); “Wirklich lieben kann das Weib nur einen Mann und nur ein einziges Mal im Leben” (S. 293), und fordert die Männer auf, wieder “Männer” zu werden, es wieder zu bringen “zu Weibern mit natürlicher Abhängigkeit von uns Männern und allen sozialen Konsequenzen dieser natürlichen Abhängigkeit” (S. 289).

Aber eben die sozialen Voraussetzungen fehlten nun für diese “sozialen Konsequenzen”, für die “natürliche” Abhängigkeit. Aus der Hausfrau wurde immer mehr die erwerbstätige Frau. In vielen Berufen ist sie dem Mann ebenbürtig, in manchen besser geeignet. War diese Realität Unnatur? Und was hatte der von Brunner vergötterte Plato gesagt? “Daß Plato im fünften Buch seines Staates Weibern die gleichen Geschäfte anweist wie Männern” (S. 277), erklärt Brunner als eine Art billiger Verlegenheitsausflucht des göttlichen Philosophen: “Er läßt sie mitmachen ..., weil andres für sie zu betreiben in seinem Staat gar nicht übrig bleibt ...; denn es gibt ja keine besonderen Haushaltungen” (S. 278). Aber eben im fünften Buch wird die Anweisung, daß Weiber dasselbe tun sollen wie die Männer mit einer Berufung darauf eingeleitet, daß “weibliche Schäferhunde dasselbe mithüten, was die männlichen hüten, und auch mitjagen und alles andere gemeinsam verrichten – oder lassen wir sie etwa nur drinnen das Haus hüten, als untüchtig wegen des Gebärens und Ernährens der Jungen?” – also offensichtlich eine Berufung Platos auf die Natur *gegen* das, was seine eigene Zeit, genau wie Brunner, für einzig “natürlich” für das Weib hielt.¹⁰⁹

Sogar Lotte, selber erwerbstätig, lehnt 1930 (entgegen ihrer kritiklosen Begeisterung im erwähnten Aufsatz von 1927) für “die Frau von heute”

¹⁰⁹ “Sie sollen sogar mit zu Felde ziehen”, sagt Brunner, dem “Weiber im Krieg” unvorstellbar sind, “woraus schon ersichtlich, wie wenig er (Plato) wirklich an die Weiber denkt” (S. 277f.). Inzwischen haben wir die freiwilligen [weiblichen] Formationen Amerikas im zweiten Weltkrieg gehabt, und in Israel besteht Dienstpflicht für Mädchen. Auch hier erweist sich das Ungewohnte keineswegs identisch mit dem Unnatürlichen. Plato selbst weist in diesem Sinne den Einwand zurück, dem man gegen gemeinsame Leibesübungen nackter Mädchen und Knaben machen werde: früher habe man bei den Griechen, wie es immer noch bei den Barbaren der Fall sei, auch für Knaben Gymnastik nur bekleidet geduldet.

Vaters Standpunkt entschieden ab (“Hin- und Hergedanken über Constantin Brunner”)¹¹⁰. Brunner nimmt das für seine Generation und Gesellschaftsklasse “Natürliche” für ewige Natur.

Wenn Brunner der “vielmännerigen” Frau den berühmten Satz zuruft: “Darüber kommt kein Mann hinweg” (S. 270), und ihn ergänzt: “Für den andern Mann ist sie begreiflicherweise gut genug” (S. 272) – “begreiflicherweise”! – so spricht nicht die Natur, aber der empörte Ehemann jener Generation – der gleichzeitig dem eifersüchtigen Weibe vorhält, daß es ihm “ja die Prostitution zugesteht” (S. 322)!

Die Prostitution findet Brunner unvermeidlich und naturbedingt, wegen der vielweibrigen Veranlagung des Mannes. Es bleibt ihm nur, “Tränen über sie ins Herz zu weinen” (S. 288). Die auf der Hand liegende ökonomische Wurzel, mit der das Sichverkaufen beseitigt wäre, übersieht er. Er zieht vor, statt dessen der sogenannten “freien Liebe” das Schreckbild der “Hure” entgegenzuhalten – als wäre “freie Liebe” und nicht ökonomischer Druck das Charakteristikum und die Ursache der Prostitution.

Daß Brunner selbst schließlich bei seiner “Natur” nicht wohl zumute war, verrät das Geständnis: “Trotz seiner Natur ist etwas im Manne, was ihn dazu auffordert, dem Weibe freiwillig die Rechtsgleichheit und damit sich selber ... die Pflichtgleichheit zuzuerkennen und aufzuerlegen” (S. 320). “Wir wollen euch zu Freundinnen. Das ist unmöglich außerhalb der monogamischen Ehe” (S. 359).

Auch von der Liebe des Geistigen (“Nachwort”) – “die Schwester der Kohle ist der Diamant” – wird gesagt: “Jegliches Verhältnis seines Liebens ist, soweit das Leben zuläßt, eine Art Eheverhältnis” (S. 385) – wobei Brunner wohl an sich selbst denkt, sein betontes Streben nach Beständigkeit. Ähnlich wie in den zitierten Briefen sagt er: “Wo die große Liebe genommen ist in die kleine Liebe, da ist der Mensch größer als die Liebe der Gattung” (S. 386).

Die philosophische Bedeutung des Buches im Zusammenhang des Brunnerschen Systems liegt in der energischen Herausarbeitung des Begriffs der Gattung, die in unsrer Geschlechtlichkeit uns Erfahrung wird. Seine Staatstheorie gründet Brunner auf diese “Realität der Gattung”, die Notwendigkeit der Demokratie auf die Abhängigkeit des einzelnen vom

¹¹⁰ Abgedruckt in: “Der Constantin-Brunner-Gedanke”, Jg. 1, Heft 1/2, Aug. 1955, S. 9-28.

“Gattungsverstand”, seine Geschichtstheorie und seine Genietheorie, die “Autorität” der Geistigen, auf Übereinstimmung mit der “Gattungsverunft”, und er identifiziert das “Gattungsdnken” mit unserer Welt, unsrer Facette von den unendlichen des Seins an sich.

Die Aufnahme in der Presse war wieder freundlich. In der “Frankfurter Zeitung” zählt der Rezensent “das Werk zu den ganz wenigen wirklich bedeutenden Erscheinungen”; “Der Tag” lobt “die Leidenschaft und Redlichkeit seines Denkens und die Schwingungsweite seines Geistes”, die Brunner “jedes einzelne Problem zum Weltproblem erweitert. Vollends nun so ein vitales und zentrales Einzelproblem ... wie ‘Liebe, Ehe, Mann und Weib’”.

Von einem Publikumserfolg kann nicht berichtet werden. Ebensovienig von einem Eindringen der Brunnerschen Gedanken in den Strom der zeitgenössischen Theorie. Wohl aber haben L. Bickel und A. Buschke 1933 im “Archiv für Frauenkunde” über “die Sexualtheorie C. Brunners” gehandelt.¹¹¹

V. Potsdam 1924–1928

“Vom Einsiedler Constantin Brunner”

Diese Schrift erschien im selben Jahr wie das “Liebe, Ehe”-Buch. Sie wurde “im Juni und Juli 1924” verfasst und vereinigt drei verschiedene Arbeiten: “Mein Leben und Schaffen”, “Unsre scholastische Bildung” und “Das Unglück unsres deutschen Volkes und unsre ‘Völkischen’”.

Judenfrage. Im Zusammenhang mit den Völkischen und dem Rathenau-mord beschäftigt sich auch der “Einsiedler” mit der Antisemitenfrage. An der Missionstheorie hält Brunner in der Form fest, daß er den Judenhaß “ein geschichtlich wesentliches Unrecht” (S. 134) nennt. Ferner meint er:

¹¹¹ “Das Ich und die Gattung. Die Sexualtheorie Constantin Brunners”, in: Archiv für Frauenkunde und Konstitutionsforschung, Bd. 19, Heft 2/3, Leipzig 1933.

“Aus der Welt zu bringen wäre dieser Judentum nur mit den Juden selbst”, und setzt hinzu: “In der Tat wollen die Lösungen der Judentumhasser wie auch der Zionisten die Juden gleichsam aus der Welt bringen” (S. 134). – Gleichsam!

Sehr logisch klingt auch dieser Satz über die Ostjuden nicht: “Sie sind kein besonderes Volk; und selbst wenn sie eines wären, sie könnten es nicht sein (!), weil zu einem Volk ein Staat und ein Land gehört” (S. 134) – nach Brunners Definition nämlich. Wenn er aber glauben könnte, daß ein Judenstaat möglich sei, würde er Zionist sein? Wirklich berichtet Ernst Ludwig Pinner (“Emanzipation und Zionismus”), daß Brunner ihm – wohl kurz vor Hitler – gesagt habe: “Meinst du nicht, ich würde als einer der ersten mitmachen, wenn ich eine Spur von Aussicht sehen würde!?” Pinner verbürgt sich ausdrücklich für die Korrektheit dieser Mitteilung. Man kann im “Entlarvten Menschen”, der damals geschrieben wurde, lesen: “Die Juden sind eine Minorität ... überallhin zerstreut, viel zu schwach ... Drum tun sie besser, sich zu sagen: wir wollen es alles ändern, indem wir uns ändern” (EM, Bi, S. 100) – “darum”! – und: “Einiges Recht wird in Machtkämpfen errungen – ich wollte, es wäre euch nicht versagt, mit Klauen und Zähnen euer Lebensrecht zu verteidigen” (ebd. S. 143). Und 1930 in “Von den Pflichten” hatte er die Wirkung des Zionismus psychologisch so erklärt: “Der Zionismus wird durch die Zionisten den Juden suggeriert, weil diese doch *auch* den Zionismus wollen ... Es kann einer mehrere Willen in bezug auf eine Sache haben” (S. 276 Anm.). Offenbar kämpften auch in Brunner mehrere Willen in bezug auf die Judensache miteinander.

Schaffen. Wir haben besonders aus dem biographischen Teil des “Einsiedlers” verschiedentlich schon Anführungen gebracht, auch gelegentlich über die Art seines Schaffens.

Die Besessenheit in der Arbeit schildert Brunner anschaulich: “Ich konnte kein Gespräch halten, ohne dabei zu produzieren im Innernlichen ... Nur wenn das Schaffen drängte ..., machte (mein Ich) ... ein innerliches befestigendes Zeichen ... Ich brach auch einmal ab und suchte so bald als möglich für mich allein zu kommen, um einige Worte oder ein Stichwort nieder zu bringen für das aufgeschobene Produzieren ... In der Nacht aufwachend, fand ich mich mitten in der Arbeit, als erwachte

ich daraus; mitten in der Arbeit an Einzelheiten” (Einsdl, S. 20f.). Hier spricht nun Brunner von dem erwähnten “oft erlebten Bild” der vom Himmel niederhängenden Pergamentrolle. Er setzt hinzu: “Manchmal kommt diese Pseudo-Illusion auch am Tage ... Zuweilen höre ich dann vorher ... eine Stimme mich rufend” (Einsdl, S. 21). – Das erinnert wieder sehr an die Bibel.

Auch von seinen Hemmungen und seinem Ringen um den Ausdruck erfahren wir: “Sobald ... einmal ... eine Unterbrechung eingetreten, war wie nichts mehr ... Wobei aber nur von den innerlichen Pausen ... die Rede ... Ich setzte mich hundertmal zum Schreiben ... Das wiederholte sich vielemale des Tages ..., oft Wochen hindurch ... Genug, ich hatte zuweilen gewaltige und eigentlich immer einige Furcht vor dem Schreiben ... Nie überwand ich, beim Schreiben, die Furcht vor dem Geschriebenen, die Qual der Mängel in meiner Darstellung” (Einsdl, S. 22f.).

Beim Schreiben trägt Brunner oft eine Kopfbedeckung: “Bei mir geht nichts fröhlich und manchmal gar nichts, wenn der Kopf kalt ist, ich trage deswegen beim Arbeiten zuweilen eine Mütze” (Lehre, 796). Er muß dabei auch oft auf- und abgehen: “Dem intellektiven Denken ist eine gewisse gleichmäßige, übrigens nicht anstrengende Bewegung des ganzen Körpers sehr zuträglich ... Ich wenigstens muß selbst ... unter dem Schreiben umhergehen; so wie ich denn auch, während diese Sätze aufs Papier kamen, wacker vor meinen Büchern hin und her panther-te” (Lehre, 795.)

Brunner hat natürlich auch die Klage: “Es bleibt die ewige Not: das Schreiben geht nicht schnell genug ... Die Gedanken kommen wohl auch zurück, aber ohne ihr Leben des großen Wortausdrucks” (Einsdl, 23f.). (Damit hängt wohl auch zusammen, daß er unsere Schrift kürzer wünscht.) Bezeichnend ist jedoch dann der Ausruf: “Aber was sind (die Schmerzen des Gebärens) ... gegen die Seligkeit des Empfangens” (Einsdl, 24).

Dieses Bild von der seligen Empfängnis erinnert einen an Brunners Beschreibung: “Zuerst zeuge ich ein kleines Kind und mache es dann wachsen an allen seinen Teilen zugleich, immer weiter, bis es erwachsen ist” (Vermächtnis, 214). Es ist eine Art Vaterschaft oder richtiger Mutterschaft. Er schreibt in einem Brief, Frida Mond als Mutter müsse ihn verstehen; aber um wieviel größer seien die Geburtswehen des schöpferischen Mannes als die der Frau, die doch nur Kinder gebäre, die bald

wieder sterben. Seine glaubte er offenbar unsterblich.

Daß Brunner, wie erwähnt, einerseits (Einsdl, 47; 55Geb) behauptet, sein Werk stünde von Anfang fertig vor ihm, andererseits vom Wachsenlassen hier spricht, ist an sich miteinander noch verträglich. Aber wir haben in den Briefen aus der Entstehungszeit der “Lehre” ja verfolgen können, wie Brunner ursprünglich von einer Geschichtstheorie ausging, und das Ziel der “dritte Band: die Geistigen und das Volk”, gewesen war, wie er dann diesen fallen ließ und auch den schon geschriebenen zweiten Band nicht veröffentlichte, sondern nur mit dem – allerdings michelangelesken – Torso, dem “Praktischen Verstand”, herauskam. Das war ganz gewiß nicht ein Ringen bloß um Darstellung eines fertigen Inhalts!

In dem bereits herangezogenen Brief von November 1893 an Frida Mond, wo Brunner von seinem Drang zur Philosophie spricht, klagt er, wie zitiert: “das, was mir von früh auf mit so klarer Erkenntnis vor Augen gestanden hat ... das ist seltsamerweise zuweilen so aus mir verschwunden” (Briefe II, 50). Ist es wirklich nur “die Angst, daß ich es verliere”, die ihn zum Schreiben treibt? “Hat” er es schon? Wir haben (Vermächtnis, 237) angeführt, was er damals hatte.

Hier liegt auch der schwache Punkt der in “Unser Christus” versuchten Theorie des geistigen Produzierens, die “Machen und revelatio” unterscheidet (S.114), Letztere sei Schaffen “aus dem Nichts” (S. 115). “Mit dem Talent *macht* das Genie die naturalistische Grundlage, den Träger für das, was der Geist *schafft* ... die Unvollkommenheiten und Schwächen des Genies: es sind die seines Talenten ... als Genie in der innerlichen Offenbarung und Inspiration ist es vollkommen” (S.120). Aber Friedrich Hebbel erwidert irgendwo sehr gut dagegen: Hätte die Göttin, die er in den Wolken sieht, vor ihm schon alle Schleier abgeworfen, der Künstler würde nie zum Pinsel greifen, erst durchs Malen erobere er sie sich.

Der mündliche Stil. Bezeichnend ist, daß Brunner an der Stelle in “Zum 55. Geburtstag” (S. 22) über sein Bestreben bei der Darstellung sagt: “daß es in der Sprache ... heraustrat möglichst eindringlich, anschaulich – anhörlich in den Tönen lebendiger Bewegung, wie ich für mich selber die Rede hörte”. Anhörlich, Rede! Brunner ist über lange Strecken ein Prediger. Er baut auf einen Höhepunkt hin – oft schon innerhalb der getürmten

Sätze, wo nach mancherlei Retardierungen, die Nebengedanken mitnehmen, der nun schon längst erwartete Hauptgedanke endlich ausgesprochen wird. Und Brunner spricht. Er spricht den Gegner direkt an: "Immanuel Kant, das glauben wir dir nicht!" (Lehre, 767) Oder die Leser: "Ihr *seht* das nicht und *fühlt* das nicht ... Aber ich habe das gesehen" (Lehre, 1063). In "Zum 55. Geburtstag" erzählt er von den Ideen, mit denen er sich getragen habe, "den Lesern das Lesen zu erleichtern, ... die Betonung für die Augen lebendiger sichtbar zu machen" (S. 24). Obwohl er diese Ideen aufgab, finden sich noch Spuren von dem "mündlichen" Bestreben: die satirische Orthographie ("Illächerlich", Lehre, 632), ein eigenwilliger Gebrauch der Interpunktion, eine Stufenfolge von Sperrungen (einfach, unterstrichen, fetter und fettester Fettdruck), ungewöhnlich häufig angewandt und manchmal über halbe Seiten – was schon rein visuell beirrt, geschweige denn, daß es das Lesen erleichtert.

Mit dem mündlichen Stil (und dem "hebräischen Rhythmus") hängt es wohl zusammen, daß Brunner entgegen den normalen Regeln denselben Ausdruck unbeirrt wiederholt, manchmal Satz um Satz, und zwar nicht nur Termini. Aber was für den Hörer nachdrückliche Klarheit bewirken mag, erzeugt für den Leser leicht das verwirrende Gefühl des Auf-der-Stelle-Tretens.

Wie Brunner seine Sätze spricht, kommt in seiner Abweichung von der normalen Wortfolge dem Leser plastisch genug vor Augen – z. B. "daß man so sie nicht betrachte" (Lehre, 736), "Zwischen denen die so überaus wichtige Unterscheidung Kant nicht macht" (Lehre, 935). So schreibt der Sprecher; so "hört" man ihn. Besonders auffällig wurde mir diese Eigenheit Brunners, als ich das Manuskript einer Anhängerin las, die ihre Sätze in Nachahmung des Meisters auf seine Wortfolge umkorrigiert hatte, was hier einfach lächerlich wirkte.

Diese "gesprochene" Wortfolge – z. B.: "Die Schönheit hängt ab von ..." (G&T, 112); "Unsere Aufgabe, die Beziehungen aufzudecken zwischen ..." (Lehre, 591); "Das ganze Wesen Nietzsches ist bezeichnet mit ..." (Tgb, 312) –, das Vornehmen des Prädikats, erinnert übrigens ans Jiddische. Aber ebenso Ausdrücke wie "wind und wehe" (Lehre, 333), "nicht gestogen und nicht geflogen", "ach und weh", "dem Stein sei's geklagt" (Char, 96). Ob sie aus einem Rest von Jüdisch-Deutsch im Elternhaus zu erklären sind (wozu auch der Titel "Närrischkeiten" von Bruder Ekiwas Aufzeich-

nungen passen würde)?

Jüdischen Charakter trägt Brunners Stil im allgemeinen, aber, scheint mir, auch die Wahl einzelner Wendungen, wie z. B. das zitierte “Eiserne Worte des Mörders” (Pflichten, 182), “goldene Gedanken”, Wahrheit als das “Allersüßeste” (Lehre, 956); “Auch der Gerechte fällt siebenmal des Tages – wie oft merkt er davon, der Gerechte?” (Charakter, 62) Oder: “Vitia haben die Menschen – es fehlt was!” (Charakter, 94).

Das Englische liebt bekanntlich das “understatement”. Bei Brunner muß oft von “overstatement” gesprochen werden. Die starken Ausdrücke häufen und übersteigern sich –, darunter viel “lutherische” Derbheit, wie z. B.: (Nietzsches) “Drucksachen vom Nachttopf, der die Brücke sei zum Aufziehklosett” (Lehre, 1036). Überhaupt tut er des Guten zuviel. Dieses bereits gekennzeichnete Immer-neu-Ausholen und immer neue Beweise heranschleppen wirkt eher als ein In-Frage-Stellen des bereits Erwiesenen. Alles gerät dabei in die Länge. Und dann kann Brunner den Leser mitfühlend fragen: “War die vorstehende lange Auseinandersetzung ... zu lang?” und fröhlich fortfahren: “Sobald ich gewahrte, daß es eine so lange Sache damit werden müßte, entschloß ich mich auf der Stelle, es so lang werden zu lassen” (Lehre, 650). Oder – offensichtlich immer auf der Suche nach mehr – fragt er: “was bleibt mir nun noch gegen ... zu sagen, nachdem ich alles gesagt oder doch auf alles hingewiesen habe ...? Und doch wäre ich nun sehr traurig, wenn ich weiter nichts vorzubringen wüßte” (Lehre, 829). “Nun weiß ich nichts andres mehr als ...” (Lehre, 954).

Aber wie Brunner überhaupt erstaunlich viel über sich selbst weiß – wenn er es auch manchmal wieder vergißt –, so weiß er auch sehr gut über die Probleme seines Stils Bescheid. Unter dem launigen Titel “Weglassen, nicht veröffentlichen!” schreibt er im “Tagebuch”: “Einer der großen Fehler meiner Produktion: die hier und da losgehende Geschwätzigkeit” (S. 304). Er erklärt sie zuerst daraus: “weil ich vielleicht zuwenig vergesse, was andre allzu sehr vergessen: daß schließlich ein Buch doch nur Ersatz für das in Wirklichkeit unmögliche Reden mit soundso vielen Hörern” (ebd.). – Brunner ist es ein Axiom, daß Schreiben nur Ersatz ist für individuelle Unterredung: “Ich, in meinem lebendigen Verhältnis zu meinen Lesern, gehe zuweilen mit ihnen um nach der Weise der mündlichen Unterredung, nach dem Stil der Gesprochenheit” (ebd.).

Er ist tatsächlich einer jener Schreiber, die eigentlich Sprecher sind, nicht nur Sprecher im hohen Sinn, sondern Führer eines Gesprächs, gesprächig abschweifend, gemütlich eine Anekdote, das Nebenbei eines Kuriosums einflechtend. (Brunner “leitet” seine “Gesprächspartner” sogar bei dem “Sach- und Namenverzeichnis für die rechten Leser, nachdem sie gelesen haben. Die aber Genäse treiben wollen, werden gebeten” usw., Lehre, 1091). In “Liebe-Ehe” heißt es: “Ich rede ganz privatim zu den Eheleuten” (S. 208). Und über die “Postillen” in diesem Buch schreibt Lotte Brunner ganz richtig, daß sie “wie mündlich, wie von Angesicht zu Angesicht, den einzelnen Leser ... vornehmen, um ins Gewissen und in den Willen zu reden” (“Liebe, Ehe, Mann und Weib”, in: Von Constantin Brunner und seinem Werk, Berlin 1927, S. 62).

Zwischen Schreiben und Reden ist aber ein Unterschied. Die Sätze verhallen; des Redners Wiederholung hämmert sie ein. Der Leser hat den Satz vor sich; er erwartet Fortschritt, und Wiederholung verwirrt ihn.

Über seine “Retardation” berichtet Brunner an jener Tagebuchstelle, daß ihm meist “erst in der Überarbeitung, vor allem bei der Satzkorrektur” der Wille kommt, hineinzugehen “in diese und jene Stelle ... Ich will nur alles hervorkehren, mitnehmen, was sich mitnehmen läßt” (Tgb, 304). *Alles* hervorkehren, mitnehmen, führt vom Thema ab.

Sehr richtig, aber keine Verteidigung, ist Brunners Hinweis: “Mein Fehler” bringt manchmal heraus, “was gar nicht geschwätzt erschiene, wenn es an anderer Stelle sich fände” (ebd.). Trotzdem verlangt Brunner, daß der Leser ihn “bis zum letzten Punkt” lese. Obwohl er begreife, daß der Leser ihn manchmal “an die Wand werfen” möchte, nicht nur wegen der Geschwätzigkeit. Offenbar meint er etwas wie sein “Geschimpfe” (Fr. Mond), wenn er von “Spuren dessen, was ich gelitten habe” entwaffnend spricht: “Wenn es um Wahrheit geht gegen die geltende Verkehrtheit, da ist es schon begreiflich, wenn mit seiner (des denkenden Mannes) Entwicklung der Wahrheit auch ein wenig Wut über seine Leiden mit herausbricht” heißt es in einem der “Zettel” (Vermächtnis, 213).

Die beste Antwort aber, die Brunner seinen Kritikern an der angezogenen Tagebuchstelle gibt, ist ebenso paradox wie wahr: “Und was meint ihr, was an mir Geschwätzigem das Brauchbarste ist? Meine Kürze und Knappheit ... im eigentlich philosophisch Hauptsächlichen ..., wie ich

da mit wenigem auskomme für vieles” (Tgb, 306). Brunner dachte auch und vor allem an sich selbst, wenn er im Gegensatz zu “Komödianten des Genies” (Christus, 122) und ihren “immer neue(n) Paradoxien ... immer neue(n) durch und durch nichtsnutzige(n) ‘Termini’” (Christus, 123) – besonders Nietzsche ist offenbar gemeint – vom “Gebrauch fester und echter Terminologie, die Einfachheiten der Urverhältnisse bezeichnend” spricht, der “nur dem wirklichen Genie, dem Einfachblicker, dem systematischen Denker möglich” (Christus, 123).

Einleitungen und Schlüsse. Ernst Ludwig Pinner nennt Brunner in seinen Erinnerungen einen “der bedeutendsten Stilisten” und rühmt: “Jedes Kapitel, ja fast jeder Absatz (runden) sich ab”¹¹². Er erzählt, als einmal die Passacaglia von Bach gespielt wurde, habe Brunner bemerkt: “Wie ein antiker Wagenlenker beim Rennen seine Pferde kurz vor dem Ziel zusammenfasse, so fasse Bach die Zügel seiner Motive am Schluß noch einmal zusammen und erreiche so seine gewaltige Wirkung. ‘Wer das könnte!’” Und Pinner habe gedacht: Wenn einer, dann könne es Brunner! (S. 35)

Tatsächlich sind rednerisch zusammenfassende und anfeuernde Schlüsse bezeichnend für Brunners Stil. Aber Piners Hinweis auf “jedes Kapitel, fast jeden Absatz” verrät bereits, daß Brunner damit zu weit geht. Die “Prolegomena” haben gleich zwei Schlüsse, und der zweite fliegt in der Tangente von dem eigentlichen Kreis der Untersuchungen ab, in eine Satire auf die Evolutionstheorie und ihren Übermenschen. (In dies Thema gerät Brunner öfter – meist mit ausgezeichneten Formulierungen – aber meist nicht an den gehörigen Orten.) Daß die Predigt gegen die Faulheit, die den “Schluß” des “Ersten Bandes” bildet, etwa das abschließende Fazit aus den Untersuchungen des “Praktischen Verstandes” zieht, kann auch nicht behauptet werden. Die Rede am Schluß des “Judenhasses” bringt eher etwas Neues als Zusammenfassung. Aber eines der größten Kapitel, daß Brunner je gelang, ist ein “Schluß”, der des “Entlarvten Menschen”. Man muß jedoch gleich hinzufügen, daß dies Kapitel, wie bereits bemerkt, wohl unabhängig geschrieben wurde und kaum der Schluß zu diesem überhaupt nicht einheitlichen Buche Brunners ist, sondern eher eine Art Schlußkapitel zu Brunners Gesamtwerk, das Fazit aus

¹¹² [In: Die Constantin-Brunner-Gemeinschaft, Heft 13, April 1950, S. 35.]

seinem Leben des Gedankens.

Die Schlüsse sind gewöhnlich noch in höherem Grade mündlicher Stil; wie Lotte Brunner bemerkt “immer Rede”. Nachdem das Haus gebaut, sollen die Menschen hinein, “und er packt sie mit eisernem Griff” – d. h., ethische Forderung kennzeichnet Brunners Schlüsse.

Auch über seine *Einleitungen* könnte man sagen, er bringe sie “fast bei jedem Absatz”. Nach seinen häufigen Abschweifungen muß er zur Stelle zurückführen, wo er den Faden fallen ließ. Von seiner Einleitung par excellence, der “Ankündigung”, wissen wir bereits, daß sie unabhängig von der “Lehre” geschrieben wurde und eher eine Einleitung zu allem ist, was Brunner damals noch zu leisten hoffte. Das gewaltige Anfangskapitel von “Unser Christus” ist, wie das vom Liebe-Ehe-Buch, in sich selbständig und der wesentliche Inhalt schon. Im allgemeinen hält sich Brunner nicht sehr an Komposition im üblichen Sinn. Er hat die Art eines Flusses, der sich nicht regulieren läßt.

Persönlichkeit. Vielleicht versteht man in diesem Zusammenhange eher die erwähnte Philippika des Systematikers Brunner (der schreibt: “Was mein Philosophieren anlangt, ... darf ich wohl sagen, daß es ... systematisch wie eines”, Tgb, 34) *gegen* die “systematische Form”: “Gedankenausdruck ist aphoristisch. Sehen Sie sich daraufhin des Aristoteles oder Spinozas Vortrag an: trotz des äußerlichen Zusammenhanges (der sich als ein solcher der feinsten und kunstvollsten Ideenassoziation erweist) löst sich alles auf in besondere kleine Abschnitte. So waren die Gedanken in ihnen, so kommen sie herauf und heraus; wir wiederholen den Prozeß des Werdens an uns selber. Lichtenberg war ein zu echter Denker und hat zu viel, immer von neuem gedacht: so daß er überhaupt nicht dazu kam, sein Rohmaterial aneinanderzufügen” (Briefe II, 94f.).

Danach scheint ein System nur “Zwang der späteren künstlichen Einordnung in einen Zusammenhang” zu sein, durch den z. B. Goethe, den Brunner in diesem Brief den “vollendetste(n) Philosoph(en) in Allem, worin uns sein Philosophieren vorliegt” nennt, nur verliere! (ebd, 95) Brunner, der scharf kritisch von “jenen, meist zusammenhanglosen Aphorismen eines Hypochonders” spricht, die in der “Welt als Wille und Vorstellung” nur “in eine Reihe gefädelt” (Lehre, 206) seien; der Nietzsche einen “Aphorismenfex” schilt, welcher “über das Allerernsteste in der

Geschwindigkeit und Windigkeit nur ... so daherbrudele” (SgK, 51) – wie konnte Brunner behaupten: “Das System ist Selbstbetrug, Aberglaube und für die Andren Hemmung und Verwirrung”! Wie konnte dies der Spinozist! Gewiß, das Demonstrieren *more geometrico* ist noch nicht der Inhalt. Aber Aphorismen künstlich zusammenstellen – soll das die Ethik beschreiben!? Und kamen Spinozas Gedanken wirklich ursprünglich in “kleinen Abschnitten” herauf – eher hat er sie in diese (die Propositionen) erst zerspalten!

Allerdings, wie wir gesehn haben, schrieb Brunner Anfang der 90er Jahre seine Gedanken aphoristisch-dichterisch nieder. Überhaupt muß man hier an seine “Zettel” denken und wie er dann das spontan Hingeworfene fast wörtlich in den Zusammenhang eines Buches einfügt. Darüber gibt die Zettelauswahl im “Vermächtnis” Auskunft. Diese “Aphorismen” finden sich zum großen Teil in Brunners Büchern verwandt. Sie erinnern an Friedrich Andermanns Bemerkungen über Brunner im Gespräch: “Er brauchte sich nicht erst zu sammeln ..., um den Faden des Denkens zu finden. “Ganz spontan ... sprach er sehr bedeutende Gedanken aus und fand für sie höchst einprägsame ... Formulierungen”¹¹³. Die “Zettel” in einen Textzusammenhang zu bringen konnte etwas Künstliches haben, ihnen ihre Frische rauben. Brunner spricht aus eigener Erfahrung. Die “Einheitlichkeit” liege nur in der “Persönlichkeit”, behauptet der Brief.

Der Hinweis auf die Persönlichkeit hinter dem Buch ist allerdings charakteristisch für Brunner und daß er findet: “Alles was nicht unmittelbar aus der innersten Persönlichkeit her fließt, wird nicht nachhaltig wirken”. “Möchten ... doch (meine Leser), auch in fernen Zeiten, von meinen Büchern sich hindurchlesen auf meinen Menschen” (Vermächtnis, 215), wünscht er 1934, wie er 1919 allgemein verlangt hatte, geistige Menschen sollen “nicht nur die großen Geisteswerke in sich aufnehmen, sondern die großen schöpferischen Persönlichkeiten selber. Es gilt, daß sie, in ihrer Seele, in diese (Persönlichkeiten) sich verwandeln” (G&T, 209f.). “Nicht in den Gedanken, sondern in der *über dem Gedanken stehenden* Persönlichkeit finden wir das Schwergewicht des Genies”, heißt es im

¹¹³ [“Mein erster Besuch bei Constantin Brunner (März 1925)”, in: Eisenstein/Grünberg, “Auf den Pfaden der Philosophie Spinozas und Constantin Brunners”, Königstein 1982, S. 119]

“Tagebuch” (S. 25). Und in seiner “Lehre” sagte Brunner über Heraklit, daß das “für immer unvergeßliche anschauliche Bild des Mannes”, das uns aus dessen “Tiefsinn der Rede” entgegentrete, “ihm erst die letzte zwingende Wahrhaftigkeit verleihe (S. 432).

Im “Einsiedler” (S. 43f.) leugnet Brunner, daß er das “Eigentliche” aus den Büchern gelernt habe: “Ich brauchte lebendige Lehrer”. Paradoxiert er damit Sokrates, Christus: “Zu Christus trat bald noch Spinoza(S. 43)” “Ein ... Weg öffnete sich meinen Blicken, auf dem sah ich Christus und Spinoza ... aufeinander zuschreiten” (S. 44). Natürlich kannte er diese “lebendigen” Lehrer nur aus Büchern, aber er erlebte die Einheitlichkeit der Persönlichkeit dahinter. An die Stellen des “Systems”, das er für “verbindende Metaphysik” erklärt, setzt er offenbar die Persönlichkeit, die den Inhalt, den Geist garantiert.

Auch was er von seinem eignen In-die-Klarheit-Kommen hier berichtet, nämlich, daß die Gedanken nicht als Resultate logischer Bemühung, sondern als erlebte Ganze aus der “innersten Persönlichkeit” ihm erstehen, “so ziemlich alles ruckweise, in mehr oder minder starken Erschütterungen und Offenbarungen”, weist in diese Richtung. Also hätte Brunner 1897 den Angriff auf die systematische Form vielleicht nicht im Namen des Aphorismus, sondern eher im Namen der Offenbarung führen sollen, wie er tatsächlich den Philosophen dem Künstler und dem Mystiker zur Seite stellt.

Vielleicht erklärt sich auch die Tatsache, daß er, wie erwähnt, 1907 ganz besonders rühmt: “Bei mir ist dies das Wesentliche, Besondere und Neue, daß, was bislang nur im romantischen Gefühl vorhanden war, nun ... in die wissenschaftliche Demonstrierbarkeit erhoben sich findet”, gerade daraus, daß es ihm so blutig schwer gewesen war, sich in der “Lehre” zur systematischen Methode zu zwingen.

Frau Mond setzt an der “Lehre” die Mangelhaftigkeit seiner “Explikation” aus. Und was antwortet Brunner? Daß diese “an sich überflüssig” sei (1909). Gemeint hat wohl Fr. Mond den Stil Brunners – daß die einzelnen Gedanken weniger entwickelt werden, als eher fertig formuliert auftreten und der Autor uns um sie herumführt, wie ein Bildhauer um seine fertige Figur und uns die verschiedenen Aspekte sehen läßt – so z. B. enthält der 1. Abschnitt der “Prolegomena” (“Die Grunderfahrung”) bereits alles, als Feststellung gegeben, was in den nächsten drei Abschnitten nur noch

von verschiedenen Seiten beleuchtet und also eigentlich wiederholt wird. Bei dem Bestreben einer theoretischen Darstellung wird Brunners Stil leicht verquält, oder doch zähflüssig, auch eben weil er ursprünglich persönlich, aphoristisch gerichtet ist.

Weihnacht. Brunner berichtet, daß er sich am besten in der Weihnachtszeit zum Schaffen aufgelegt fühle: “Mein zitterndstes und reichstes Leben fiel – mit wenigen Ausnahmen – in die Weihnachtszeit, wo immer alle meine Gedanken um Christus gehen, an den übrigens das bloße Denken jederzeit eine gewisse schöpferische Belebung mir bewirkt. In der Weihnachtszeit nun weiß ich nichts als nur Christus; der Weihnachtsabend bringt auch die einzige regelmäßige kleine äußerliche Feier des Jahres, die ich zusammen mit den Meinigen begehe und die für uns herzlich gipfelt in meiner Vorlesung der kindlichen Worte aus dem Lucasevangelium 2, 1-14 und darauf folgendem Paulus 1. Cor. 13” (Einsdl, 24).

Wir haben in Bickels Erinnerungen eine Beschreibung der Weihnachtsfeier bei Brunner im Jahre 1927: Lotte “hatte ... mit Hilfe von allerlei niedlichen Figürchen und Puppen ... eine ‘Krippe’ aufgestellt: die drei Könige, Ochs und Esel, die Jungfrau, das Kind in der Krippe, die Hirten usw. Bald gesellte sich zu uns Gertrud, das Dienstmädchen. Wie lieb und rücksichtsvoll wurde sie von Brunner und seinen Hausgenossen behandelt! Die Rücksicht, die man auf sie nahm, äußerte sich auch darin, daß man das Gespräch und Spiel ihrem Empfinden und Verständnis anzupassen sich bemühte und sich bei jeder Gelegenheit fragte, wie wohl das eine oder das andere zu tun wäre, damit Gertrud auf ihre Kosten käme. An diesem Abend überließ man sie kaum sich selbst und beschäftigte sich immerfort fürsorglich mit ihr. Bei Tisch wurden ihr wiederholt Speisen und Trank angeboten, und zwar mit einer Innigkeit und Freundlichkeit, wie man sie nur teuren Gästen gegenüber beweist. Obwohl sie keine drei Wochen im Hause Brunners beschäftigt war, wurde sie derart reichlich beschenkt, daß sie ganz wirr vor Freude war. – Wir wurden in das festlich erleuchtete Mittelzimmer gerufen und setzten uns um den Baum. Brunner spielte zunächst in seinem Arbeitszimmer auf einem Leierkasten eine alte einfältig-fromme Weihnachtsmelodie. Dann las er still und versonnen aus Lukas und nachher mit Überzeugung und Eindringlichkeit den Brief Pauli über die Liebe. Nachdem er zu Ende war, kam er

freudebewegt zu uns herein und küßte alle der Reihe nach”.¹¹⁴

Brunners Annahme, daß der Gedanke an Christus es sei, der ihn immer um die Weihnachtszeit schöpferisch stimme, scheint späteren Datums zu sein. 1894 schrieb er: “Nun beginnen meine Wintermonate. Da kocht und drängt Alles in mir im Geiste und will heraus ... Das ist meine Schöpferzeit” (Briefe II, 64). Der Winter regt ihn an, obwohl der Augenleidende dann oft über “kimmerisches” Licht klagt.

Auch die von Bickel berichtete liebevolle Behandlung des Dienstmädchens geht nicht nur auf das Christfest zurück. Brunner hatte ein feines Gefühl für die psychologische Schwierigkeit des persönlichen Dienens. Auch für das Danklose im Dienstverhältnis. In bezug auf eine ihr ergebene Hausangestellte schrieb er 1903 an Fr. Mond: “Einem solchen Menschen, der sich so ganz, mit seiner ganzen Existenz, in den Dienst unsrer Lebensfürsorge stellt, ohne doch eigentlich in unsern Kreis zu gehören, danken wir unendlich viel, ohne es ihm jemals eigentlich vergelten zu können”. Sein Verhältnis zur eigenen Haushilfe war natürlich das des geborenen Seelsorgers immer. Manche schrieb ihm noch später. In einem erhaltenen Brief rät er mit seinem immer wachen menschlichen Interesse einer in das Heimatdorf zurückgekehrten “Moralistin” zum rechten Blick auf die Menschen. Wohl sein letztes Dienstmädchen, eine Deutsche, die in Holland Stellung suchte, wurde sogar seine Anhängerin.

In einem Brief vom Januar 1925 fragt Brunner bei Ernst Ludwig Pinner an: “Deine Kinder? ... Du entzündest vor ihnen Chanukkalichter ‘als Symbol der siegreichen Kraft unsres Volkes’? um ihnen einen Ersatz für die Weihnachtsfreuden zu geben. Sie mögen wissen, daß sie von einem tapferen Volk stammen, das aber nun ein Nicht-mehr-Volk und nie wieder solche Siege wie jenen Makkabäersieg erfechten kann; und du tätest wohl, ihnen die Weihnachtsfreude zu geben (diese schönste und größte Freude der Allgemeinheit, an die du ja doch mit deiner ‘Notgeburt’ des Chanukka nicht reichst), damit die Kinder lernen, daß jenes alte Volk, von dem sie herkommen, denn doch einen unweit größeren Sieg errungen hat als den der Makkabäer und damit heute noch lebendig ist im schönsten Sinn und Geist unsres Lebens”. – Das war Weihnachten für Brunner.

¹¹⁴ [“Einige Erinnerungen an Brunner”, in: Der Constantin-Brunner-Gedanke, Jg. I, Heft 3/4, Jan. 1956, S. 17f.]

Der Bann. Es fällt einem im “Einsiedler” auf, daß Brunner behauptet: “Ich habe Tausende erregt, bewegt, umgewandt” (S. 12). Sieben Jahre vorher, im Aufsatz “Zum 55. Geburtstag”, hieß es noch bescheidener “manche”. Der Autor von “Judenhaß” und “Unser Christus” durfte nun wohl von einer breiteren Wirkung sprechen. Gerade im “Einsiedler” aber beklagt sich Brunner über einen angeblichen Bann, der über ihn verhängt worden sei “von den Philosophieprofessoren, denen die Journalisten Gefolgschaft leisteten” (S. 50). Beweise? Die Czernowitzer Universität habe eine Doktorarbeit über ihn nicht zugelassen und “die größte deutsche Zeitung” habe einen Artikel über ihn dem Verfasser zurückgegeben! Selbst vom “Judenhaß”, der rasch hintereinander drei Auflagen erlebte, behauptet er, er sei “totgeschwiegen” worden (Einsidl, 82).

Schon in “Unser Christus” hatte er über die den Rabbinern “unmittelbar Dienenden” gesagt: “Das sind bei uns die Journalisten, von denen ... nur berichtet wird über die von den Professoren Angegebenen ... – das Jerusalemer Tageblatt kannte eine Unzahl von großen Männern, aber Christus war nicht unter diesen, gar erst die nationalistische Jüdische Tageszeitung entdeckte nur geistreich von Zeit zu Zeit, daß er im Grunde gar kein richtiger Jude, sondern der Galiläer Josephsohn sei” (S. 388) – was natürlich auf Brunner in Berlin geht.

Man vergleiche damit, was Brunner im selben Buch über den Fall Schopenhauer schreibt: “Auch wenn ein so bedeutender Mann ... an Verfolgungswahn leidet und so tobt gegen die Professoren ... Schopenhauer war kein Zeitdiener, und so erklärt sich, daß die Zeit von ihm keine Notiz nahm, ... daß sein Hauptwerk unverkäuflich dalag wie Blei und eingestampft wurde. Schopenhauer verstand das um so weniger, als er ungewöhnlich eitel war und ungeduldig ..., konnte nicht glauben, daß die Professoren, weit entfernt davon ihn zu verfolgen, wirklich gar nicht an ihn dachten, ihn gar nicht kannten ... Er hatte ein Recht wenigstens auf Verfolgung und konnte nicht leben ohne die Selbstbefriedigung in der Einbildung, daß man sich gegen ihn verschworen habe” (Christus, 147). – Genau wie der Verfasser dieser einsichtigen Zeilen, der noch 1930 schreibt: “Zwar entging (ich) ... den Totschweigenkern; aber was gleich nach dem Totschweigen kommt, gelang ... Nur mein Name wurde bekannt ... Sie haben fertiggebracht, daß mein Werk gilt weit unter den Stümpereien ihrer Tagesliteratur” (Pflichten, 13).

Anhänger. Im “Einsiedler” findet sich eine erstaunliche Stelle über Brunners Verhältnis zu seinen Anhängern: “Zuweilen ist mir geäußerte *Zustimmung* peinvoll”; er habe einmal gesagt, wessen er sich aber schäme: “Was bleibt als daß ich noch meiner begeisterten Anhänger mich entledige, dann bin ich wahrhaft ganz frei –, Begeistert das heißt, ohne Verstand zu sein, und Schwänze sind Anhänger” (S. 18). Was Brunner also doch wieder sagt.

Wer gewisse seiner Anhänger kennt, wundert sich vielleicht nicht über diesen Ausspruch. Brunners zitierte Meinung, daß das Genie einsam sei und geliebt sein wolle und die amme-haarez die einzigen seien, die es lieben, war aus seinem eigenen Leben genommen. Unter seinen Nächsten fanden sich solche, die z. B. nach einer seiner Vorlesungen (im engen Kreis) aus einem neuen Manuskript, etwa erzählen konnten: “Wie wunderbar war das gestern wieder! Viel zu wundervoll, als daß ich mich auch nur eines einzigen Gedankens erinnern konnte! Aber wie er las! Wie seine Augen blitzten! Seine Stimme! Spinoza – wenn er ihn hätte hören können, er wäre vor ihm auf die Knie gefallen!” Daß da Brunner zuweilen ein peinvolles Gefühl über seine Anhänger anwandelte, ist nicht unverständlich.

Dabei war Brunner, wie schon bemerkt, nicht mit Lesern zufrieden, sondern wollte gerade “Anhänger”; ja, ein persönliches Verhältnis war ihm Bedürfnis.

Gewöhnlich begann es mit einem Brief des Anhängers. Brunner antwortete, oft per du, und schloß gewöhnlich mit “Friede sei mit dir”. Meist wollte er mehr von dem Schreiber wissen, “etwas innere Biographie”. Wie Martin Buber bei der erwähnten Antwort an A. M. in “Ost und West” richtig bemerkt, nahm sich Brunner des einzelnen liebevoll an, ging auf seine Probleme ein, suchte zu raten und zu helfen und lud ihn so auch oft zu sich ein. Und so wurde er überhaupt von Anhängern aufgesucht, beinahe wie ein Rabbi von seinen Jüngern, und er wollte ihre Besuche. Das war ihm wichtig, dem “Einsiedler Constantin Brunner”. Der Schauspieler und Novellist Fritz Ritter legt das so aus: “Er kann sich nicht damit begnügen, geschrieben zu haben, er kann nicht verzichten auf die prophetische Seligkeit, liebende, gläubige Herzen ins eigene überfließen zu fühlen. Darum entfaltet er den ganzen Zauber seiner Persön-

lichkeit vor denen, die zu seinem Schreibtisch wie zu einem Heiligtum pilgern, und wird klotzig und grob zu andren, die ihn aufsuchen, um zu diskutieren”¹¹⁵.

Er bereitete sich auf so einen Besuch wohl immer etwas vor. Besonders wenn es ein ernster Besuch war. In meinem Fall z. B. schien er sich auf Kunst gefaßt gemacht zu haben.

Friedrich Andermann (Israel Eisenstein) erzählt von seinem ersten Besuch im März 1925: “Sein (Brunners) Gesicht hatte etwas Strahlendes und zeugte von großer Güte. Ich war innerlich sehr erregt, und das muß er mir angemerkt haben, denn noch bevor ich ein Wort der Begrüßung hervorbrachte, sagte er in scherzhaft freundlichem Tone: ‘Ich bin ein Mensch wie alle Menschen ... Ich freue mich, Dich bei mir zu sehen.’ Mit diesen Worten erhob er sich, ging rasch auf mich zu und drückte mir warm die Hand” (a. a. O., S. 13).

Lothar Bickel gibt eine anschauliche Schilderung davon, wie Brunner ihn Oktober 1927 bei seinem ersten Besuch empfing: “Kaum hatte ich eine Minute gewartet, als sich die Tür öffnete und Brunner hereintrat. Sein Gesicht war leuchtend und bewegt, die Rede einfach und etwas aufgeräumt. Er nahm meinen Arm, führte mich in sein Arbeitszimmer und erkundigte sich nach Einzelheiten meiner Reise und nach meinen Freunden in der Heimatstadt. Dabei unterbrach er sich häufig, reichte mir, streckte mir unzählige Male die Hand entgegen, lachte still und sagte immer wieder: ‘Guten Tag, Bickel, guten Tag, mein Lieber!’ Alles auf eine äußerst bewegliche, fast überstürzte Weise. Sein Benehmen war frei von aller herkömmlichen Form, und schon gar nicht war an ihm Gravität, oder auch nur selbstbewußte Würde zu gewahren ... Nicht die geringste Absicht ... zu blenden ... Wohl aus Rücksicht auf meine jugendliche Befangenheit und auf das übermächtige Gefühl der Verehrung, das er in mir vermutete, führte er das Gespräch in einem leichten, scherzenden Tone ..., gab ... sich als harmlosen jovialen Alten, ja als froh und selbstvergessen spielendes Kind. Nachdem wir einige Minuten gesprochen hatten, rief er plötzlich, indem er meine beiden Hände drückte, aus: ‘Sieh an, da bist du ja, mein lieber Bickel! Da seh ich dich aber erst zum ersten Mal!’” (a. a. O., S. 13).

¹¹⁵ [“Zur Persönlichkeit Constantin Brunners”, in: Der Constantin-Brunner-Gedanke, Jg. I, Heft 5/6, April 1956, S. 23.]

Diese Wunderlichkeit in Brunners Benehmen erklärt sich wohl daraus, daß dies einer der Tage war mit “kaltem Kopf”. Im weiteren Verlauf des Gesprächs sagt er, aufstehend, um sich eine Zigarre anzustecken: “Bleibe noch eine Weile, denn ich beginne, mich anders zu fühlen. Heute habe ich nämlich einen kalten Kopf. Da empfinde ich mich wie einen kleinen Funken in einer großen grauen Masse. Da lebe ich nur noch irgendwo da unten” – die “Seelenlähmung”.

Es sieht danach aus, als wären Brunner diese begeisterten Anhänger eine Bürde gewesen. Eher könnte man die zitierte Äußerung, wie gesagt, verstehen, wenn sie sich auf Anhänger bezöge, die er nicht ernst nehmen konnte. Dann wurde seine Lust an der Mystifizierung geweckt. George Goetz erzählt, in der Gegenwart eines jungen Besuchers habe Brunner bemerkt: “Der Idealismus ist das beste Geschäft”. “das ist großartig!” ruft der junge Anhänger begeistert aus. Brunner stutzt. Mit undurchdringlichem Gesicht versetzt er: “Das dürfen Sie aber n-n-niemandem erzählen. Das müssen sie ganz streng geheimhalten”. Der junge Mann verspricht das. Brunner hat noch nicht genug: “Von Goetz weiß ich, daß ich mich auf ihn verlassen kann, aber Sie sind heut zum erstenmal bei mir”. – Goetz brauchte gar nicht hinzuzufügen, daß der geheime Satz sich auf S.756 der “Lehre” gedruckt findet¹¹⁶. Brunner selbst erwähnt in einem Brief einen “jüngeren Freund”, der, wie Brunner zufällig erfuhr, sich seine Gespräche mit ihm zu Hause aufzeichnete. “Als er nun das nächste Mal wiederkam, setzte ich ihm klaren enormen Wahnsinn vor, solch einen, der sich selbst und den Hörer mit verschlingt”.

Mit einem “gebildeten” “nichts als Neugierigen” hält Brunner diesen Dialog: “‘Was haben Sie jetzt unter der Feder?’ – Papier – “‘Ach, Sie wissen doch, ich meine natürlich, was Sie jetzt so schreiben’”? – Nun, Sie wissen doch, Buchstaben.(Tgb, 38) Und als der Mann ihn “gar noch brieflich” zu sich einlud, schrieb er ihm: *Ornikuminangitdluinaraluakanse*. “Denn es gibt für gebildete Leute einen guten Ton in allen Lebenslagen, den ich nicht weiß.” (ebd).

Brunner bemerkt im Tagebuch: “Ich kann es nicht fertig bringen, zu jedem Menschen ‘Sie’ zu sagen” (S. 321). Obwohl er ja, wie berührt, seine Anhänger meist duzte, klingt diese Formulierung, als bedeutete

¹¹⁶ [George Goetz, “Das Schweigegebot. Eine Brunner-Reminiszenz”, in: Die Constantin-Brunner-Gemeinschaft, Heft 8, Aug. 1948, S. 45f.]

die Anrede mit “Sie” für Brunner eine Art Respektäußerung. Ein Rabbinatskandidat, ein etwas skurriler Mensch, erzählte mir einmal, daß er “Dr. Brunner” aufgesucht, diesem auf seine Frage, ob er etwas von ihm gelesen, geantwortet habe, erst wolle er ihn persönlich kennenlernen, worauf Brunner gemeint habe, er sei viel wesentlicher in seinen Büchern zu finden, und habe ihn aufgefordert: “Sage ‘du’ zu mir!” – “Aber Herr Doktor, wie kann ich ‘du’ zu Ihnen sagen!” – habe er erschrocken abgewehrt. – Das war offenbar ein Fall, wo Brunner es “nicht fertig bringen konnte”, “Sie” zu sagen.

Es war aber nicht nur die Unbedeutendheit vieler Anhänger, die Brunner veranlaßte, mit dem Besucher zu spielen; oder etwa Abwehr gegen Verhimmelung. (Darin entsprach er vielmehr seiner Darstellung Christi, “daß er ... eigentlich immer auf das Höchste gerühmt sein will, und sobald man nur ihn rühmt, Sünden vergibt” (Christus, 294). Wie Ritter bemerkt, man fühlte sich oft “von der Frage gequält: Warum sagt er nun *das?*”. Vielleicht erklärt sich manches daraus, daß Brunner im Sinne seiner Empfehlung im Tagebuch mit dem Besucher jene “feine(n) Experimente in der Unterhaltung” anstellte (“von denen der nicht merkt, mit dem sie angestellt werden”), um sich ein sicheres Urteil über den Menschen vor ihm zu bilden (Tgb, 194).

Aber viel mehr war da wohl der Spielteufel in ihm beteiligt – wie in seinem “Unsinnsschaffen”. Und Zweideutigkeit war ihm nicht umsonst ein Zug des Genies. Aus dem Geheimnis um das Genie erklärt er auch die Zweideutigkeit Christi, sich als Wundertäter mißverstehen zu lassen und aus Liebe mitzuspielen. “Er wußte den Zauberkreis des Schweigens um sich zu ziehen, den so leicht niemand zu überschreiten wagte”, heißt es in “Unser Christus” (S. 97), “und wenn er dann, wie zurückkehrend aus unendlicher Tiefe und Vergessenheit, sprach, so sprach er feierlich unbestimmt und ironisch, rätselhaft; er, der sonst immer so Klare und Feste. Das sichert die größte Macht über die Menschen: Klarheit der Gedanken, Festigkeit im Betragen und – Rätselhaftigkeit ... Sie kannten ihn und sie kannten ihn nicht, sie verstanden nicht, ihn zu berechnen ... Der gemeine Mensch spielt die Rolle eines Menschen, der er nicht ist ... der er scheinen möchte: der ungemeine geniale Mensch ..., Christus, spielt niemals einen andern, aber sich selbst!” (Christus, 97f.) – dort, wo man ihn nicht versteht. “Mag eine Seele auch noch so widerstreben: er

verstehet, sie zu beschwören ... das undurchdringliche Geheimnis hilft ihm und daß sein Hellblick das Geheimnis der fremden Menschlichkeit unheimlich herzlich durchdringt”.

Diese Analyse Christi gilt für viele “Heilige”, z. B. auch für die großen “Wunderrabbis” – und für Brunner selbst. Beim Lesen der Erinnerungen gewisser schwärmerischer, aber begrenzter Anhänger erkennt man die Methode. Auch Brunner “zauberte”, wie erwähnt, mit Besuchern. Nicht zufällig schrieb Ritter nach seiner ersten Bekanntschaft mit Brunner eine Skizze “Der Zauberer Abraham”. Er sagte, ein Dämon habe Brunner getrieben, “die Menschen mit seinem Anderssein zu mystifizieren”; daß er sie aber gebraucht habe, “um das, was der Geist mit ihm trieb, auf seine eigne Weise, nach Wunsch, nach Laune, nach heiligem Bedürfnis an ihnen weiter zu spielen in unendlichen Variationen vom erhabensten Pathos bis zur gröbsten Possenhaftigkeit”.

Aber die Voraussetzung all solcher Zauberei beschreibt Roszka Pinner in ihren “Erinnerungen”: “Brunner liebte uns wohl alle, die wir zu ihm kamen, ... und er wußte, jedem von uns seine Liebe zu zeigen ..., ja in jedem das Gefühl des Bevorzugtseins hervorzurufen” – so wie Brunner schreibt: “Christus sprach mit einem jeden (Jünger) so vollkommen hineinverwandelt in dessen Seele, daß jeder glauben mußte, wie eben ihn habe er keinen beiseite genommen, kenne und liebe er keinen andern” (Christus, 378).

Wie einer der edelsten Anhänger (gewiß kein Nachsprecher), Ernst Ludwig Pinner, sich verhielt, beschreibt seine Frau: “Es war mir interessant – aber auch irgendwie merkwürdig –, meinen Mann in Brunners Anwesenheit zu beobachten ... Er war lauschende Andacht ..., saß ganz gerade, mit geschlossenen Knien, beinahe nur auf dem Stuhlrand ..., ein Knabe. Ja, Brunner war wirklich sein Vater im Geiste” (a. a. O.).

Aber nicht nur im Geiste betreute Brunner manchen Anhänger. Wie er selbst in dem zitierten Brief von 1935 über mehrere Abtrünnige bemerkt, er war ihnen “sogar” praktisch von Nutzen gewesen. Nicht unerwähnt bleibe, daß Brunner, der, wie wir wissen, viel von der Ehe hielt (unter eine verzweifelte “Liebesklage” auf einer Parkbank schrieb er: “Unsinn Auguste, heiraten mußte”), hie und da einem Anhänger einen heilsamen Stoß in diese Richtung gab. (Ich selbst weiß von zwei – glücklichen – Ehen, die er so gestiftet hat, aber auch von einer, vor der er mit Recht

gewarnt hatte, trotzdem ein “Meisterschüler” so sein Feind wurde. Auch weiß ich von einer Scheidung, gegen die er sich mit innigstem Zureden gestemmt hatte, und wieder wohl mit Recht.)

Das Arbeitszimmer. Einen Eindruck von Brunners eigenwilliger, denkerischer und “spieleriger” Persönlichkeit empfing der Besucher gleich beim Eintritt in Brunners Arbeitszimmer. Über dem Eingang warnte ihn ein Zitat aus dem Neuen Testament: “Das Wort kommt nur zu denen, denen es gegeben ist”. Die aufgehängten Bilder waren wohl weniger Schmuck als Symbol und Predigt auf der Linie Moses, Jesus, Spinoza. So gehört wohl auch die Beethovenbüste (von dem befreundeten Georg Wienbrack) zum Programm, zu “meinen lebenden Bildern”, wie Brunner im Tagebuch es nennt, wo er meint, “Bilder in der Wohnung (seien) die wahren Fenster ... so wunderbare Augen in *unsre* Welt ... –, andre Bilder sollte man gar nicht haben” (Tgb, 200).

Das Zimmer wechselte etwas in den verschiedenen Wohnungen. Das mehrfach erwähnte Fotoalbum zeigt Ansichten davon. Verschiedene Besucher haben es geschildert; es prägte sich ihnen offenbar ein. Lotte Brunners Schilderung stammt aus dem Jahre 1912 und bezieht sich also auf das in der Tempelhofer Wohnung: “Wie in einem schönen Garten nicht nur dunkle Bäume stehn, sondern da wachsen auch bunte Blumen, so ungefähr sieht es in meines Vaters Arbeitszimmer aus. An den Wänden die großen Regale, Regale mit Büchern, Büchern; darüber ernste Stiche und Gemälde – das sagt: hier wohnt geweihte Arbeit. Aber aus Ecken und Winkeln gucken viel wunderliche Augen heraus, die scheinen dem von Schauer erfaßten, zum erstenmal Eintretenden entgegenzurufen: Hier wird auch gelacht! Besonders auf dem langen, schwarzen, schlicht gezimmerten Schreibtisch, der den Raum in zwei ‘Kirchenschiffe’ teilt, treibt sich das lustigste Gesindel herum – Vaters Spielzeug, Spaßmacher, die Zwischenpausen des ernstesten Schauspiels ‘Arbeit’ auszufüllen” (Fotoalbum, zitiert aus Lottes “Ponto und Puppenkomödie”).

Wie ein Kind dies Tempelhofer Zimmer erlebte, erzählt Käte Wohl: Wie schon im Eßzimmer ein großes Ölbild sie erschreckte, “ein Leiden Christi oder Marterung des heiligen Sebastian”. “Dann ging er mit uns in sein Studierzimmer, das mir mit seinem geheimnisvollen Dunkel und seinen die Wände bedeckenden Bücherreihen wie eine Kathedrale vor-

kam”. Das Dunkel verlangte wohl die Rücksicht auf Brunners Augenleiden. Es geht weiter: “Aber das ‘Spielzeug’ darin, vor allem Clowns, darunter ein sehr großer, der (glaube ich) Bimbo hieß, und ein Eselskopf, der mir wie der Zettels aus dem Sommernachtstraum vorkam, heiterten mir den Ernst des Zimmers auf”. Entsetzt war das Kind, als Brunner ihm sagte, der Aschbecher auf dem Schreibtisch sei “aus dem Schädel eines Verbrechers gefertigt”, aber Brunner habe gefunden: “So dient er (der Schädel) wenigstens noch einem Zweck” (“Erinnerungen”).

Das spätere Arbeitszimmer in Potsdam “enttäuschte” Käte, “denn es fehlte ihm das kirchenhaft Feierliche”. Es hatte eine Aussicht, von der Brunner sagte: Noch schöner dürfe sie nicht sein, sonst werde das Arbeiten gestört. Ernst Ludwig Pinner erinnert sich an seinen ersten Besuch (1919) in dieser Potsdamer Wohnung: “Wie wir befangen in dem kleinen altmodischen Salon mit seinen vielen Stichen und Bildern warteten, wie der Meister uns dann in sein Arbeitszimmer führte, sofort meine Begleiterin zärtlich herausbrachte zu ‘seiner Lotte’”. Brunner hielt ein wirkliches Gespräch nur zu zweit möglich;¹¹⁷ deshalb die “zärtliche” Übergabe an Lotte. Pinner fährt fort: “Ich saß zum erstenmal in diesem erstaunlichen Arbeitsraum, wo man nicht müde war zu schauen. Der Blick schweifte hinaus durch das breite Balkonfenster über die blaue Havel und die grünen Hügel am jenseitigen Ufer. Kein Laut drang herein, abgesehen von den seltenen Signalen vorbeifahrender Dampfer und dem rhythmischen Knacken der Sportruderboote”. Vom Zimmer selbst erwähnt Pinner nur: “Da war der Geruch nach vielen vertilgten Zigarren”.

Auch ich kann mich nicht erinnern, daß Brunner mir bei meinem ersten Besuch, der mich in dieses selbe Zimmer führte, irgendwelche Einzelheiten zeigte. Er wies wohl auf einen Jesuskopf hin, um die Anekdote daran zu knüpfen (die im Tagebuch, 317 zu finden), daß Leonardo unwissentlich dasselbe Modell später für den Judas benutzt habe – was wenig in den Zusammenhang des Gesprächs zu passen schien, so daß ich den Verdacht faßte, er wollte auf einen gemeinsamen Bekannten anspielen, der ihm abtrünnig geworden war. Er sagte auch beim Abschied plötzlich: “Und Sie haben mir keinen Gruß von T. gebracht!” – worauf Lotte rettend eingriff.

Viel didaktischer wurden andere Besucher behandelt. Friedrich An-

¹¹⁷ “Rechtes Gespräch leidet sowenig wie die Liebe einen Dritten” (Tgb, 197).

dermann erzählt, wie er März 1925 auf den Balkon hinausgeführt wurde. “Sinnend blickte er (Brunner) auf die Landschaft, die bereits in der Abenddämmerung lag und mit der Hand auf den Himmel zeigend, sagte er in geradezu feierlichem Tone: ‘Siehst du, mein Lieber, dort geht *mir* jeden Morgen die *Sonne* auf in einem prächtigen Farbenspiel, und manchmal ist es, als wäre eine Schlacht am Himmel’”. Andermann meint, allen Besuchern “mußte die überaus originelle Ausstattung seines Arbeitszimmers auffallen. Da waren nicht nur bedeutende Gemälde und Büsten zu sehen, sondern auch andere, überaus merkwürdige Gegenstände von offenbar symbolischer Bedeutung. Der Sinn einiger von ihnen wurde mir von ihm erklärt ... Auf dem Schreibtisch fesselte eine Goethe-Statue mit einem ihn anbetenden Affen davor meine Aufmerksamkeit. Der letzte sollte die Goethe-Verehrer unter den Philologen versinnbildlichen. Eine knöcherne Schädeldecke, die ... als Aschenschale diente, gehörte ehemals einem vierfachen Mörder. Der Mann mit der unersättlichen Lebensgier hatte sich gewiß nicht vorgestellt, daß sein Schädel dereinst eine so unrühmliche Verwendung finden würde. Die Betrachtung der Büste Senecas lenkte das Gespräch auf die *Stoa*. Brunner sprach mit großer Wärme über Seneca, rühmte seine menschliche, sittliche Größe betonend ... Von den Gemälden, die an der Wand hingen, fiel mir besonders das Christusbild von Velasques auf. Brunner nahm es herunter ... Dieser gekreuzigte Christus gehöre, seiner Ansicht, nach zu den bedeutendsten. Das Realistische in dieser künstlerischen Darstellung wurde besonders gerühmt”. Man habe förmlich das Gefühl, ‘daß der Leib noch atme’ (a. a. O., S. 117f.).

Lothar Bickel sah dies Zimmer im Oktober 1927 (es war wohl Abend geworden): “Wir gingen auf den Balkon hinaus. Brunner wies auf den unten liegenden See, auf ‘seine’ Weiden und auf ein in der Ferne dämmerndes Licht. Dieses erwecke in ihm oft den Eindruck, als befinde er sich in einem Kahne auf weiter See”, und hier spricht Brunner wieder von den Wolkenschlachten. “Wir gingen wieder in sein Zimmer ... Eine winzige Puppe auf dem Schreibtisch hieß Miranda. ‘Sie nimmt sich im Winter- nicht so gut wie im Sommerkleid’, und leise fügte er hinzu: ‘Manche behaupten, sie wäre die Welt’. Ein hölzernes Vögelchen, das singe ihm zuweilen wunderschön vor. Daneben stand ein Tintenfaß, wie es angeblich auch Spinoza besessen ... Nach Tisch zeigte er mir das Christusbild Leonardos, er glaube nicht, daß es von Leonardo selbst

wäre ... Eine Büste Homers lobte er als die beste, die er kenne ... Hinter dem Bücherschrank stießen wir auf einen Esel, der über ein Buch gebeugt saß. 'Still,' sagte er, 'es ist der Professor, er studiert'. Dabei machte er eine schalkhafte Miene und schmalzte mit der Zunge. 'Ja, ich habe viel Spielzeug nötig, wie ein Kind' ... Er zeigte mir das Bild Spinozas von van der Spyck ..., es habe etwas vom Jenseits an sich. 'Nur', fügte er nach einer Pause hinzu, 'schaut mich dieser Mann, der schon seit Jahren auf meinem Tisch steht, mit derart ironischen Augen an! ... das habe ich erst letztens entdeckt'".

Interessant ist der Eindruck eines Mannes aus ganz anderem Milieu, E. Rudnicki, der "auf der ersten Judenchristlichen Konferenz in Hamburg" einen Vortrag gehalten hatte über "Die Stellung der Juden zum Evangelium" (erschieden im Verlag "Der Ölberg", Potsdam 1924). Ein Quäker aus Philadelphia, mit dem er 1925 an einer Konferenz teilnahm, sandte ihn mit Grüßen an Brunner: "Im Arbeitszimmer des Denkers wurde ich empfangen ... Das eichengeschnitzte Kruzifix, die Radierungen des Gekreuzigten an den Wänden, die wohlgeordneten Bücher mit ihren goldgepreßten Aufschriften, alles das umwehte mich mit dem Geheimnis der ewigkeitsschwangeren Luft. Ich glaubte mich in das Gebets- und Arbeitszimmer eines Gottesfreundes der Frankfurter Herren aus dem 15. oder 16. Jahrhundert versetzt" ("Wie Constantin Brunner mir ein gottgeschenktes Erlebnis wurde", unveröffentlicht).

Der Schauspieler Friederich Ritter, der nur erst die Wohnung in Berlin-Wilmersdorf auf dem vierten Stock kannte, meint, daß Brunners "Studierstube der eines mittelalterlichen Doktor Faustus" glich und Brunner selbst einer gothischen Kathedrale, "im Innern erfüllt ... vom reinen Mysterium des Göttlichen, während draußen obszöne Teufel den Regen des Herrn auf den braven Bürger herunterpissen". Er interpretiert: "Sein Schreibtisch wird zur Bühne, auf der er (den Besuchern) ... die Wunder eines Lebens im Geist vorspielt. Es ist oft genug beschrieben worden, wie alle die Dinger und Dingerchen, mit denen er sich umgab, die Luft und das Licht der Gedankenwerkstatt, ihren Anteil hatten an dem Zauber"¹¹⁸.

Der Sechziger. Es scheint, daß Brunners sechzigster Geburtstag unbeachtet

¹¹⁸ ["Zur Persönlichkeit ...", a. a. O., S. 23f.]

vorüber ging. Nur in New York brachte das “Menorah-Journal” einen englischen Aufsatz “Constantin Brunner” von Adolphe S. Oko und Ernst Altkirch. Zum fünfundsechzigsten Geburtstag aber erschien das erwähnte Sammelheft der Brunner-Gemeinschaft, ferner ein Artikel von Prof. A. Buschke in der “Medizinischen Klinik” (Nr. 27), in der Deutschen Tageszeitung der Vergleich mit Nietzsche, in der Vossischen Zeitung, in der Serie “Denker der Zeit” ein Aufsatz von H. Landrij, im Berliner Tageblatt ein Stück aus dem “Einsiedler” (“Bejahung des Geistes”) und ein Artikel “Spinoza-Renaissance” von Professor A. Liebert und in der Jüdischen Rundschau ein Aufsatz von Leo Hirsch.

Als ich Brunner zum erstenmal in Potsdam aufsuchte, war er wohl nicht viel unter sechzig, und als ich ihn das letztemal in Berlin sah, noch nicht siebzig. Die Eindrücke bei den verschiedenen Besuchen haben sich in meiner Erinnerung vermengt. Ich sehe den Sechziger vor mir als einen untersetzten, stattlichen Mann, der in seiner bequemen Haustracht ein wenig unförmig wirkte.

Während ich bei meinem ersten Besuch damals die ganze Zeit auf einem Flecke saß, ziemlich beengt, und wenig zur Konversation beitrug, ging er in seinem wiegenden Pantherschritt (“wertvollen Menschen” scheint “ein ganz besonderer, und zwar *ein wiegender* Gang, eigen zu sein”, Lehre, 795) meist auf und ab und sprach. Seine Stimme schien mir für diese Physis etwas zu fein intellektuell. Auch fiel mir auf, wie überdeutlich er artikulierte, besonders, als er einmal bei einem Besuch etwas vorlas und die Sätze förmlich zergliederte.

Etwas ähnliches war an Brunners Schrift zu bemerken. An sich von schöner Einfachheit und Klarheit, erscheint sie, besonders in späteren Briefen, die mit Stift geschrieben sind, fast wie graviert. Auf einem Photo seines Arbeitszimmers sieht man gespitzte Stifte bereit, auf dem des letzten im Haag einen montierten Spitzer. Das mag mit Brunners reduzierter Sehkraft zu tun haben, aber sicher auch mit seinem Drang nach Deutlichkeit. Trotzdem sein Habitus immer etwas vom Künstler betonte, Unordentliches der Bohème gab es an Brunner nicht. Hierher gehört auch die Tatsache, daß man in all den Briefen Brunners nur ganz selten die vielen so geläufige Ausrede für vernachlässigtes Antworten trifft, keine Zeit gehabt zu haben. Brunner war prompt – und sorgfältig, auch dann, wenn er sich nur ganz kurz faßte. Auch darin drückte sich seine

Gediegenheit aus und seine eingeborene Achtung vor dem Mitmenschen.

Ernst Ludwig Pinner, der Brunner auch erst als hohen Fünfziger traf, beschreibt ihn (in seinen "Erinnerungen"): "der breite, recht groß gewachsene Mann"! Daß das Gewicht der Persönlichkeit eine solche optische Täuschung verursachen konnte! Doch läßt sich nicht leugnen, daß Brunner etwas Imposantes in seiner Haltung hatte.

Pinner beobachtete, daß Brunner "mit seinen eindrucksvollen Gebärden etwas an einen Schauspieler erinnerte". Ich muß daran denken, wie Brunner bei irgendeinem Punkt der Unterhaltung in seinem Auf- und Abschreiten plötzlich Halt machte, sich unversehens umdrehen konnte, seine bewegte Stimme, wie er die Hand aufs Herz legte, als er über einen sagte: "Er ist eingesargt in meinem Herzen!" Oder, wie er trotzig den Kopf zurückwarf, als er mir andeutete, daß sein damaliger Verleger (Oesterheld) ein neues Manuskript nicht unbesehen annehmen wollte, und ausrief: "Wem soll ich mich denn da zur Prüfung hinschmeißen!?" – An der Rede Brunners war sein ganzer Körper beteiligt.

Dr. Peter Magnussen gibt im erwähnten Sammelheft eine Schilderung "Vom äußeren Wesen Brunners": "Die Stimme klingt männlich und weich ... Seine Augen sind ziemlich klein, nach innen leuchtend. Der Mund ist stark ..., die Unterlippe ist stark entwickelt ... Wenn Brunner in Erregung kommt, dann strafft sich sein Körper; seine Augen weiten sich ..., seine Unterlippe kommt in lebendige Mitbewegung." Seinen Gesundheitszustand beurteilt dieser sein langjähriger Arzt sehr optimistisch: gewisse Störungen erklärten sich aus der Sensibilität eines schöpferischen Menschen. Einem Brief Brunners – vom 4. 5. 1922, als er fast sechzig war – fügt Lotte diese Zuschrift an: "Vater ist nervös, und *subjektiv* ist das oft schwer – zu Besorgnis ist ... kein Anlaß ... Das Telephon ist abgeschafft" (ob seiner Nervosität halber oder aus Inflationsschwierigkeiten, oder aus beiden Gründen, ist schwer zu sagen).

Obwohl Brunner im "Tagebuch" meint, nicht zu arbeiten, strenge an (S. 181) und Erholung sei ihm zu anstrengend (S. 281), ging der Sechziger wohl jeden Sommer zur Erholung hinaus. Soweit ich aus der Korrespondenz feststellen konnte, war er 1923 in Norwegen, 1925 auf Rügen, 1927 in Travemünde, 1928 wieder in Norwegen und September 1930 grüßt er "vom freien Meer", wo er Heilung von "einer kleinen Wunde (im Seelele)" suche.

Kurz nach dem Weltkrieg war er einigemal im Harz zur Sommerfrische. Wie erzählt, fiel er durch Erscheinung und Benehmen unter den Kurgästen nicht wenig auf. In der Pension aß er nicht an der gemeinsamen Tafel und setzte sich über die üblichen Höflichkeiten souverän hinweg. Epäter le bourgeois war offensichtlich seine Parole, und er ließ sich manchmal dabei im übermütigen Stil seiner Studentenjahre ziemlich weit gehn. So reizte ihn ein sich sehr distinguiert tragender Gast im Nachbarzimmer, namens Feilchenfeld, zu allerlei Allotria. Zum Schrecken (und Vergnügen) der Pensionsinhaberinnen, seiner getreuen Anhängerinnen, tänzelte er sich schließlich bis an des Gastes Tür heran, singend: “Herr Feilchenfeld, das Feilchen fällt, das Fellchen feilt, der feichte Sand, der seichte Fant” etc. oder so ähnlich. (Ob nicht vielleicht schon der Name, der Brunner an seine Studentenburleske erinnern mußte, ihn in diese Stimmung des Unsinnmachens zurückversetzte?)

Auf einem Foto (mit Lotte im Garten), das Pinner aufnahm, sieht der Dreiundsechzigjährige etwas sehr bierbürgerlich stattlich aus. Andermann beschreibt seine Unterhaltung mit diesem 63-jährigen so: “Wir sprachen ... über verschiedene Dinge, oder besser gesagt, Brunner war es, der ... sprach, während ich nur selten eine Bemerkung machte... Während der ganzen Zeit bewunderte ich die ungemeine Lebendigkeit, mit der Brunner die Unterhaltung führte. Sie kam nicht nur im Tonfall der Stimme, sondern auch in der Mimik und Geste zum Ausdruck ... Ich fühlte, trotz der ‘Harmlosigkeit’, mit der er sich gab, die Absicht heraus, mich zu belehren ... Worüber er auch sprach – er war immer mit seinem ganzen Interesse dabei ... Ich hatte das Gefühl, daß er immer in sich in der Tiefe des Denkens blieb, auch wenn er lachte und scherzte” (a. a. O., S. 117ff.) Wie Bickel erwähnt, daß Brunner ihn aufgefordert habe, seine Einwendungen vorzubringen, so erzählt auch Andermann, daß Brunner gefragt habe: “Hast du nicht eine Pistole bereit?” Aber wie Bickel macht auch Andermann keinen Gebrauch von der Einladung. Und sie taten weise daran.

Bei aller Wärme und Anteilnahme, die Brunner kennzeichnete, kann man doch nicht sagen, daß er ein wirkliches Gespräch mit seinen Besuchern führte, über das Persönliche hinaus. Je älter er wurde, desto weniger erlaubte er eine Diskussion. Er wiederholte mir einmal – wörtlich! – gewisse sein System preisende Ausführungen, die ich bei einer länger zu-

rückliegenden Unterhaltung gemacht hatte. Aber als ich ein anderes Mal nur eben Miene machte, einer seiner historisch politischen Behauptungen zu widersprechen, fuhr er auf: “Siehst du, wir streiten schon!”

Streiten – das war für Brunner der Menschen Unglück. Der “Charakter” sagt: “Aber wir wollen uns nun nicht länger über unser Streiten herumstreiten – wir haben andres zu tun: wir müssen *streiten!* Führen wir auch kein leichtes Leben: wir müssen es uns schwerer machen, indem wir streiten” (Charakter, 108)). Außerdem: mit Christus diskutiert man nicht; man liebt ihn. Der ehemalige eifrige Diskutant von Freiburg und Hamburg beruft sich in der erwähnten Aufzeichnung seines Alters “Schweigen und Lernen” (Tgb, 347ff.) auf Pythagoras, der von den Novizen des Bundes Schweigen verlangte, und auf Hegels “goldene Worte”, der Mensch erlerne durch das Schweigen “die Fähigkeit aufzufassen, und erwirbt die Einsicht, daß seine Einfälle, Einwendungen nichts taugen”, und gewöhne sich ab, “sie zu haben”. Wenn das für “das höchste philosophische Lernen und sich geistig Umbilden” von Brunner beansprucht wird, so galt doch auf keinen Fall auch für seine politischen Ansichten, die er selbst platonisch nur als “Meinungen” klassifiziert, daß sie mit dem “hier gemeinten Schweigen, nicht bloß Stillelegung der Rede, sondern des Urteils”, entgegengenommen werden müßten, weil er “in der geistigen Hierarchie” der “allgemeinen Gattungsvernunft” näher sei. Tatsache ist, daß Brunner gerade viel Geduld mit “amme-haarez” im Philosophischen hatte, sein Temperament aber, wie so oft geschieht, mit ihm durchging in Gebieten, wo er keine Autorität war und von philosophischer Gewißheit keine Rede sein konnte.

Ich habe eben ein Beispiel von dem guten Gedächtnis des Sechzigers gegeben; der mir meine eigenen Worte wiederholte. Brunner selbst behauptet verschiedentlich, daß sein Gedächtnis, von dessen Kraft wir bereits bei dem Jüngling sprachen, sehr nachgelassen habe, räumt allerdings ein, daß ihm die Dinge zurückkommen, wenn er sie brauche. Seine Klagen beziehen sich also wohl auf das mechanische Auswendigwissen, mit dem er sich, nach den Bemerkungen über Mnemotechnik in der “Lehre” zu urteilen, wohl genauer beschäftigt hatte. Aber man erzählt, wie noch der Sechziger gewissermaßen Vorstellungen mit seiner Gedächtniskunst gab, indem er sich anheischig machte, eine ganze Reihe vielstelliger Zahlen, die ein Zuhörer ihm vorsprach, korrekt zu wiederholen. Die Verände-

rung, die die gespannte Konzentration dabei in Haltung, Ausdruck und Stimme bei ihm hervorrief, erschien den Anwesenden etwas unheimlich, und sie waren froh, wenn es vorüber war. Nach Brunners Philosophie ist “die Erinnerung koessentiell im intellektiven Bewußtsein ...; daher auch in der vorzüglichen Begabung Scharfsinnigkeit und gutes Gedächtnis unzertrennlich auftreten” (Lehre, 687).

An seinem dreiundsechzigsten Geburtstag zeichnet Brunner folgendes auf: “Nun habe ich wieder einmal über 365 Tage darauf zugebracht, einen Kreis um die Sonne zu beschreiben. Schon 63 Kreise mit unsrem Kreisel Erde im Menschenleben. Ich habe mich nicht hineingelebt, immer mehr heraus, fühle mich immer mehr Einsiedler, aber durchaus nicht trübetümpeliger, will hier keine Geburtstagsrede halten; vielmehr ist genug Licht in mir und wachsen große Freuden. Wogegen mir auch nichts ausmacht, daß ich in die Praxis der Menschen nicht hineingezogen mich finde, da ich nun mal Constantin Brunner, mit dem linken Bein zuerst ins Leben getreten, bin, ein sanfter und herber Fremder in der Welt und ihren Dingen. Ich werde wohl immer nur für die wenigen, gleichsam außerhalb des allgemeinen Lebens, bedeuten, wie mir selber mein Leben hingegangen. Um die Sonne weiter mit mir wie mit uns allen, lebendig oder tot (und das ist wichtiger, als was ich hier in der Menschenwelt tue und bedeute, oder doch ebenso wichtig), und mit der Sonne weiter in alle Bewegung; alles in Einem, unvergänglich und ewig. Wir sterbliche Ewige! Und was ich fortan tun will? Die Zettel meines Tagebuchs zusammenmachen. Zettel mit dem Eselskopf” (Tgb, 193).

“Aus meinem Tagebuch”

Einige Jahre später waren die Zettel “zusammengemacht”, und 1928 erschien unter dem Titel “Aus meinem Tagebuch” eine Auswahl aus den Tausenden von Notizen. Die längeren sind, wie Brunner bemerkt, teilweise für die Veröffentlichung bearbeitet worden.

(Der im Jahre 1940 herausgegebenen Sammlung von gedruckten und ungedruckten Aufsätzen Brunners, “Kunst, Philosophie, Mystik”, wurde eine weitere Auswahl aus Brunners nachgelassenen “Zetteln” als “Fortsetzung” des Tagebuchs einverleibt¹¹⁹ und 1952 dem Privatdruck “Ver-

¹¹⁹ [Diese Fortsetzung wurde der zweiten Auflage des Tagebuchs (Stuttgart 1967)

mächtnis” eine “Nachlese”.

Es finden sich da, oft bunt durcheinander, Aphorismen, gereimte Sprüche, Bemerkungen aller Art, Lesefrüchte, Kuriosa. Manches ist autobiographisch, andres aufschlußreich für sein Schaffen und von uns bereits gelegentlich herangezogen worden. Besonders interessant sind natürlich auch die Gedanken über Philosophie und Philosophen.

Die Lockerheit der Niederschrift nach augenblicklicher Eingebung erlaubt oft frappante Formulierungen – auch für anderswo gründlich behandelte Gegenstände. Andererseits läßt Brunner sich über allzuviel Dinge aus, als daß er immer ernst genommen werden könnte. So z. B. wenn er behauptet: “Die ungewöhnlichen Menschen haben durchweg ungewöhnliche, selten vorkommende Namen” (Tgb, 124) – was ja gleich auf den ungewöhnlichen Menschen Leo Wertheimer selber nicht paßt. Oder wenn er sagt: “Mode ist, daß die Frauenzimmer sich nicht anzuziehen verstehn” (Tgb, 133) und daß das “Pincenez ...das Naturgemäße” sei, “trotz allem, was Augenärzte ...sagen” (Tgb, 252)! (Er merkt nicht, daß er selbst mit Kneifer, Fliege unterm Kinn, Schnurrbart, Künstlerschleife, bordiertem Samtjackett nur an einer – wohldatierten – Mode festhielt).

Ein bedeutender Teil dieser Aufzeichnungen aber sind zusammenhängende Abhandlungen – vielleicht eben kurz vor der Herausgabe so zusammengefaßt oder jedenfalls so eng gruppiert, daß sie den Eindruck zusammenhängender Darstellung machen.

Mit zum Wichtigsten gehören die Darlegungen zum Thema des “Entwicklungsaberglaubens”, das hier am ausführlichsten behandelt ist, so oft auch Brunner es sonst berührt.

Psychoanalyse. Was Brunner zum Thema des Irrsinns “am Ende der Fakultätenlehre nachfolgen” (Lehre, 996) lassen wollte und was er zu Psychiatrie und Psychoanalyse zu sagen hat, erfährt man auch im Tagebuch [1. Auflage]¹²⁰. Der Gedankengang ist etwa dieser: Die Lebensbewegung ist, wie auch unsre Lebensfürsorge ist, ein beständiges Kämpfen. Krankheit ist auch ein solcher Kampf, einer, der das Lebensbewußtsein stört und unsre Lebensfürsorge beeinträchtigt – sei es im Fühlen, durch
angehängt (Tgb, 347-400).]

¹²⁰ [Der Text: “Keine Psychiatrie und die Psychoanalyse” fehlt in der 2. Auflage des Tagebuchs; er wurde in: “Vom Geist und von der Torheit” wieder abgedruckt

körperlich empfundene Leiden und Hemmungen, oder durch Alteration des Wissens und Wollens, wie in den sogenannten Geisteskrankheiten. Da diese also Körperkrankheiten sind, müßte man an eine Psychiatrie denken, die sie durch diätetische und Heilmittelbehandlung beeinflussen würde.

Man darf wohl in der heute weitgehend geübten Behandlung durch Schock und Medikamente den Weg eingeschlagen sehen, den Brunner hier am Anfang des Jahrhunderts (der Fall Nietzsches wird als einer “aus jüngster Zeit” bezeichnet) fordert.

Eine solche Psychiatrie, sagt Brunner weiter, haben wir aber nicht. Auch Freud habe [es] nicht dahin gebracht und sei gar nicht auf diesem Wege. Die Psychiatrie sei keine Heilkunde, sondern nur Krankheitskunde, die durch Freud vermehrt und belebt worden sei. (Brunner selbst nennt psychische Störungen “symptomatische Krankheiten im Gegensatz zu den anatomischen”, bei denen ihr Sitz und ihre Eigenheit, “häufig auch ihre Ursache” erkannt werden könne. G&T, 207) Die Psychoanalyse sei eigentlich nichts anderes als ein einziges ungeheuer ausgedehntes Krankenexamen. Wohl sei Freud ein genialer Mann und einen neuen schönen Weg gegangen; er habe wirksam auf die Triebverdrängung hingewiesen. Aber er habe angeblich nicht erkannt, daß diese mitsamt der Unaufrichtigkeit gegen andere und gegen sich selbst, mit dem Leben des Individuums in der Gesellschaft, mit der Verdeckung des Egoismus durch die Moral unabtrennbar zusammenhänge und daß die Menschheit ihren Naturgrund nicht verlassen könne und also seine Hoffnung auf eine Änderung der zukünftigen Menschheit – was besonders den späteren Freud kennzeichnet – utopisch sei. Brunner moniert in diesem Zusammenhang, daß bei Freud “die Entwicklungslehre hineinspukt”. Auch gibt er diese allgemein philosophisch basierte Kritik: “ ...da meine Überzeugung nicht zuläßt, die sogenannten Seelenkrankheiten anders anzusehen denn als Körperkrankheiten – dies eben die falsche Grundlage der Psychiatrie, daß sie auf der besonderen Psyche, Seele, ruhen soll”. (Die Frage, wie aus den psychischen Motiven die motorischen Muskelreaktionen zustandekommen, kann der Freudianer natürlich nicht beantworten.) Bei aller Lebendigkeit, meint Brunner, eigne der Psychoanalyse eine Philistrosität: sie glaube den Menschen rationell auflösen und entlasten zu können. Ihr Terminus “unbewußt” sei unglücklich, da er das Wissen zum allein Be-

wußten mache, als wäre nicht auch das Fühlen und Wollen Bewußtsein und als ließen sich Gefühl und Wille in das Wissen auflösen. Ferner kritisiert Brunner Freuds “Fanatismus auf Erotik” (einschließlich Infantilismus und Ödipuskomplex). Besitzgier und Ehre-Eitelkeit spielten eine genauso große Rolle.

Diese Einwände werden auch von anderen erhoben. Der Begriff des “Unbewußten” ist logisch unhaltbar. Brunner korrigiert “nicht bewußt” in “nicht gewußt” um: – im Zusammenhang mit seiner erwähnten Lehre, daß die Basis unsres Bewußtseins das Fühlen ist (wie wir “bewegt” werden), von dem nur ein Teil ins Wissen gelangt, kausal vorstellig und begrifflich universalvorstellig wird. Von hier aus ist es aber leicht, das Freudsche Behandlungsprinzip mit Spinozas Lehre zu verbinden, “daß jeder die Gewalt hat, sich und seine Affekte, wenn schon nicht unbedingt, so doch wenigstens teilweise, klar und deutlich einzusehen und folglich zu bewirken, daß er von ihnen weniger leide” (Eth., V, 4, Anm.), eben weil sie nun in der Kausal-Perspektive gesehen werden – was nicht rein rational zu deuten, da ein Affekt nur durch einen stärkeren aufzuheben ist (IV, 7). Ähnlich erfuhr Freud, daß mit der “Erklärung” der Mechanismus der Abreagierung und der Emotionsübertragung gehen müsse. Dem Einwand gegen die Überspannung des Sexualbegriffs begegnet der verschiedentlich gemachte Vorschlag, “Lust” für Erotik einzusetzen. Was alles Freud, dem Brunner “mangelnde philosophische Festigkeit” vorwirft, in Spinoza-Brunners Nähe bringen würde. Nach Brunner kommt sich, wie gezeigt, der Mensch, der sich des Kausal-Vorstelligwerdens abgetrennt vom Fühlen bewußt wird und die Vorstellungen für die Ursache des Fühlens, der Sensationen hält, im Wissen als Subjekt gegenüber einem Objekt, als “Erkenner” gegenüber der “Welt” vor, während in Wirklichkeit sein Wissen, wie sein Fühlen und Wollen, biologisch begründet, Lebensfürsorge ist – was, wie mir scheint, die philosophische Grundlegung für Freuds Ich-Es-Verhältnis ist.

In Lottes Tagebuch finden sich diese positiven oder jedenfalls einräumenden Äußerungen Brunners: “Ihrem eigentlichen Sinn nach beruht die *Psychoanalyse* schon auf etwas Richtigem und Tiefem: man kann seelische Verstopfungen lösen, indem man zum Bewußtsein bringt, wie sie entstanden sind. Das Mißverständnis liegt nur darin, als könnte das nun jeder machen, der die Methode erlernt hat. Es ist wie mit der Graphologie

und Physiognomik – Wissenschaft läßt sich nicht machen aus dem, was ein genialer Mensch mit seiner Intuition leistet” (24. Mai 1924). Unterm 18. 7. 1924 lesen wir: “Ich hatte Dr. Ernst Levy einen Traum von mir erzählt und dieser darauf die typische Frage des Freudianers an mich gerichtet. ‘Was fällt Ihnen dabei ein?’ Vater: ‘Diese Frage ist tiefer als L. und vielleicht selbst Freud wissen. Im Schlaf fallen wir ins Vegetative ...; ich halte das Bewußtsein der Pflanze für dem unsrigen sehr ähnlich. Nun sind wir ein Drittel unsres Lebens, nämlich im Schlaf, wirklich fast Pflanzen. Aber doch mit Erinnerung an unser animalisches Dasein, das heißt mit Traum. Das Traumbewußtsein unterscheidet sich von dem wachen dadurch, daß es keine Beziehung auf unsre Lebensfürsorge, unsren Egoismus hat. Wenn ich nun frage: Was fällt Ihnen dabei ein?, so meine ich nicht nur Erinnerungen an schon Gelebtes, sondern Verknüpfungen, die dennoch innerhalb des Vegetativen auf unser praktisches Interessedenken hindeuten, das unser animalisches Wesen ausmacht”.

Ähnlich lauten die Bemerkungen über den Traum in der “Lehre”: “*Im Schlafe sind die Erinnerungsbilder wach, die in unsrem Wachbewußtsein schlafen*” (S.684); “ein ganz hemmungsloses Spiel der Gedanken” gehe im Träumen vor sich, während “im wachen Zustand alle Gedanken auf einen gewissen Punkt des Interesses, und zwar zuletzt durch die Lebensfürsorge ... dirigiert” seien (S.789).

Über den Traum finden sich im Tagebuch (S.278) folgende Verse, die gleichzeitig als ein Beispiel für Brunners “Sprüche” angeführt sein sollen:

Was du wachst von deinem Leben, ist dein Tier,
Und was du schlafen mußt, das ist der Baum an dir;
Zwischen Tier und Baum
Geht dein Traum.

Diese Traumauffassung hat an sich allerdings noch nicht viel mit Freud zu tun. Im “Einsiedler” – also zur Zeit der zitierten Tagebucheintragungen Lottes– äußert sich Brunner zustimmend zur “modernen Psychologie”, also zu Freud: “Die moderne Psychologie hat mit Recht hergehoben die zahlreichen Gedanken an den Tod der Menschen, mit denen wir leben, und die Todesabsichten, die wir im ‘Unterbewußtsein’ (richtig im sensitiven und voluntativen Bewußtsein) gegen sich hegen” (S. 137). Brunner denkt wohl an die Aggressionslehre, vielleicht auch an die eben erschie-

nenen Schriften Freuds, die den “Destruktionstrieb, ... das Lebende in den anorganischen Zustand” zurückführen, den “Todestrieb”, einführen. Er selbst, wie ähnlich schon Hegel und Schelling, schreibt 1928: “Der spezifische Bewegungsgrad ... des organischen Lebens ... ist ...ein un-aufhörlicher Kampf ... letzten Endes des Organischseins mit dem Unorganischen (welches die Form, darin es sich gefangen hat, zu sprengen sucht)” (G&T, 235). Und 1936: “Ganz ohne Zweifel ist irgendwie gehörig, daß der Mensch, geboren auf diesem toll fliegenden Kugelrund, um Leiche zu werden, vorher so viel seinem Leben gefährlichen Unsinn denken und praktizieren muß” (Charakter, 187).

Merkwürdigerweise findet sich im ganzen “Liebe-Ehe” Buch keine Bezugnahme auf Freud. Und im “Entlarvten Menschen” (Em, Bi, S. 18) zählt der Siebziger unter dem “Unfug der Allgemeinheit” auch die “weltumsegelnde Psychoanalyse” auf, “die gleichfalls so einige, zum Teil unsinnige, Schemata an die Hand gibt und gegen das Denken einige neue Verschanzungen von Schlagwörtern aufwirft”. Das klingt nicht nach Zustimmung.

Aber trotz aller Kritik besteht doch eine unverkennbare Beziehung zwischen Brunner und Freud. Besonders natürlich in Brunners Theorie des Natum und Cultum. In Brunners letztem Werk, “Unser Charakter”, lesen wir: “Sigmund Freud hat ein großes Verdienst um Aufdeckung dessen, was ich das Natum nenne.” (S.198).

Einige ernste Anhänger Brunners haben sich positiv zu Freud geäußert. So war Dr. Ernst Levy ein Praktiker der Psychoanalyse. So hat Dr. Lothar Bickel in seinem Artikel “Über Beziehungen zwischen der Psychoanalyse und einer dynamischen Psychologie” (bereits hier zitiert) überzeugend dargestellt, daß die “Hauptsätze” der Psychoanalyse sich “zwanglos an die Prinzipien der Brunnerschen Psychologie anschließen lassen”, in welcher für “die psychologischen Ergebnisse der Freudschen Forschung” “die letzte umfassende Erklärung zu holen ist”. Auch Dr. Walter Bernard spricht in seinem Artikel “Freud und Spinoza” (Psychiatry, Baltimore 1946) durchaus positiv – allerdings nicht vom späten Freud und dessen “mythischen” Erklärungsversuchen “jenseits des Lustprinzips”.¹²¹

¹²¹ “The phenomena of Sadism and Masochism which were one of the reasons for Freud’s new theoretical approach could, it seems to us, be more naturally fitted into, and explained by this (Freud’s) earlier dichotomy of the individual and the

Daß Brunner selbst Bickels Darlegungen voll billigte, beweist die Tatsache, daß er mir bei einem Besuch einen Sonderabzug des Artikels mit einer angefügten durchaus positiven Bemerkung zum Geschenk machte. Er sagte mir allerdings bei einer anderen Gelegenheit mit einiger Heftigkeit, daß Freud große Sauberkeit besitze, aber keine spekulative Gabe. Was ja mit Bickels Meinung übereinstimmt, daß man eine *philosophische* Basis für Freuds Psychologie bei Spinoza und Brunner zu suchen habe. Wahrscheinlich aber waren es weniger Mängel an seiner Psychologie, die Brunner gegen ihn aufbrachten, als vielmehr Freuds Steckenbleiben im “Praktischen Verstand” auch dort, wo es sich um den “Geist” handelt. So z. B. beschreibt Freud, der dabei sehr wohl beobachtet hatte, wieviel die Kunst den dafür Empfänglichen bedeutet, ihre Wirkung als eine “milde Narkose”! Ein Philosoph war dieser wunderbare, aufrichtige Freud offenbar nicht.

Medizin. Nicht nur über die Psychiatrie äußert sich Brunner im Tagebuch. Geistreich, launig und glänzend geschrieben ist sein Angriff auf den “Aberglauben an die Ärzte und an die Heilmittel”¹²². Ein Vorabdruck war als gesonderte Broschüre¹²³ erschienen und fand Beachtung und (meist) wohlwollende Aufnahme auch in medizinischen Kreisen. Stephan Großmann nannte sie in seiner Wochenschrift *Das Tagebuch*: “nützlich auch den Ärzten, soweit sie heilbar sind”. Joseph Hofmiller fand “es nicht erstaunlich”, daß sie “Aufsehn erregt” (*Süddeutsche Monatshefte*). Geheimrat Goldscheider empfiehlt “diese geistreich witzige Schrift des bekannten Philosophen” “den Ärzten zur Lektüre” (*Deutsche Medizinische Wochenschrift*). E. Hoffstaedt meint, daß Brunner im Gegensatz zu der “überhandnehmenden Jatrosofistik und Jatrosocholastik ... den Kern

species and their frequently conflicting interests. Indeed, Constantin Brunner in his *Liebe, Ehe Mann und Weib* has successfully explained the perversities as the result of the respective individuals more or less complete absorption by an identification with the species, which because of its over-powering force often proves hostile to the life of the individual. Brunner’s expositions of these phenomena can be quite in harmony with Freud’s earlier emphasis on the two groups of instincts which often oppose and conflict each other”.

¹²² [Die Abhandlung erscheint in der zweiten Auflage des Tagebuchs (Stuttgart 1967) nicht mehr. Sie ist wieder abgedruckt im Sammelband: “Vom Geist und von der Torheit”.]

¹²³ [Hrsg. von der Constantin Brunner-Gemeinschaft, Potsdam 1927.]

des Problems Heilkunde trifft” (Medizinische Welt), und Prof. G. Honigmann hält es “für Ärzte sehr lehrreich, von einem Fachphilosophen zu erfahren, daß ihr angeblich auf Exaktheit gegründetes Denken eigentlich nur eine Verkleidung einer scholastisch metaphysischen Deduktion ist” (Hippokrates).

Brunner selbst fügte eine Auseinandersetzung mit einigen ärztlichen Angriffen (u. a. in der Vossischen Zeitung und der Düsseldorfer Zeitung) seiner Abhandlung im Tagebuch an (G&T, 197-206) und veröffentlichte 1929 im Februar-März-Heft des “Hippokrates” einen weiteren geistvollen Beitrag zur Klarstellung dieses Themas, auf Grundlage seiner Philosophie, unter dem Titel “Natura sanat, medicus curat”¹²⁴.

Im Tagebuch-Essay erinnert Brunner an die Tatsache: “Wenn ich auf meine Anhänger und Freunde sehe, ich finde eine größere Anzahl aus dem Stand der Ärzte als aus den übrigen Ständen”. Manche dieser Ärzte haben auch über Brunner geschrieben, so Eduard Bäumer: “Constantin Brunner über die Prinzipien der Naturwissenschaft und der Aberglaube in der modernen Medizin”, München 1911; Prof. A. Buschke: “Brunner und die Medizin”, Medizinischen Klinik, Berlin 1925; Dr. Peter Magnusson: “Wandlungen der ärztlichen Anschauung”, Neustadt a. d. H. 1930; Lothar Bickel und A. Buschke: “Das Ich und die Gattung”, Archiv für Frauenkunde, 1933; Dr. L. Jaller: “La doctrine du Mouvement et son Application Rigoureuse en Medicine”, Paris 1934.

Wenn also auch nicht die Naturwissenschaftler, an die sich Brunner besonders in der “Lehre” (vgl. S.550) wendet, so wurden doch die Ärzte auf ihn aufmerksam. In “Natura sanat, medicus curat” erklärt Brunner “die Tatsache, daß es vorzugsweise gerade die Ärzte – die besseren Ärzte ... von jeher zur Philosophie gezogen hat”, aus dem “Anblick so viel irrer Qual und schauerlichen Gewürges” (G&T, 253) und behauptet: “*die Ärzte hatten immer die Philosophie als den zweiten Teil der Medizin empfunden*” (G&T, 254).

“Materialismus und Idealismus”

Eine von den Abhandlungen im “Tagebuch”, oder richtiger wohl zwei, wurden – “nur aus äußeren Gründen” – separat gedruckt. Diese 187 Seiten

¹²⁴ [Wieder abgedruckt in: “Vom Geist und von der Torheit”.]

sind für Brunners Philosophie überaus bedeutend. Er spricht hier streng theoretisch vom Absoluten oder von dem, was man den Übergang dazu nennen könnte. Vielleicht haben wir hier Reste von der ursprünglichen Behandlung des Stoffes im Anschluß an den "Ersten Band", die das, was in der "Pneumatologie" unter Anrufung von Platos Allerinnerung und Spinozas Omnia animata über die Einheit der Relativität ausgemacht worden war, in die Einheit des Geistes fortführt.

Die Dialoge. Die ersten zwei Kapitel sind in Dialogform geschrieben. Wir haben oben Brunners Meinung zitiert, "daß schließlich ein Buch doch nur Ersatz für das ... Reden mit soundsoviel Hörern" sei, womit er seine "Weise der mündlichen Unterredung", seinen "Stil der Gesprochenheit" verteidigt (Tgb, 304). Ich weiß nicht, ob ihm dabei gegenwärtig war, daß so besonders Platos Benutzung der Dialogform zu begründen wäre. Nun, Brunners Dialog verträgt keinen Vergleich mit dem Platos und geht kaum auf ein inneres Bedürfnis zurück. Sein "Stil der Gesprochenheit" ist in Wahrheit nicht der der "Unterredung", sondern der des Sprechers. Veranlassung zur Dialogform mag hier eher gewesen sein, daß Brunner versuchte, wirklich gehaltene Gespräche aufzuzeichnen – worauf die Nennung Ottos (Ernst) als Gesprächspartner hindeutet (der Ton an manchen Stellen klingt aber gefühlsmäßig an die Korrespondenz mit Fr. Mond an, die so vielleicht bei dem "Freund Trotzdem" mit vorzustellen ist), ebenso wie die Erwähnung zufälliger Umstände, z. B. "Hörst du die sanfte Musik, die Leoni macht?" (S. 57) und daß sie "zum zweiten Mal, mit flehendem Blick", (S. 59) zum Essen rufe oder daß Brunner Otto an die Zeit in Ems erinnert, wo Brunner am Schnupfen gelitten und seine eigne Philosophie ihm als angeblich die Hegels vorgetragen habe (S. 115). Aber keine Gestalt, im Gegensatz zu den unsterblichen Platos, tritt uns hier vor Augen. Man kann die Dialogform ignorieren. Es bleibt nur bei Brunners üblichem Stil der "Gesprochenheit".

Die Frage "Materialismus oder Idealismus", die Brunner beschäftigt hatte (im zitierten Brief vom 4. 12. 1893 schreibt er: "Unklar in beidem und unbefriedigt, sehnt sich der Mensch nach jener Mitte, die Logik und Mystik vereinigt"), war aber durch die Fakultätenlehre in die Frage "Relatives oder absolutes Denken?" verwandelt worden und keine Frage mehr. Die ganze "populäre Disjunktion" kommt "in Wegfall" (S. 48), in

dem Sinne, “daß die Dinge ja dasselbe sind wie das Absolute. Ich kenne keine Transzendenz des Absoluten gegenüber dem Relativen, welches *Relative unsre Auffassung vom Absoluten*” (S. 32).

Mit großer Energie wird den Materialisten die Rolle des Denkens vor Augen geführt – erstmal an der Tatsache der Begriffe, der Allgemeinbegriffe. Wenn man sage “ein Pferd”, modifiziere man “ein” zum Terminus für eine Allgemeinheit (S. 17). “Das Gedachte (ist) alles, solange du vom Denken abstrahierst” (S. 20). “Was wir von Dingen haben, ist in jedem Falle immer nur unser Gedachtes ... Wir selber, als lebende Dinge, sind doch nur das Gedachte unsres Denkens” (S. 22). “*Damit ist alle Wirklichkeit in unser Denken hineinverlegt*” (S. 22). “*Das An-sich der Dinge ist nicht das Ding-an-sich, sondern das Denken*” (S. 23). Dieses Denken “ist die wesentliche Inexistenz der dinglichen Existenz” (S. 24). “Dieses Eine der sich denkenden dinglichen Bewegung (ist) die Relativität *des absolut Einen*” (S. 25).

Aber: “Der psychologische Prozeß des Denkens ist nicht zu Ende mit dem praktischen Bewußtsein... Alles Gedachte hängt am Denkenden, ... (es) gehört also noch ins Denken jenes letzte Bewußtsein des Denkenden” (S. 26). Der Mystiker, der Philosoph, wie der Religiöse reden hier “Unwirkliches, wovon sie jegliches Merkmal des gedacht Wirklichen fernhalten wollen ... Christus spricht so von dem Vater in uns, Platon von der Idee der Ideen wie Aristoteles vom Denken des Denkens ... Augustin spricht Dem alle Kategorien des Seins ab, von dem er sagt, es sei allein” (S. 27f.). “Keineswegs, daß wir nichts als unser dinglich anschauliches Denken erfahren: wir erfahren außerdem noch die *Modifikation* des dinglich anschaulichen Denkens durch jenes unanschauliche Denken, welches also ... die Wirklichkeit, die zudringliche Wirklichkeit, die *für alle* notwendige Wirklichkeit ... Bei den einen allerdings ist es die fruchtlose Modifikation des Aberglaubens, ... in denen von der geistigen Art (ist es) ..., soweit wir es brauchen, ein Heraussteigen aus dem anschaulichen Denken ..., so daß wir, *in* (ihm) jenes andren Denkens inne werden. Und so sage ich, wir müssen und wir können von den Dingen als der Wirklichkeit uns loßreißen” (S. 64).

Wenn man frage, was das absolute Denken denn denke, so “unter der vermeintlichen Voraussetzung, daß man mit dem relativen Denken und seinem Objekt, dem Dinge, ganz wohl in der Ordnung sei ... Wie wir

doch aber nun wissen, *versteht* man auch das Ding keineswegs ... und ist auch schon das relative Denken gar kein Denken mit einem Objekt, sondern ein *Sein* ist es ... Wir sind das relative Denken, wie wir in der letzten Wahrheit das absolute Denken sind” (S. 83). “Das Denkende ist denkbar ... als das sich selber Denken, im Gegensatz zu dem Andres denken ... Aristoteles hat es in glücklicher Stunde das Denken des Denkens genannt” (S. 94). Brunner heißt es “das Denkende ohne Gedachtes ..., das Denken *ohne uns ... und ohne alles*” (S. 94). “Gleichwie die Idee zugleich das Ideal ist, so ist das Denken auch der Aufschwung aus dem Denken des Gedachten in die Fülle des Denkenden” (S. 95). Die Modifikation “ist möglich, weil überhaupt das Denken unser Wesen” ist (S. 96). “Die Wahrheit denken, ... das heißt nicht, sie wissen ... und ihr Erlerner, Erkennen und untätiger Zuschauer sein: nein, denkend – in der Modifikation aller drei Spezifikationen des praktischen Verstandes – aus der Welt der Unterschiede in das Wesen trachten ... aus der dunklen Verschlossenheit des Gedachten heraustreten und im Denken unser wirkliches Selbst ergreifen und die Wahrheit *sein*” (S. 125).

Die Attribute. So die beiden Dialoge. Das dritte Kapitel ist kaum eine Fortsetzung und trägt auch eine neue Überschrift: Die Attribute.

Brunner hatte sich mit Spinozas Attributen schon früh beschäftigt. Es existiert eine Mitteilung an Gustav Landauer, einige fliegende Sätze, wohl in der ersten Entdeckerfreude hingeworfen, in denen Brunner seine Lösung des Problems der unzähligen Attribute andeutet; und Lehre, 537, Anm., verspricht er, daß “wir im zweiten Teile ... uns mit der allergrößten ... Phantasie (Spinozas) zu beschäftigen haben werden” – so daß wir in diesem Kapitel wohl etwas aus dem vernichteten Geist-Manuskript haben. (Der Hauptgedanke ist bereits dem Aufsatz “Künstler und Philosophen”, Zukunft, 12. August 1916, ausgesprochen.¹²⁵

Nun, viel ist über Spinozas Attribute schon geschrieben worden. Selbst ein Eduard von Hartmann kann da Spinoza nicht folgen und erklärt die unendliche Zahl der Attribute für eine scholastische Schrulle. Die ganze Tiefe Spinozas zu durchmessen, war tatsächlich Brunner vorbehalten.

Er behandelt das Thema souverän. Die Definition des Attributs [Eth. I, Def. 4], gewöhnlich übersetzt: “Was der Verstand von der Substanz als

¹²⁵ [Wieder abgedruckt in: G&T, 15-24.]

ihr Wesen ausmachend auffaßt”, überträgt er: “Was ein Verstand von der Substanz wahrnimmt, als ob es ihr Wesen ausmache”; das *Omnia animata* [Eth. II, 13, Anm.]: “Alles denkt” und *ordo et connexio idearum idem est, ac ordo et connexio rerum* [Eth. II, 7]: “Die Ordnung und Verknüpfung der Dinge ist (nicht nur dieselbe, sondern) dasselbe wie die Ordnung und Verknüpfung der Gedanken”. Da “alles denkt” und das Attribut die Auffassung “eines” Intellekts ist, gibt es unzählige Attribute, jedes ein *tanquam*, ein “als ob” des Wesens. Und da wir, bei der Identität von Dingen und Gedanken, nicht zwei wirklich gesonderte Attribute Ausdehnung und Denken, sondern nur Ausdehnungsdanken haben, so sind alle unzähligen Attribute nur Denken eines – jeweils verschiedenen – Gedachten; und die Substanz selbst ist das “Denkende” selbst. Es handelt sich bei den unzähligen Attributen immer ums Denken,¹²⁶ wenn auch von unzähligen Inhalten, deren Wie uns unvorstellbar ist, deren Daß uns aber einleuchtet: unendlich viele Welten für unendlich viele Intellekte. Dem Begriff der Relativität wird damit erst seine ganze Mächtigkeit gegeben.

Neo-Spinozismus. Brunner hat so gleichzeitig ungezwungen Spinoza in Brunner verwandelt. Er lehnt es ab, Spinozist oder “Schöpfer des Neospinozismus” (S. 176) genannt zu werden (M&I, 181). Wie er unterm 22. 6. 1923 schon an Ernst Ludwig Pinner schrieb, hatte er “eine ganz andere Nase”. Spinozas Formen seien die allgemein scholastischen. Dessen, “ich möchte sagen, mehrfache Nase” skizziert Brunner so (“unter Weglassung noch von manchen Ausbuchtungen”):

“Substantia
sive deus sive Natura
Infinita Attribute
modi attributorum

Cogitatio
sive ideae

Extensio
sive res
sive motus
et quies

Cogitatio sive ordo idearum

¹²⁶ Vgl. Abraham Suhl, “Spinozas Attribute”, in: Zeitschrift für philosophische Forschung, 11. Jg., Heft 1, 1957.

idem est ac cordo rerum.

Meine Nase sieht anders aus. Ich kenne nur das Eine Denkende, das sich absolut und das sich relativ Denkende, und kenne auch nicht mehrere Attribute, sondern nur die Relativität des Absoluten, die relative Auffassung vom Absoluten in der Relativität, d. h. in der bewegten Körperlichkeit ..., je nach dem Bewegungsgrade. Die danach verschiedenen, unendlich verschiedenen Auffassungen durch die unendlich verschiedenen Bewegungszustände sind die unendlich verschiedenen relativen Auffassungen vom Absoluten, *welche Spinoza die unendlichen Attribute nennt*¹²⁷.

Brunner schreibt nicht im 17. Jahrhundert, sondern Ende des 19. – nach den deutschen Idealisten, die er hoch einschätzte. Als ich ihm einmal sagte, er nenne sie irgendwo im Gegensatz zu Spinoza die kleinen Großen, fragte er: “Habe ich das getan? Nein, das sind schon sehr große Männer!” (Trotzdem schrieb er, in der Philosophie könne er immer noch nur bis zwei zählen: Plato, Spinoza; und “Philosophie haben wir nur aus Griechenland und von ihrem Vollender Spinoza”, Tgb, 23). Betreffs Fichte räumte er sofort ein, daß mit dessen “Wissenschaftslehre” etwas “nicht stimme”, empfahl mir aber wärmstens die “Anweisung zum seligen Leben”. In der “Lehre” nennt er Fichte, Schelling, Hegel “die besten philosophischen Köpfe, die Deutschland hervorgebracht hat” (S. 644) und zitiert sie, besonders Hegel (für philosophisch Entscheidendes, wie: “Wahrheit definiert Hegel richtig als ‘die Übereinstimmung eines Inhaltes mit sich selbst’”, S. 320). Hegels Philosophiegeschichte bezeichnet er als “die unvergleichlich großartigste unter allen vorhandenen ..., von der herrlichsten, originalen Schreibweise” – “wie nicht anders nach seiner so weitaus überragenden Bedeutung zu erwarten”; aber sie sei “entstellt durch Entwicklungskonstruktion” (S. 350). “Die Philosophie hat keine Geschichte” schrieb Brunner – eben: keine Entwicklung. Den “Aberglauben der Entwicklungslehre” tadelt er überhaupt an den Neospinozisten Hegel, Schelling usw. (S. 466) – was ihn nicht hinderte, meiner Bewunderung für Hegels Philosophie der Geschichte beizufallen. Brunner hatte schon an der Gnosis diesen Aberglauben gerügt und nennt Hegel “den letzten und weitaus größten Gnostiker ... “der”, fährt er fort, “so weit ihm dieses möglich war – sehr weit und lang – ein wahrhafter Philosoph ist” (“wahrhaft großer Denker”, auch im “Entlarvten Menschen”, S. 201), allerdings

¹²⁷[[Der Brief ist abgedruckt in: Lotte, 374f.]

“um alsdann Religionsphilosoph zu werden” (Christus, 469). Brunners Hauptkritik ist, daß Hegel “mit seiner das Absolute in die Bewegung hineinziehenden ... Entwicklungslehre” auch das Absolute “unwesentlich, relativ” werden lasse (S. 470).

Man wundert sich bei dieser Sachlage, daß Brunner erwähnte Mystifizierung Otto Ernsts möglich war. Was am ehesten von Hegel bekannt ist, die “dialektische Bewegung”, das Fortschreiten in Triaden usw., gibt es ja bei Brunner gar nicht. Andererseits kann kein Zufall sein, daß bei Brunner gerade Hegel vorschützte. Wie wir an der Stelle (M&I, 115) erfahren, hatte Brunner “damals” (“wir waren beide noch jung” – wohl Anfang der 90er Jahre) “ein Studium Hegels” hinter sich. Die Hauptähnlichkeit besteht natürlich darin, was beide schon mit Spinoza gemein haben, nämlich daß es sich bei beiden um idealistische Identitätsphilosophie handelt. Das sei mit einigen Einzelheiten illustriert. Für Hegel ist das Denken die konstituierende Substanz der äußeren Dinge (Enc., 24); nach Brunner geben uns die Dinge mit dem Denken ihr Wesen. Wie Brunner meint Hegel, daß Begriffe nicht von den Dingen abstrahiert seien (Enc., 163), unterstreicht er die Begrenztheit von Induktion und Analogie (Enc., 190) und weist die Erklärung von Erscheinungen durch Kräfte zurück, als “Tautologie” (Enc., 136). Wenn Brunner von Idealismus und ihm einverleibtem Materialismus, von den “beiden Flachbilder(n), die vom wirklichen Denken stereoskopiert werden zur rundlebendigen Einen Wahrheit”, spricht (M&I, 83), so kann man wohl auch an Hegel denken. Und wenn Hegel (Enc., 82) sagt, die spekulative Wahrheit bedeute dasselbe, wie was man Mystik nenne, und Mysteriöses sei an dieser nur für den Verstand, so findet sich das fast wörtlich bei Brunner wieder.

Und nun die Formulierung. Wie oben aus dem Brief an Pinner zitiert, hat Brunner nicht wie Spinoza “Attribute”, sondern nur “das Eine sich absolut und relativ Denkende”, worin er Hegel näher steht. Brunner spricht auch nicht wie Spinoza von Substanz, sondern wie Hegel von “Geist”. Und so wie Hegel, der glaubt, daß eine besondere philosophische Terminologie bei dem, was die deutsche Sprache leiste, nicht nötig sei, strebt auch Brunner eine deutsche Formulierung an und ethymologisiert gern einen philosophischen Sinn heraus, z. B. wie Hegel aus “erinnern” ein “innern” – Insichgehn. Von dem bei Brunner so bedeutenden “Absolut im Gegensatz zum Relativen” schreibt Brunner, daß es in die Allgemein-

sprache einging dank "dem großen Einfluß, den (Hegels) ... Philosophie eine Zeitlang auf die allgemeine Bildung gewonnen hatte" (Tgb, 18). Er fügt hinzu: "zum Teil auch, wie innigst zu wünschen, wieder gewinnen dürfte"! Trotzdem ist Brunner keineswegs ein Hegelianer, viel eher ein Antipode, besonders in dem Sinne, daß Brunner schon seiner Natur nach ungeschichtlich denkt.

Brunner ist viel tiefer als Hegel dem Spinoza verbunden, aber im Aufbau seines Systems in dem Sinne weiter als Hegel von Spinoza entfernt, als Hegel doch auch mit dem logisch Ersten beginnt, dem Sein. Hegel allerdings glaubt, aus diesem alles "ableiten" zu können, indem nach ihm das "reine Sein" zugleich das "Nichts" setzt und beides im "Werden" vereinigt ist, aus dem wieder das "Gewordene", das "Dasein" folgt usw., während man, wie oft moniert, aus Spinozas Substanz zu keinen "Bestimmungen" kommt oder, wie es auch manchmal ausgedrückt wird, aus der Substanz der Modus nicht abzuleiten ist.

Aber es ist nicht die Substanz, es ist der Mensch, der philosophiert, der zum Urquell zurückfinden will. Der Modus ist nicht abzuleiten. Das Unbedingte setzt nicht das Bedingte, sondern umgekehrt. Erst mit dem Modus intellectus beginnt Spinozas System zu spielen.

Brunner geht ganz richtig und selbständig neuzeitlich von der "Sensation" und der "Grunderfahrung" aus. Er unterstreicht damit gleichzeitig die Relativität, die biologische Funktion des Verstandes. Nein, Brunner hatte nicht die "Nase" Spinozas, sondern die seiner Zeit und seiner Persönlichkeit. Er lehnt es ab, Spinozist genannt zu werden, zumal ihm "die Schülervergnügungen der Spinozisten" – der "Spinozerosse", wie er sie schon in der "Lehre" (S. 859) nannte – "nicht köstlicher gewesen, als die der Kantianer" (Einsdl, 45). Aber er "empfand, daß (Christus und Spinoza) ... noch ganz viel anders bewegt sind von der Wahrheit, als ich bin ... und als irgend ein anderer Mensch gewesen, und dadurch allein ... die ungeheuersten Beweger der Herzen. Und deswegen habe ich ... nicht etwa nur von der Wahrheit mein Teil gebracht, sondern mußte auch hinbringen zu diesen Wahren" (Einsdl, 45).

Aber er meint das ganz frei. Einem Spinoza-Beflissenen, der ihn um Aufklärung über gewisse Stellen anging, antwortete er (1919) in einem Brief, der schließt: "Ich hoffe, Ihnen leistet das genügend Dienste zum Verständnis Spinozas. Wenn aber nicht, sind Sie darum noch lange nicht

verloren. Dann lassen Sie Spinoza und verstehen *sich*. Was kann Spinoza uns helfen, wenn er uns nicht helfen kann? Soweit er uns hilft, wollen wir ihn gebrauchen und weiter uns selber helfen und selig werden. Mir ist kein Zweifel, daß Sie das werden, wobei ganz egal, ob Sie diese oder jene Einzelheit und Ausdruck bei Spinoza nicht verstehen. Darüber wird sich die Substanz kein Bein ausreißen, weder ein endliches, noch ein unendliches”.

Als ich Brunner einmal sagte, ich verstünde ihn am besten, wenn ich ihn mir auf Spinoza übersetzte, bemerkte er, andre wieder verstünden erst Spinoza durch ihn. Und das war zweifellos wahr.

Brunner war und blieb selbständig. So auch bemerkt er z. B. im “Tagebuch” zu Spinozas Aufstellung von drei Grundaffekten, daß die *Begehrlichkeit* “gleichsam unvermittelt, unberechtigt und unbegründet neben der *Freudigkeit* und der *Traurigkeit* nebenher” stehe, während sie “bei mir als der Grund von aller Freudigkeit und Traurigkeit, immer wesentlich mit dabei. Unser praktischer Verstand ist unser Denken der Dinge um unsrer Dinglichkeit willen, in diesem Satz liegt alles. Wie ich denn nicht anstehe, mein Denken auf die wenigen, alles bestreitenden Elemente gesehen, so mathematisch zu nennen, wie das Spinozas. Nach der innerlichen Mathematik” (Tgb, 164).

Er besteht nicht vor allem darauf, daß er der richtige Kommentator sei. Die Definition des Attributes “läßt sich – grammatisch immerhin zulässig – auch anders übersetzen” (M&I, 182). “Sollte mir nicht freistehen, mit Spinoza, wie dem Platon mit Sokrates?” Und er stellt fest: “Mein Wirklichkeitsbild von den Welten des relativen Seins in ihrem Verhältnis zum absoluten Sein ist unabhängig von Platon und Spinoza in mir entstanden, mit dem Gedanken der Ausdruck” (M&I, 183).

Brunner ist modern und selbständig. Hier tritt uns nicht eine fremde Welt mit *causa sui*, *substantia*, *attributa*, *modi* entgegen. Brunner geht von der “Grunderfahrung”, dem “Ding” fort zur Bewegung und ihren Graden, zum Denken des Gedachten, und wendet sich schließlich um zum Denkenden. Er ist mit Recht “von der lebensnatürlichen Einfachheit meines Systems” (Tgb, 35) überzeugt.

Man muß zugeben, daß der Anfang des dritten Kapitels gleich ein schönes Beispiel dafür ist. Auf acht Seiten hat er die Frage der Attribute mit großer Klarheit und Eindringlichkeit beantwortet und zu dem Zen-

trum seines eignen Systems in Verbindung gesetzt.

Gattungen. Aber für Brunner ist das erst das Flattern “vor dem Auffliegen” (M&I, 134). Er möchte den Gedanken noch viel anschaulicher. Das Attribut der Ausdehnung gilt für alle Menschen, obwohl der einzelne wieder seine Besonderheit, aber eben doch “teil daran” hat – wie Brunner “platonisch” sagt und wie er überhaupt hier Spinoza mit Plato und umgekehrt, ausgezeichnet erläutert. Ausdehnungsdenken gehört der Gattung Mensch. Andere (Tier-Pflanzen-, ja Mineral-) Gattungen haben andere Auffassungen. “Die Attribute sind das von den Modi der Gattungen für das Wesen der Substanz Genommene” (S. 159). “In der sich denkenden dinglichen Bewegung hat jede Gattung von Dingen oder jede Gradation der Bewegung ihr spezifisches Denken, und das heißt nichts andres als: *die Attribute fallen mit den Gattungen ...zusammen*” (S. 139). Platos Ideen wie Spinozas Attribute “sind die Gattungen ..., das omnia animata voraussetzend, *die Gattungen von innen*, ... ihr sich Denken, ... die Gattungsrealität, die Gattungsseele” (S. 158). “Auf die Gattungen will immer wieder zurückgegangen sein, damit wir auch wirklich eine Anschauung behalten können” (S. 159). “So viele Welten ... als Gattungen von Dingen sind” (S. 171). – So hat Brunner für “Attribut” und “Idee” eine uns näher liegende und eingänglichere Vorstellung eingesetzt – nicht ohne daß sofort auftauchende mögliche Mißverständnisse ihn zwingen, hinzuzusetzen: Gattungen von innen.

Die Hauptbemühung Brunners aber ist, nun den Gedanken der Relativität in uns voll zu erwecken: “Philosophieren heißt über den Anthropomorphismus hinausgelangen und dadurch sich modifizieren ... Dieses mit allen Relativitäten gefüllte Denken (macht) ... mein anthropomorphistisches Denken zu einem Spezialfall des Denkens ... Alle Welten gehören dazu, daß ich ganz wahrhaftig mich besinne ... Dieses Gedachte (des Fühlens, Wissens, Wollens) ist gebunden an meine Individualität, aber nicht *das Denken*, und was mich gedacht hat als Menschentier, das denkt mich auch in den übrigen Verwandlungen; alle Welten zusammengekommen sind die Relativität meines absoluten Wesens” (S. 177).

Brunner benutzt den Gedanken der Relativität, nach dem ja unsre “systematische der Begriffsordnung” eben nur “an unsere menschliche Organisation und Sinnen-wahrnehmung” gebunden ist, auch als Argu-

ment gegen den "Aberglauben von der Entwicklungslehre und den zu uns hin sich immer mehr steigernden 'geistigen Fähigkeiten' ... Uns sind die Tiergattungen ein Fingerzeig ... für die Wahrheit des Begriffs von der Relativität mit den unendlichen Graden des Denkens" (S. 170). "Jedes Tier (hat) das Denken seiner Lebensfürsorge" (S. 168).

So weit so gut. Aber Brunner scheint darin noch viel weiter zu gehen. Die Gattungen sind die relative Realität. "Mit der relativen Realität sind die Gattungsbegriffe fest für das Denken" (S. 156). Platon und Spinoza "haben beide ihre großen Konzeptionen *mit den Gattungsbegriffen*. Wie denn auch sonst denken, da keinem Einzelding Wirklichkeit an sich selbst zukommt, auch keines zu einem Chaos, sondern ein jegliches zu einer Gattung, als zu seiner Wirklichkeit gehört – wie also sonst denken, da unser Denken nur ein Denken der Gattungen, als mit diesen und über diese? ... Es ist zu tun um das Feste ..., die festen Hypostasen des relativen Denkens, in welche emporgetragen die Denkerfassung der Einzelercheinungen ... möglich wird" (S. 159f.). Das erinnert an das Argument, daß die Evolutionslehre "die Grundlagen des Denkens ... die ... Gattungsbegriffe" antaste (Tgb, 99) und an den Hinweis (der sich vielleicht auf das eben aus "Materialismus und Idealismus" Zitierte bezieht) in der "Lehre": "Ich werde in dem zweiten Bande dieses Werkes das Nötige beibringen zu dem Erweise, daß die Einteilung der Arten dem ursprünglichen Denken angehört" (S. 575), womit Brunner sich gegen den Entwicklungsaberglauben wendet: "Man darf keine Modifikation der Bewegung irgendwohin erdichten, wo sie nicht vorhanden ist, man darf z. B. nicht Umwandlung der chemischen Elemente ineinander oder ... der Tierarten ineinander annehmen. Das widerspricht der streng wissenschaftlichen Erfahrung und widerspricht den Abstraktionen, die im Denken feststehen" (Lehre, 574).

Schon in der Lehre (S. 1070), wie erwähnt, und im Tagebuch (S.80) berührt Brunner selbst den Atomzerfall des Radiums. Die "Umwandlung der chemischen Elemente ineinander" ist "streng wissenschaftliche Erfahrung" geworden. Widerspricht sie "den Abstraktionen, die im Denken feststehn"? Zu einem "Chaos" sind die Elemente keineswegs geworden.

Brunner mag an die Alchimisten gedacht haben, deren Denkhaltung er wohl den Entwicklungsphantasten als Spiegel vorhalten wollte. Wohl gehört der Mensch ins Tierreich, aber nicht in eine auf ihn gerichtete

Genealogie. Den anthropomorphistischen Größenwahn, die maskierte Schöpfungs-idee im Entwicklungsglauben aufdecken, hat aber nichts mit einem "Erweis" zu tun, daß aufgrund der feststehenden Gattungsbegriffe ein Übergang der Arten – z. B. durch Beeinflussung der Gene – ausgeschlossen sei. Nur ein "Chaos", ein gesetzloses Übergehen, gegen die Bewegungslehre, dürfte ausgeschlossen sein.

Brunner scheint mir überhaupt manchmal aus seinen Prämissen un begründete Schlüsse zu ziehen. Aus der Prämisse der Fakultätenlehre, daß die "Geistigen" anders denken als das "Volk", glaubte er "die Gemeinschaft der Geistigen" als die Idee "der werdenden Wirklichkeit" "vorweg abstrahieren" zu können, um schließlich, wie wir sahen, nur noch daran zu "glauben". Aus der Prämisse, daß unsre Wissenschaft letztlich Lebensfürsorge ist, schließt er (in der bereits angezogenen langen Fußnote, die er betitelt "Von Solchem, was nicht zur Wissenschaft gehört und nicht und weswegen nicht zu ihr gehören kann"): "alles, in anschaulichen Vorstellungsbildern Denkbare ist ihr Gebiet" (Lehre, 1070) – und verwirft die "antieuklidische" Geometrie (S.1072). Inzwischen ist unsere ganze Physik unanschaulich geworden. Aber die "Grenze" der Wissenschaft ist doch nur, daß sie sich in die Anschauung, in unser Leben, unsre Lebensfürsorge, zuletzt muß zurückfinden können, wie Brunner sonst wohl weiß. Allerdings konnte er offenbar die (gerade damals mit Einstein beginnende) Anwendung der "metamathematischen" Geometrie sich nicht vorstellen.

Im Zusammenhang mit einer Diskussion in der "Brunner-Gemeinschaft" schrieb Brunner an Ernst Ludwig Pinner (10. 1. 1929): "Die Gattungen sind ... solche letzte Gegebenheiten (für unsre Relativität), von denen sich nicht weiter rekurrieren läßt". – Aber von den chemischen "Elementen" war man doch weiter "rekurriert"? Allerdings wieder in "Gattungen", Elektronen, Protonen usw.; niemand weiß, in wieviel weitere "Gattungen" man noch davon rekurrieren wird.

Schlomo Ball, der im Anschluß an "Materialismus und Idealismus" zwei Dialoge schrieb ("Omnia Animata"¹²⁸; "Brunner und Spinoza"¹²⁹), meint darin, Brunner rede natürlich nicht von zoologischen und botani-

¹²⁸ [In: Der Constantin-Brunner-Gedanke, Heft 1/2, August 1955, u. 3/4, Januar 1956.]

¹²⁹ [In: Der Constantin-Brunner-Gedanke, Heft 7/8, August 1956, u. 9/10, August 1957.]

schen Gattungen, sondern von der Idee der Gattung. Vielleicht zielt Ball damit auf eine Berichtigung Brunners.¹³⁰

Denn Brunner fügt tatsächlich sogar “mineralische” (M&I, 140), “unorganische” Gattungen (M&I, 141) den botanischen und zoologischen hinzu und könnte ja auch der Entwicklungslehre nur mit Behauptungen über die konkreten Arten kommen. Allerdings mit der Absicht, Attribut und Idee als Gattungsauffassung anschaulich zu machen, brauchte kein Argument für die Fixiertheit der Arten verbunden zu sein.

Man gewinnt in “Materialismus und Idealismus” ein lebendiges Verhältnis auch zu Platos Ideenlehre – dank der Umwandlung in Brunners moderne Terminologie und Denkweise. Verankert und beheimatet in diesen Gedanken, nimmt uns Brunner bei der Hand und führt uns sicher in diesen Grenzregionen unsres Weltbewußtseins. Er selbst bemerkt in einem Brief (an R. Fischer), daß die Besinnung auf das Absolute “uns nur blitzartig und traummäßig durchfahren” kann.

“Weihnachten 1927”, “nach Tisch” sagte Brunner zu Lothar Bickel, der sich von dem Kapitel über die Attribute, das Brunner unlängst vorgelesen hatte, nicht “recht aufgeklärt fand”, wie Brunner zu Ohren gekommen war, der aber vorzog zu schweigen: “Wir denken und leben Dinge. Wie merkwürdig aber, daß wir die Dinge, unsere Wirklichkeiten, in Begriffen, in Unwirklichkeiten, denken, und dies in immer höher, unwirklicher werdenden. Ist unser Dingedenken ein Traum, so träumen wir uns mit unserem Begriffsdenken immer höher in Gott hinein. An der Tatsache des Denkens haben wir ganz Ungeheures. Das Relative ist zwar undenkbar, und doch träumen wir uns damit immer tiefer in Gott hinein. Wir haben daran sein ‘Meachoraw’” [“Einige Erinnerungen ...”, a. a. O., S. 19] – eine Anspielung auf 2. Moses 33, 23: Moses konnte Gott nicht von Angesicht sehn, wohl aber im hintenach – meachoraw.

Das so gedankentiefe Buch hat wohl empfehlende Besprechungen (Berliner Tageblatt, Literarische Welt, Berner Bund) gefunden, aber kaum Beachtung in Philosophiekreisen und nur eine beschränkte Zahl von Lesern.

¹³⁰ Ähnlich wie er in seiner “Psychologischen Erörterung der Brunnerschen Dingdefinition” [in: Die Constantin-Brunner Gemeinschaft, Heft 9, Dezember 1948] mit der Rückführung der Vorstellung auf die Sensation Brunner offenbar korrigiert, der in “Materialismus und Idealismus” (S. 81) diesen Gedanken ausdrücklich beiseite schiebt.

Die Constantin Brunner-Gemeinschaft

Wie erwähnt, hatte Brunner 1910 eine Spinoza-Gemeinschaft als verfrüht abgelehnt und das Scheitern des Czernowitzer “Versuchs” ein Jahrzehnt später auch damit erklärt, daß er “verfrüht” und “gewaltsam” gewesen sei. War etwa 1925, als in Berlin die “Constantin-Brunner-Gemeinschaft” gegründet wurde, Brunner der Meinung, daß jetzt die Zeit gekommen war? Wohl kaum: Er “hat niemals auf unsere Arbeit Einfluß genommen, war nie anwesend, gerade, daß er uns duldete”, berichtete Ernst Ludwig Pinner in dem unveröffentlichten Teil seiner “Erinnerungen” und gibt folgende Darstellung, wie es zur Gründung kam:

“An der Wiege der Constantin Brunner-Gemeinschaft standen neben Lotte Brunner nur Fritz Blankenfeld und ich. Wir faßten 1924 den Entschluß, die Propaganda für Brunners philosophische Werke durch öffentliche Vorträge zu unternehmen. So wurde zum erstenmal in Berlin von einer öffentlichen Tribüne Brunners Name und Lehre verkündet. Ach, wir sprachen vor einer kleinen Zahl von Menschen ... dreißig, vierzig, fünfzig ... mehr wurde es wohl nie ... Damals gründeten wir die lose Vereinigung ‘Die Constantin Brunner-Gemeinschaft’” – eigentlich nur, um eine Firma zu haben, unter der die öffentlichen Vorträge gehalten werden konnten; ihre eigenen Namen als zweier Rechtsanwälte schienen ihnen ungeeignet. So wurde aus äußeren Gründen eine Organisation ins Leben gerufen, deren Namen insofern irreführend ist, als sie keinesfalls Anspruch erhob, etwa Brunners “Gemeinschaft der Geistigen” zu sein.

Für diese, sah Brunner wohl ein, würde es noch lange hinaus nicht “an der Zeit” sein; und vielleicht drückt sich seine Resignation darin aus, daß er diese Gründung duldete. Die Teilnahme Lottes läßt an seiner Zustimmung keinen Zweifel. Auch schrieb er selbst am 14. 3. 1925 nach New York, daß “jetzt z. B. auch in Berlin eine ‘Brunnergemeinschaft’ an die Öffentlichkeit getreten ist”.

Es entspricht Pinneres bescheidener Art, daß er die Bedeutung der Organisation eher unterschätzt. Es sammelte sich immerhin eine Anzahl von Leuten in ihr, in der Mehrheit Juden und zum Teil Ostjuden, die nach Berlin gezogen waren, so z. B. Schlomo Ball und Dr. Lothar Bickel. Pinner erzählt, es habe die interne Arbeit mit Kursen und Vorträgen

gegeben, der er sich hauptsächlich gewidmet und einige Male im Jahr ein Auftreten nach außen, das unter Blankenfelds Leitung gestanden habe. “Große Erfolge waren uns nicht beschieden”. Die Presse sei nicht unfreundlich gewesen. “Ich konnte zum 70. Geburtstag des Meisters sogar im Berliner Rundfunk sprechen. Doch es stießen nur Vereinzelte zu uns”. Auch Lotte Brunner hielt in der Organisation Vorträge, die Fritz Blankenfeld “deren größte Zierde” nennt.

Wer im einzelnen sonst noch bei öffentlichen Veranstaltungen hervortrat, ist nicht angegeben. Ein Anhänger erzählte mir, Dr. Herrligkoffer habe öffentlich gesprochen. Er fügte hinzu, er habe sich Brunner gegenüber damals negativ über Herrligkoffers Vortrag geäußert und sei von Brunner mit der Bemerkung zurechtgewiesen worden, man solle nicht zu viel verlangen. – Und wirklich war ja wohl mehr die Tatsache hier bedeutend, daß eine Vertrauen einflößende Persönlichkeit öffentlich “Zeugnis” abgelegt hatte.

Dr. Ernst Levy leitete ein “Seminar” der Gemeinschaft. Bei einem Besuch in Berlin war ich einmal dort. Man las die “Lehre”, und bei der Diskussion einer Stelle wurde auf Übereinstimmung mit Spinoza hingewiesen. Ich erkundigte mich, wo das Betreffende bei Spinoza zu finden sei. Meine Frage schien Verlegenheit hervorzurufen. Beim Weggehen näherte sich mir an der Treppe eine distinguiert aussehende Dame: “Wenn Sie Fragen haben, gehen Sie damit zum Meister”. Das war eine Pastorstochter.

Wie aus den (unveröffentlichten) Aufzeichnungen einer anderen Anhängerin, einer Fischerstochter, hervorgeht, hatte ein Teilnehmer am Seminar, ein Lehrer Fr. ihre Ungeduld mit “schnüffelnden” Fragen in der Art meiner Erkundigung bereits erregt, worüber sie dem Meister berichtete. Ein sektiererischer Beigeschmack mußte wohl Zusammenkünften anhaften, die von solchen Anhängerinnen quasi überwacht wurden. Daß sich Männer wie z. B. Ball mit diesen “Töchtern” nicht in voller Harmonie fanden, ist selbstverständlich.

“Der völlige Mangel an Widerhall in dem doch geistig mannigfach interessierten Berlin der Vornazizeit war schwer erklärlich”, meint Pinner. “Ein wackerer Mann” habe einmal versucht, Brunner eine Gelegenheit zu geben: “Professor Liebert ließ uns in der Kantgesellschaft ... in der Aula der Universität über Brunner sprechen. Er tat es einmal und nie

wieder. Damals kam es zu der vom Meister zitierten Äußerung eines Professors, ein Strick um den Hals sei ihm lieber als Brunners Philosophie". ("Ihm" – d. h. einem Kantianer, und dem hatte Brunner in den sehr scharfen und ausführlichen Angriffen der "Lehre" und der Schrift "Spinoza gegen Kant" eigentlich keine andere Wahl gelassen.)

Das war aber wohl nicht die Haupttonart in der Diskussion. Wie aus dem in den "Kantstudien" erschienenen Aufsatz "Über Brunners Lehre" von Dr. Ernst Levy hervorgeht, wurde z. B. eher freundlich eingewandt, daß Brunner, wie Spinoza, selbst "Metaphysik" lehre und selbst in schönster Weise von "Religion"¹³¹ und "Moral" erfüllt sei, die er doch alle drei als "Aberglaube" verwerfe. Es war offenbar dieselbe Versammlung der Kantgesellschaft, in der Lotte die "Kurze Rechenschaft" vorlas.

Die Gemeinschaft, deren Mitglieder zum großen Teil Hitler zum Opfer fielen, hat einige beachtenswerte Veröffentlichungen zu buchen, wie die erwähnten Schriften "Von Constantin Brunner und seinem Werk", "Constantin Brunner und Friedrich Nietzsche" [von Lotte Brunner (unter dem Namen E. C. Werthmann)] und "Renaissance der Philosophie" [von Lother Bickel]. Allerdings stand dahinter "Blankenfelds finanzielle Opferbereitschaft", der Pinner es auch zuschreibt, daß "in diesen Jahren die Bücher des Meisters erscheinen konnten", darunter auch die zweite Auflage der "Lehre" (1927).

Wie tief Brunner seine Werke organisch aus seiner Persönlichkeit herausgewachsen empfand, als Schicksal sozusagen, zeigt auch die Tatsache, daß er diesen Neudruck zu keiner Änderung benutzte, obwohl er so oft von dem "gefühlten Ungenüge" spricht, "wenn ich mein geleistetes Werk vergleiche mit dem Bilde, das von ihm mir im Herzen lebt" (G&T, 313). Allerdings scheint es sich um eine photographische Reproduktion bei dieser 2. Auflage zu handeln. Sie hat den Ring des Schweigens um Brunners Philosophie nicht gesprengt. Einige allerdings rührte das Werk an. Otto Flake schrieb in der "Literarischen Welt": "Die Geschichte des Denkens ist um eine Erscheinung ersten Ranges reicher geworden".

Brunner bei Tisch

¹³¹ "Die gute Gottlosigkeit um Gottes willen," und nicht die schlechte, "um des Teufels willen" (Christus, 23) – so charakterisiert Brunner selbst seinen Atheismus.

Zu dem sehr Bezeichnenden, was uns von den bedeutenden Menschen mitgeteilt wird, gehört ihr Tischgespräch und überhaupt ihr Verhalten beim Mahl. Auch Brunner liebte Gäste zu Tisch. Wir besitzen einige Schilderungen, wie es da zuging.

So erinnerte sich Ernst Ludwig Pinner an “das gemeinsame Abendessen, bei dem (Brunner) heiter präsierte, während er das von Leoni ihm Vorgesetzte mit einer gewissen Hast und beherrschten Ungeduld verzehrte, gleichzeitig unermüdlich dafür sorgend, daß die Gäste sich reichlich bedienten. Da war das sprühend Geistreiche des nicht abreißen Tischgesprächs, die unendlich vielen Anekdoten, behäbig mit scharfer Pointe vorgetragen.”

Ähnlich berichtet Andermann: “Wir wurden dann zum Abendessen gerufen ... Der Meister aß mit viel Appetit und forderte auch mich immer wieder zum Essen auf. Zwischendurch erzählte er allerlei, darunter einige sehr belustigende Anekdoten.”

Daß Brunner über die Anekdote geschrieben, sich Witzsammlungen angelegt hatte, zu allerlei Spaß neigte und Wortspiele liebte, wissen wir schon. Manche waren so harmlos und etwas gezwungen, wie das von Lothar Bickel mitgeteilte: “Beim Abendbrot sprachen wir über die Vitamine, und (Brunner) ... lachte über das Unhaltbare an dem Begriff. Wiederholt wurde ich zum Essen aufgefordert ... Schließlich sagte er lachend ... ‘Du machst also keine Miene zu essen, und doch hast du eine ganz nette Vita-Miene’” – eine Anspielung auf Bickels gesundes Aussehen.

Am ausführlichsten läßt sich Fritz Ritter über seine Beobachtungen an Brunners Tisch aus: “Der Brunnersche Haushalt lief nach streng geregelten Gesetzen ab. Das Mittagessen begann pünktlich um dreiviertel ein Uhr; doch war der Besucher gebeten, sich früher einzufinden”.

Das stimmt dazu, daß Brunner in “Natura sanat, medicus curat” unter “vier preiswürdige(n) Vorschriften unsrer Natur” auch “regelmäßige Essenszeit” aufführt (G&T, 219). So peinlich genau, wie Ritter es hier aus der späten Berliner Zeit beschreibt, wird es in jüngeren Jahren aber kaum genommen worden sein.

“In der Küche wie im Speisezimmer”, geht die Schilderung weiter, “herrschte eine nervöse, unterdrückte Geschäftigkeit, doch schien auch noch das leiseste Geklapper zu laut. Endlich auf die fünfundvierzigste Minute nach zwölf Uhr ertönten drei feierliche Gongschläge, und man

setzte sich zu Tische. Außer der näheren Familie, Frau und Tochter, war gewöhnlich jemand aus der Schar der getreuen Weiber anwesend, deren biblische Hingabe ihm ein so tiefes Bedürfnis befriedigte. Gespannt, ängstlich, hoffnungsvoll sah man auf jene Tür, von der sich der Auftritt des Meisters erwarten ließ”.

Eingeschaltet sei hier, daß der Schauspieler Ritter das Wort Auftritt, wie er erläutert, im Bühnensinne meint: “Der große Schauspieler bringt mit seinem ersten Auftritt eine Fülle vergangenen Lebens mit ... Brunners Auftritt hatte stets mit dem zu tun, was sich in der Einsamkeit zwischen ihm und seinem Gott abgespielt hatte”. – Wie Schaffende oft, stand Brunner unter hoher Spannung und seine Stimmung war für Dritte oft unverständlich, sein Verhalten unberechenbar.

“Man konnte nicht wissen, von welchen Abenteuern er in die fremd gewordene Welt zurückkehrte,” sagt Ritter, was uns an die bereits herangezogene Stelle aus “Unser Christus” (97) erinnert: “Wie zurückkehrend aus unendlicher Tiefe und Vergessenheit”, wo auch von der “Rätselhaftigkeit” Christi die Rede ist.

Ritter fährt fort: “Plötzlich stand der Verkünder der Lehre von den Geistigen und vom Volk im Türrahmen, etwa in der Pose einer ausgedienten Primadonna, und warf Kußhändchen um sich, bevor er sich närrisch an den Tisch herantänzelte. Wenn es ihm gefiel, gab er die Rolle plötzlich auf, um ein ernstes Gespräch zu beginnen; ein andermal führte er sie durch das ganze Mittagessen mit einer Konsequenz, die den Anwesenden zur Qual wurde. Bei nächster Gelegenheit kam er traumverloren an den Tisch, faltete mechanisch die Serviette auseinander und steckte sie sich in den Halskragen, sprang plötzlich auf, rannte zurück ins Arbeitszimmer, um erst nach geraumer Zeit wiederzukommen, jetzt mit offenem Gesicht und zur Nahrungsaufnahme bereit.

Das eine Mal aß er mit der Umständlichkeit und kapriziösen Behutsamkeit eines Feinschmeckers, um an einem anderen Tag, erschöpft und völlig ermattet vom Kampf mit Gott und Teufel, sich wie ein hungriger Löwe auf den Fraß zu werfen ... Nur bei Tisch habe ich Brunner einmal richtig böse gesehen ... Und warum war das Böse so gewaltig aus ihm herausgebrochen?” Das Fleisch schmeckte ihm nicht. Aber, wie Ritter erläutert, mit dem Fleisch hatte solcher Ausbruch des Siebzigers kaum etwas zu tun.

Wir dürfen annehmen, viel eher mit dem, was sich “hinter der Tür” abgespielt hatte. Temperamentausbrüche waren, wie wir schon Gelegenheit hatten anzumerken, in Brunners Art. Der Dreißigjährige schon bekennt in einem Brief an Frau Mond: “Ich habe genug an mich zu halten, daß ich nicht in dämonischer Wut losbreche. Bei mir ist alles Sache starker physischer Empfindung”.

Auch den in Brunner lebenden Kontrast zum Geist (“Aber in mir steckt ein Philister” sagte er zu Bickel, wie zitiert) hat Ritter ausgezeichnet beobachtet: “Wenn Brunner sich schon gelegentlich dem Dienst am Heiligen entzog, dann ließ er sich schwer und breit in die dickste deutsche Spießbürgerlichkeit fallen. Da wurde ihm dann die bierselige Romantik des Kommersbuches zum reinsten Seelentrunk, und er konnte gemeinsam mit seinem Spezi und Herzensbruder, dem bayerischen Landarzt Carl Borromäus Herrligkoffer, und mit Hilfe einer guten Flasche hineintauchen in jenes Lustgefühl, das die Studenten in Auerbachs Keller ausrufen läßt: ‘Uns ist ganz kannibalisch wohl als wie fünfhundert Säuen!’ Das Haus dröhnte vom Lachen des Gastes, wenn der vom Teufel besessene Meister aus seinem Vorrat jüdischer Witze mit komisch qualvoller Umständlichkeit erzählte, so daß manchmal unter dem Anprall des von Humor erschütterten bayerischen Hinterteils ein Stuhl zum größten Gaudium des Spaßmachers in die Brüche ging. Nichts stach dem vor der Naziwut geflohenen Greis wohl schmerzhafter ins Herz als der Übergang dieses geliebten Lach- und Trinkkumpanen ins feindliche Lager”.

Daß Brunner “mit einer gewissen Hast und beherrschten Ungeduld” aß und den Wein liebte, erinnert an Goethe, auch wie er in Thomas Manns Roman “Lotte in Weimar” erscheint. Im “Liebe-Ehe”-Buch (S. 259f.) feiert Brunner den Wein als “zweite Hauptfreude des Mannes”, weil “gleich der Liebe zum Weib und gleich der Poesie auch der Wein uns das Blut bewegt und in ein Verhältnis setzt zu den irrationalen unegoistischen Bewußtseinsmächten der Natur”. Und in “Aberglaube an die Ärzte” macht er sich über Enthaltensapostel lustig: “Auch ist mir wohlbekannt, daß ein langes Leben erreichbar nur durch frugale Kost und Enthaltensamkeit in Alkohol und Tabak oder durch kräftige Kost nebst Trinken und Rauchen (wobei mein Schwedenonkel bärenstark geblieben und es auf 98 Jahre gebracht hat)” (G&T, 167f.). Er greift die “moderne Medizin” an, “mit ihrer Lehre, Menschen müßten essen wie Piepmatzen,

dürften nur selten Fleisch genießen und beileibe keinen Alkohol”, das heiße, “die biologische Bedeutung der Freude am Essen und Trinken ... gröblich verkennen.” (G&T, 218) “Wo bleibt der medizinische Lessing gegen diese Denaturierung des Menschen? ... Wie sie dagegen zetern, daß uns der Wein wächst”! (G&T, 219) Goethe habe “während seiner letzten vierzig Jahre täglich ein bis zwei Flaschen Wein getrunken ... und Jean Paul schreibt von Goethe: ‘Auch frisset er sehr viel’” (G&T, 221).

Einen anderen Vergleich mit Goethe macht die Nichte Leonis, Käthe Wohl: “In Thomas Manns Goetheroman wurde ich bei der Schilderung der Tafelrunde Goethes und seiner ihn verehrenden Gäste aufs lebhafteste an Mahlzeiten mit Constantin Brunner und seinen Freunden erinnert. Aber Brunners Wärme und Herzlichkeit überstrahlt das alles. Sein ganz ungoethisches liebevolles Interesse und fast rührendes Bemühen um uns – ein Herablassen zu uns Nichtigkeiten, nur weil wir Verwandte waren, war es nicht. Das ist so herrlich jüdisch und so menschlich groß, daß ich seiner immer in Liebe gedenke”.

Leoni und Lotte

Die dunkelhaarige und dunkelugige Rosalie Auerbach, geschiedene Müller, die aus Kstrin stammte, hatte als Frau Leos nicht nur, wie jede verheiratete Frau, des Mannes Familiennamen angenommen (was der Brunner des “Zuschauer”-Artikels in seine Kritik unserer Ehe mit einbezieht), sondern sogar seinen eigentlichen Vornamen und hieß nun Leoni.

Ein Bild von ihr, aus der Potsdamer Zeit, also vielleicht, als sie Anfang 50 war, gibt ihre Nichte Käte Wohl in ihren Erinnerungen: “Noch heute sehe ich Leoni auf dem Balkon in Potsdam, in einem der fließenden Kleider, die sie, wie auch Lotte, zu tragen pflegte. Sie rauchte eine Zigarre und sah, so fand ich, wie eine interessante Zigeunerin aus”.

Mehr als ein Vierteljahrhundert war Brunner mit Leoni verheiratet, als Lotte in ihrem Tagebuch unterm November 1921 aufzeichnete: “Gestern hat Vater eine kleine Feier zu Mutters sechzigstem Geburtstag veranstaltet, wozu er von seinem schönsten Ernst und auch viel fröhlichen Scherz hergab ... Zwischen Bouillon und Fisch hielt Vater eine kleine, ganz schlichte und innige Ansprache an Mutter, deren Hauptsinn war:

er habe viel Liebe in seinem Leben, Liebe von Männern und von Frauen, und möchte nichts davon missen – Gestörtheit in der Liebe gäbe es natürlich auch, dafür sei Welt – aber auch Liebe. Doch wenn er sich jetzt fragen wollte, wessen Liebe er am wenigsten entbehren könne, es sei die dieser Frau (wobei er Mutters Hand ergriff und drückte), und er charakterisierte näher die Hingabe und ‘tiefe Selbstverständlichkeit’ von Mutters Liebe. Es sei ihm Bedürfnis, davon gleichsam öffentlich Zeugnis abzulegen, und so bäte er die Freunde, dies im Gedächtnis zu bewahren, denn es sei ein Stück von seinem Testament! – Mutter hörte sehr würdig und ergriffen zu”.¹³²

Die Liebe, die er “am wenigsten entbehren” könne. Das Wort “unentbehrlich” kehrt immer wieder, wo Brunner die Ehe (im Gegensatz zur Liebe) charakterisieren will. Einen Monat vorher, im Oktober, war “Unser Christus” erschienen, wo es heißt: “Kein einziger Mann kennt sein Leben lang nur Neigung zu einem einzigen Weibe, auch wenn dieses Weib von ihm sehr geliebt und geschätzt wird und ihm unentbehrlich ist” (S. 369). In “Liebe, Ehe”, das drei Jahre später erschien, schreibt Brunner: “Die Eheleute (können) einander weit lieber werden ..., als durch die geschlechtliche Liebe auf die Dauer möglich wäre, ja für das Leben wahrhaft unentbehrlich” (S. 167). Die Männer seien polygamisch wie früher, nur nicht so offen: Sie “tun’s im feigen Kampf mit ihrem Weibe, das ihnen dabei lieb und wert und unentbehrlich sein kann” (S. 172).

Unentbehrlich war Leoni ihm. Auch die verehrende Liebe der “getreuen Weiber” um ihn, die bei der Feier zugegen waren, war ihm Bedürfnis, aber “am wenigsten entbehren” konnte er Leonis Hingabe. Brunners Ehe hatte ihm offenbar auch später gehalten, was er von ihr erwartet hatte.

“Der bedeutende Mann ist darum noch kein bedeutender Ehemann ... (Frau und Kinder) richten sich nicht nach ihm” (Liebe, 69f.) – das galt

¹³² Umrahmt war diese Rede von allerlei harmlosen Scherzen. Hier eine Probe: “Nach dem Essen spielte ich (auf Mutters Wunsch) ein Kasperlstückchen und danach Edu” (ein Neffe Brunners) “zwei rasend komische improvisierte Szenen. Bei der ersten, Kaspar vor Gericht, wird Kaspar nach dem Namen seiner Mutter gefragt: ‘Weiß ich nicht’. ‘Na, Sie werden doch den Namen Ihrer Mutter kennen; Ihre Mutter hat Sie doch geboren!’ ‘Nee, ich weiß den Namen nicht. Bei meiner Geburt war meine Mutter gerade ausgetreten’ – worüber Vater vor Lachtränen fast verging und den Kneifer nicht anbehalten konnte”.

nicht für Brunner selbst. Er war der Mann im Hause. Und wenn auch nur eine Birne einzuschrauben war, das konnte nur er tun. Im Haushalt drehte sich alles um ihn. Nicht nur Leoni, auch Lotte ging in ihm auf. “Vielleicht war niemand mehr im höchsten Sinne sein Geschöpf ... Auf seinen Knien sitzend”, begann ihre Bildung. “Wie viel ... verdankte sie allein dem unermüdlichen und deutenden Vorlesen” aus seiner Bibliothek, “die zugleich einen Führer durch das geistige Leben der Menschheit” darstellte. “Constantin Brunner hat seine Lotte geliebt, es war kein väterlicher Pflichtunterricht, den sie erhielt. Lotte war in langen Jahren stärkster, aber einsamer Produktivität fast der einzige Mensch, zu dem (Brunner) ... sprechen konnte und mochte. Welche Gesprächsoffenbarungen erhielt sie! Wieviel ... Um- und Abwege blieb(en) ihr erspart, ... wo seine originale Kraft” durch “das Gestrüpp des Bedeutungslosen” den “Weg zum Entscheidenden” freilegte. “Diese einzigartige Schule eröffnete sich Lotte mit dem ersten Augenaufschlag des Denkens. Sie aber flog dieser Schule entgegen mit dem vollen romantischen Enthusiasmus ihrer Seele ... Der außerordentliche Lehrer hatte an dieser Tochter seiner Frau eine außerordentliche Schülerin” (Fritz Blankenfeld: “In memoriam Lotte Brunner”)¹³³. – Und mehr als eine Schülerin. Obwohl sie berufstätig war als Lehrerin und Übersetzerin, und also nicht nur Vaters Sekretärin, war sie fast sein ganzes späteres Leben seine rechte Hand. Ich erinnere mich, wie Brunner, errötend vor Freude, mir einmal davon sprach, wie sie sich auch in ihren Vorträgen bewähre.

Als ich ihr zum ersten Mal begegnete, war sie in ihren dreißiger Jahren. Sie erschien “Vater” erstaunlich ähnlich; vielleicht auch, weil sie (im Gegensatz zur Mutter) zur Fülle neigte. Sie war früh ergraut und wohl nervenzarter als ihre kräftige Erscheinung vermuten ließ. Wie Blankenfeld mitteilt, hatte sie “das innigste Verhältnis” zu Goethe und Mozart (und nicht zur “abstrakt spekulativen” Philosophie), und es gab Zeiten, wo “sie sich von den vulkanischen Eruptionen des Vaters und Meisters mehr zerrissen als aufgebaut fühlte”.

Sie war nicht einfach Folie zu Brunner. In ihrem eignen Recht zog sie viele der Menschen an, die zu ihm kamen. Wie bescheiden und sensitiv sie auf diese Tatsache reagierte, zeigen diese Zeilen in einem Brief aus dem Jahre 1917: “Überhaupt bin ich zuweilen tief geängstigt von dem

¹³³ [In: Die Constantin-Brunner-Gemeinschaft, Heft 7, April 1948, S. 3f.]

Vertrauen und der Liebe, womit Vaters Menschen alle mich überströmen; ich werde unsicherer davon statt sicherer, mir ist, als betröge ich die Besten mit mir, und dann wünsche ich, meine Brust möchte von Glas sein, daß alle hineinsehen sollten und darin finden auch, was ihnen *nicht* gefällt”.

Während sie ihrem Vater diene und von ihm lernte, behielt oder entwickelte sie eine gewisse Unabhängigkeit. Sie hat mit ihrer Ruhe und edlen Klugheit wohl öfters interveniert, wenn Brunners Temperament mit ihm durchgehen wollte – wie bei dem Mal, als er offensichtlich dabei war, gegen mich auszubrechen, der ich ihm kurz vorher (in der Jüdischen Rundschau) öffentlich opponiert hatte. Sie wußte auch – wenigstens später – daß Brunner wohl *den* Menschen erkannt hatte, aber *die* Menschen oft irrig beurteilte. So sehr sie in Brunner aufging, hatte sie doch ihr starkes persönliches Leben. Man darf es nicht einfach der üblichen Absorption durch den bedeutenden Vater zuschreiben, daß sie erst drei Jahre vor Brunners Tod heiratete – nicht ohne eine Trübung im Verhältnis zwischen ihr und “Vater” und zwischen ihm und ihrem Mann, seinem langjährigen (holländischen) Anhänger, der nun auch philosophisch seine eigenen Wege zu gehen versuchte.

Wie sehr das ganze Leben im Haus um Brunner zentriert war, zeigt die bereits herangezogene Schilderung Fritz Ritters, der Anfang der dreißiger Jahre, “vor (Brunners) Flucht nach Holland, wöchentlich einmal am Brunnerschen Mittagstische zu Gast saß”: “Sobald man die Wohnung betrat, fühlte man den Zwang, sich auf das vorwaltende Halbdunkel einzustellen, auf Zehenspitzen zu gehen, zu flüstern. Denn alle Gedanken waren darauf gerichtet, daß der Meister noch hinter der Tür saß, die zum Heiligtum führte, zur Denkwerkstatt, und dort arbeitete”.

Aber im “Einsiedler”, an der Stelle, wo Brunner davon spricht, daß er beim Produzieren durch jedes Geräusch gestört werde, heißt es: “Nur wenn ein Vögelchen vor meinen *geschlossenen* Fenster singt oder Leoni zwei Zimmer von mir Klavier spielt, meine ich, erst recht in der süßesten Stille des Friedens zu sein”. Mit Leoni verbinden sich offenbar beruhigende Assoziationen in ihm. Auch war er empfänglich für ihre Musikalität.

Brunner nannte sie seine “Abschriftstellerin”. Ernst Ludwig Pinner berichtet in seinen “Erinnerungen”: “Wenn das Manuskript unleserlich zu werden drohte, schrieb Leoni es ab. Das Riesenwerk, die Lehre, hat

sie – wie sie erzählte – dreimal abgeschrieben ... Erst in den letzten Jahren durfte sie eine Schreibmaschine benutzen. Ihre Handschrift hatte sich der seinen merkwürdig angeglichen, und der Meister wollte ungern auf die lange Gewöhnung verzichten, sein Manuskript in der Handschrift der Ehefrau vor sich zu haben, wenn er erneut daranging” [a. a. O., S. 35]. (Leoni benutzte die deutsche Schrift, wie Brunner auch. Sonst aber bestand keine Ähnlichkeit. Wohl aber mag sie beim Abschreiben unwillkürlich auch etwas den Schriftzügen der Vorlage gefolgt sein.)

Auf diese Weise nahm Leoni Anteil an Brunners Werk. Man fühlt sich an Tolstois Frau erinnert, die “Krieg und Frieden” gar sieben Mal abgeschrieben. Aber sie hatte sicher mehr Gefühl für den Roman, als Leoni für die Philosophie. In solchen eigentlich entsagungsvollen Aufgaben drückt sich ehrliche Hingabe aus – kaum ans Werk, wohl aber an den Autor. Daß Leoni ihn “den einzigen ihr vorgekommenen nicht größenwahnsinnigen Menschen” genannt habe, wie Brunner 1935 in einem Brief anführt, zeugt von Bewunderung, zumal sie ja Brunners Ansicht kannte, daß alle Menschen größenwahnsinnig seien, außer den wirklich Großen (deren Selbstbewußtsein keine Einbildung).

Aber es war der Mensch, nicht seine Philosophie, dem sie anhing. Brunner selbst gibt im Zusammenhang der ziemlich ausgefallenen satirischen Fußnote (Lehre, 877) mit seinem Ausdruck “mein sonst so braves Weib” zu verstehen, daß sie “sonst” um philosophische Probleme sich nicht kümmerte.

“Die Naivität des Weibes ist der eigentliche Herzquell seiner Köstlichkeit für den Mann, und daher kommt nicht selten, daß gerade ein Mann von wahrhaft allerhöchster Bildung und Denken an einem ‘einfachen’ Weibe gefallen findet”, schreibt Brunner (Liebe, 269) und mag an sich selbst und Leoni gedacht haben. “Erstaunlich ja auch die Kultur, die Sicherheit und Würdigkeit mancher Weiber mit sehr geringen Kenntnissen” ebd). Würdigkeit ist das Wort, das wiederkehrt, auch z. B. wenn Brunner den Ehemann zur Rücksicht mahnt: “daß des Weibes Schwäche zusammenhängt mit seiner Würdigkeit” (S. 321). Und Würdigkeit bewunderte er wohl an Leoni.

Im “Tagebuch” (S. 323) bemerkt Brunner, Leoni sage selten etwas Späbiges. Im “Liebe-Ehe”-Buch stimmt Brunner einem amerikanischen Scheidungsurteil zu, nach welchem “ein Mann mit Sinn für Spaß und eine

Frau ohne Sinn für Spaß ... unverträgliche Charaktere” seien (S. 192). Leoni muß, bei ihrer Freude am Kasperltheater, wohl “Spaß verstanden” haben. Das ist der “Sinn für komische Situationen”, den allein Brunner den “Weibern” zugesteht. Er wirft aber ganz allgemein ihnen vor: “ihr versteht nicht den Ernst und die Bedeutung des Humors” (Liebe, 258), und nimmt Leoni zweifellos nicht aus. Es fällt einem auch auf, daß er auf dem Totenbett zu Bickel sagt: “Es bedeutet eine harte Verurteilung für einen Mann, in einer Ehe zu leben, in der er nicht geistreich sein kann. Mit der Zeit verwandelt sich der Defekt des Andern in harte, unerträgliche Forderung. Da hilft keine Gutmütigkeit, denn was da pocht, ist ganz anderes als Gutmütigkeit.”

Hier haben wir wohl den Fall des “spielerigen”, sprühenden Mannes und der “humorlosen” Frau. Was da “pocht”, ist wahrscheinlich Eifersucht, nicht nur auf die Frauen, die der Glanz anlockt, auch vielleicht auf den Glanz selbst; eine Liebe, die manchmal von Haß nicht leicht zu unterscheiden ist.

Um wieder “Unser Christus” zu konsultieren: “Und o! von den Frauen – der Mann war Honig, den wollte jede für sich auflecken” (S. 377) und: “es handelte sich nicht um Weiber, die nur auf die Welt blicken ... es handelte sich um Weiber, die auf Christus blickten! Dennoch – wer weiß?” (S. 378). Ganz ohne Stürme ging es wohl auch bei Brunners nicht ab. Vielleicht denkt der Zweiundsechzigjährige, der die “Liebe des älteren Mannes” (an Goethes Beispiel!) besingt (Liebe, 311f.) und verlangt, daß der Mann “wenigstens zehn Jahre” älter sein solle (er selbst war ein Jahr jünger als Leoni), auch an Leoni, wenn er gegen die Eifersucht und besonders die älterer Weiber, als “doppelt unsittliche(r) Besitzgier” (Liebe, 310), als “Beschränkung der Freiheit” vom Leder zieht (Liebe, 302).

Das Motiv kehrt bezeichnenderweise im Monolog des “Charakters” wieder: “Seht doch auch nur hin ... auf ‘die Liebe’ selbst, wie sie begleitet geht von dem *Beweis*, daß sie nur sich selbst liebt, nicht das Geliebte, begleitet nämlich von der Eifersucht, das ist die Liebe, die dem geliebten Menschen nichts gönnt (ja alles sollst du haben, aber unter Bedingung, daß du einzig von mir fressen und mein Kettenhund sein willst – wobei gar keine Rolle spielt, daß ich ja gar nicht imstande bin, dir all dieses Gute zu leisten!)” (S. 107).

Es ist mir, als hörte ich Brunner zu Leoni sprechen, wenn er in “Liebe,

Ehe” die “Weiber” folgendermaßen apostrophiert: “Ihr müßt ganz anders denken lernen über die Ehe ..., vor allem über die Liebe und über die Eifersucht. Ihr müßt denken mit eurem Kopf. Ihr seid auch nicht als Enthauptete auf die Welt gekommen und keineswegs verpflichtet, ohne des Kopfes Anteil zu leben” (S. 296)! Oder, wenn er ihnen dann, schon etwas sanfter, gut zuredet: “Das Interesse, welches der Mann an andern Weibern zu nehmen ein Recht besitzt, ist ja wahrlich nicht immer gleich der Wunsch *dormi mecum!* und hört der gute Mann deswegen auf, gut gegen euch zu sein? ... Sind die weiblichen Freundschaften des Mannes ein wenig sinnlich gefärbt – wie sollten sie anders” (Liebe, 320) usw. (Von solcher Färbung bei Brunners eigenen weiblichen Freundschaften zeugen u. a. in gewissen Erinnerungen an ihn Kapitelüberschriften wie “Als er mir ins Ohr flüsterte”, andererseits wird da manchmal “Er” und “Ihm” mit großen Buchstaben geschrieben, wie vom Gott!)

So ganz leicht hatte es Leoni sicher nicht. Daß sie ihren Ehemann nicht als ihren “Besitz” betrachtete, zeigt auch die Tatsache, daß, wie Brunner einmal Fr. Mond berichtet, ihr Telegramm an ihn uneröffnet liegen blieb, bis er von einer Reise zurückkehrte.

Aber Leoni selbst hatte wohl auch nicht Milch in den Adern. Brunner findet, daß es den Mann verächtlich mache, “die vom Weibe am Eehimmel heraufgebrachten Wetter so über sich daherrauschen zu lassen”. Er fährt tatsächlich fort: “Donnern und Wettern ist durchaus das Majestätsrecht des Zeus, nicht der Hera; der zürnende Zeus donnert, die zornige Hera ohrfeigt” (S. 322). Nanu! (Wer nicht glauben kann, daß hier eine private Anspielung vorliegt, denke an die Anspielung auf “mein sonst so braves Weib” in der Lehre oder auf “die mich liebt” im Zuschauer-Artikel oder die persönliche Seitenbemerkung an Georg Wienbrack in Liebe, 308). Brunner macht sich offenbar lustig über Leoni, die sich irgendwann gegen irgendwen “schlagfertig” erwiesen haben mochte. Aber er fährt ganz ernst fort, selbst Männer, die “Courage und Hitze haben”, ließen sich von ihren Frauen etwas gefallen, “weil sie euch gut sind und euch gut bleiben wollen”.

Eine etwas himmelnde Verehrerin vom Lande, die Brunner in den Weltkriegsjahren mit Lebensmitteln versorgte (“erst Pakete, dann Kisten, dann wieder Pakete”) erzählt, offenbar mit Entrüstung, daß Leoni ihr damals gesagt habe, sobald das Essen knapp werde, sehe (der korpulente!)

Brunner in den Spiegel und bemerke melancholisch, er magere ab. – So humorlos war die Frau wohl gar nicht. Aber solche boshaft amüsierte Beobachtung (einer Anbeterin versetzt) geht sehr gut mit Fürsorglichkeit und Hingabe zusammen.

Überhaupt gerade in dieser Ehe, die wie wir wissen, ihre besondere Geschichte und ihren besonderen Charakter von Anfang an hatte, dürfte sich Brunners These vom “Gegeneinander-Gutsein” als dem Hauptzweck der Ehe durchgesetzt haben.

Wenn Brunner in “Liebe, Ehe” unter den für die Ehe sprechenden Gründen auch aufführt: die Ehegatten “suchen beieinander Ersatz für den verlorengegangenen glücklich egoistischen Zustand ihrer Kinderjahre und Befreiung vom Alleinsein”, und hinzufügt: “Jede Definition der Ehe, die nicht das Interesse des Nichtalleinseinwollens gebührend hervorhebt, ist unzulänglich” (S. 164), so dachte er auch hier sicherlich an seine eigene Ehe mit Rosalie Auerbach; und zweifellos zählte der überempfindliche und selbstherrliche Brunner seine Verbindung mit Leoni zu den fünf Ehen unter hundert, die er “gute, der Einigung und Ergänzung” nennt (S. 206).

Leoni überlebte ihren Mann um fünf oder sechs Jahre – nur um der Nazibestie in den Rachen zu fallen. Auf einer Postkarte vom 28. 11. 1940 schrieb sie mir: “Ich bin nur froh, daß mein Mann das alles nicht mehr zu erleben braucht, er ist gerade zur rechten Zeit davongegangen. Wer weiß, was uns noch bevorsteht? Ich aber bin wenigstens mit meinen 79 Jahren gesund und kräftig, so daß ich wenigstens für Lotte keine Last, eher eine kleine Hilfe bin”. Lottes Mann war am Krebs erkrankt und starb einige Wochen später. Die letzte Nachricht, die auf eine durch das amerikanische Rote Kreuz vermittelte Anfrage mich erreichte und 5. November 1942 datiert ist, lautet: “Up to now both rather well, but in danger. Mother 81 years. The others all right. Thanks, remembrance, hope, regards. Lotte”.

Beide kamen ins Konzentrationslager. Unterm 5. Dezember 1942 schrieb Lotte an Lothar Bickel: “Ich muß leider fürchten, sehr bald ganz ins Dunkle zu verschwinden ... Sehr wahrscheinlich kann ich für meine Person ... Befreiung erwirken, jedoch nicht für Mutter, und daß ich diese uralte und doch prächtig jugendliche Frau, die sich so ausgezeichnet hält, tapfer, geduldig, bescheiden, temperamentvoll, nicht *allein* in ein

solches Schicksal werfen lasse, dies wirst Du begreifen”¹³⁴. Blankenfeld zitiert einen Brief vom 23. [Dezember 1942] – wohl Lottes letzter, ihr Abschied. Sie spricht von gemeinsamen Freunden, die bereits “in die Grube gefahren”, und fährt fort: “Lieber Freund, auch unser Weg geht dahin, bald. Ruhig sind wir alle beide. Vor allem aber sitzt so tief in mir das Bewußtsein, daß ich zur Menschheit gehöre und meinen Teil an dem großen, allgemeinen Leid zu tragen habe”¹³⁵. Das sind “Vaters” Worte. Noch Ostern 1941 hatte sie (Brief an Bickel¹³⁶) in Versen gefragt: “Vater, ... Wozu lehrtest du Königswort,/ Wenn doch der Mord/ Allein regiert?” Allein den Mord, den Hitlermord, hatte sie um sich herrschen sehen. Aber in ihren letzten Briefen sieht man, wozu Vater sie “Königswort” gelehrt. Sie hatte sich über den regierenden Mord erhoben. Und sie gibt die Antwort auf ihre Frage mit ihrem Leben.

VI: Potsdam/Berlin/Den Haag 1928–1937

“Von den Pflichten”

Wir kehren in die Zeit vor Hitler zurück. Mit dem Einsetzen der Weltwirtschaftskrise am Ende der 20er Jahre schwoll die Judenhaßpropaganda der Rechtsparteien wieder gewaltig an und fand in der rabiatesten Form, der der Nazis, einen immer günstigeren Boden, besonders im verarmenden kleinen Mittelstand. Unter den an Existenz und Leben bedrohten deutschen Juden wuchs der Zionismus oder doch jedenfalls die Sympathie für ihn. Auch die “liberal” gerichteten Juden mußten den Verhältnissen Rechnung tragen.

“Los vom Zionismus”. Brunner zog genau die umgekehrten Konsequenzen. Ernst Ludwig Pinner, der für die Zeitung der Reformgemeinde eine

¹³⁴ [Abgedruckt in: Die Constantin-Brunner-Gemeinschaft, Heft 6, 1947, S. 39f.]

¹³⁵ [Fritz Blankenfeld, “In memoriam Lotte Brunner”, in: Die Constantin-Brunner-Gemeinschaft, Heft 7, April 1948, S. 7f.]

¹³⁶ [Abgedruckt in: Die Constantin-Brunner-Gemeinschaft, Heft 6, 1947, S. 35.]

Artikelserie “Was bedeutet Constantin Brunner für die Juden?” geschrieben hatte, berichtet in seinen Erinnerungen (die er 1942 in Palästina niederschrieb), daß “der Zionismus der Nichtzionisten”, besonders ihre Beteiligung an der Jewish Agency, Brunner in Harnisch brachte. Auf sein Drängen – Pinner spricht von “Zwang” (“Zum Thema: Emanzipation und Zionismus”, in: Die Constantin-Brunner-Gemeinschaft, Heft 1, 28. Aug. 1946) – hatten drei seiner Anhänger, frühere Zionisten, eine kleine Schrift veröffentlicht: “Los vom Zionismus” von Fritz Blankenfeld, Kimchi und Ernst Ludwig Pinner (Verlag J. Kaufmann, Frankfurt/M. 1928). Wie Pinner in seinen nachgelassenen Erinnerungen berichtet, kamen wohl einige Besprechungen, die “Preußischen Jahrbücher” brachten einen längeren Auszug, aber die Auflage blieb unverkauft, und “der Abfall von uns dreien, denen niemand folgte”, spielte keine Rolle – das, was Pinner einen Versuch Brunners nennt, in die Politik einzugreifen, war gescheitert.

Brunner, der geglaubt hatte, alles über den Judenhaß und die Juden bereits gesagt zu haben (hatte er ja beobachtet, daß die Anschuldigungen nichts als eine Serie von Wiederholungen darstellten), der sich aber, wie Pinner sagt, “für (der Juden) Schicksal zerriß”, fühlte sich nun doch gedrängt, die “Judensache” aufs neue zu überdenken – die er “die merkwürdigste und, wie die Zukunft noch mehr erweisen dürfte, allerhöchst bedeutende und vielleicht folgenreichste Kulturangelegenheit unserer Welt” nennt [Pflichten, 5], in dem neuen Buch, das er nun, 1930, unter dem Titel “Von den Pflichten der Juden und von den Pflichten des Staates” hinaus-schickt. Man fragt sich, was Brunner bei *dieser* Einschätzung der “Judensache” anderes im Auge haben konnte als wieder die Missions-theorie – die er in diesem Buch aber gerade, und konsequenterweise, völlig aufgibt!

Wandel der Haltung. Brunner wendet sich hauptsächlich an die Juden, und zwar die deutschen Juden. Den Antisemiten und dem “Staat” hat er nichts Neues zu sagen. Wohl aber den Juden. Er gesteht, “daß ich in einiger Hinsicht umgelernt habe” (Pflichten, 7). “Die Entwicklung, welche es nun aber mit dem Zionismus genommen hat, und mehr noch das Verhalten der nichtzionistischen Juden zum Zionismus, haben ... in manchen meiner Gedanken und Forderungen eine Änderung und Verschär-

fung bewirkt. Einiges will mir kaum noch erscheinen wie von mir Gesagtes, sondern als rührte es her von einem jüngeren Bruder” (ebd., 8).

Die Missionstheorie wird nun als “eine rechte Anmaßung aus dem Winkel” bezeichnet, als “blindverrückt” (ebd., 145). “Bedarf es der Erhaltung (des ‘Geistes’) durch die als Juden sich erhaltenden Menschen von jüdischer Abstammung?” (ebd., 154). “Im allgemeinen standen die volklosen Juden bis zur Emanzipation und stehen die heutigen volklosen Zionisten weit *unter* dem Geist in den Völkern” (ebd., 155). “Wollen wir denn schon von einem Tun zur Erhaltung reden, so erhält der letzte und geistloseste christliche Geistliche mehr vom Geist des Judentums, als seit zweitausend Jahren die gesammelte Rabbinerschaft getan, die nicht weiß, daß Christus die Hauptsache des Judentums ist” (ebd., 159).

“Rückständig im Winkel liegt die heutige jüdische Religion” (ebd., 159). Sowieso muß sie aufgegeben werden wegen ihres ‘eingebauten Nationalismus’ (ebd., 19), weil sie “ihrem Wesen nach eine politische Religion ist” (ebd., 132). Sie hat “keine spekulative Durchdringung” erfahren und “erscheint in dieser Hinsicht, verglichen mit dem Katholizismus und Protestantismus, geradezu roh” (ebd., 131 Anm.).

Zwar wird einerseits immer noch behauptet: “Die Emanzipation emanzipiert sie (die Juden) mit *ihren wirklich wesentlichen eingeborenen Eigentümlichkeiten*” (ebd., 164), aber andererseits: “Gemeint hat die Judemanzipation auf keinen Fall, daß die Juden als Juden zu emanzipieren seien.” (ebd., 166) Ein eklatanter Widerspruch – außer wenn das Jude-Sein nicht zu den wesentlichen Eigentümlichkeiten der Juden gehört. Und darauf kommt der dialektische Eiertanz hinaus. Die Emanzipation der Juden ist nicht ihre Befreiung von Beschränkungen, sondern ihr Verschwinden in der Staatsnation. Die “Selbstemanzipation”, die Brunner ihnen hier predigt, bedeutet ihr bewußtes Aufgeben ihrer Sonderart – im diametralen Gegensatz zu allem, was er, früher, besonders in “Memscheleth sadon”, und mit guten Gründen, gefordert hatte.

Ihre Religion? Nun, eine “mosaisch” genannte soll – trotz Bedenken – gestattet sein (ebd., 54). Das “Mauscheln” (!) müssen sie aufgeben. (Denkt Brunner an seinen Geldverleiher Veilchenfeld?) Jüdische Vor- und Familiennamen müssen verschwinden: “Alles Jüdische hat zu verschwinden” (ebd., 166). Vor allem wäre der Name Juden mit der Annahme der Emanzipation aufzugeben gewesen (ebd., 53), “der nationalistische Name”, an

dem sich “das gebliebene Gedächtnis an die jüdische Nation” wiederum “entzündete” (ebd., 56) – am Namen!

Mit der Forderung: “Wo es um eine Mischehe geht, (haben sie) in jedem Fall den letzten Rest eines Vorurteils niederzukämpfen” (ebd., 166), nähert er sich bereits der “Lösung”, die er im “Entlarvten Menschen” propagieren wird. Daß Brunners “gereinigte” Auffassung der Emanzipation, wonach ihr angeblich “die Juden allesamt ein heiliges Versprechen gegeben” (unterzugehn) (ebd., 105), keinen Widerhall in jüdischen Organisationen finden konnte, ist selbstverständlich. Man vereinigt sich nicht, um unterzugehn. Brunners Kritik des Central-Vereins ist einfach naiv.

Den weitesten Raum gibt Brunner natürlich dem Kampf gegen den Zionismus. Dabei benutzt er “voll des Dankes” Jakob Klatzkins “bestialische Aufrichtigkeit” (ebd., 71) in dessen “Krisis und Entscheidung im Judentum”, um die angebliche Identität von völkischer und zionistischer Ansicht “nachzuweisen”. Aber er ist selbst mit Klatzkin und den Völkischen völlig einer Meinung, nämlich darin, daß man Deutscher (Amerikaner, Franzose usw.) *und* Jude nicht sein könne. Es ist aber der Standpunkt der Mehrzahl der Juden, Zionisten wie Nichtzionisten, daß es unsre historische Realität bedeute, beides zu sein.

Auch hier, scheint mir, verrät sich sein innerliches Festhalten an seiner ursprünglichen Einstellung zum Judentum und seiner Prophetenmission, wenn Brunner den Zionismus kritisiert, er stamme nicht aus “dem Schmerzensbrand um Zion” (ebd., 103), sei “kein Begeisterungs-, sondern Auswanderer-Zionismus”, existiere nur, “weil es uns schlecht geht im Vaterlande” (ebd., 67)!

Zugrunde liegt auch wohl auch diese romantische Auffassung: “Abgerechnet das aus begreiflichen Gründen hier abzurechnende Beispiel Amerikas, gehört überhaupt Konstituierung eines Volkes in einem Lande als Volksstaat der dunklen Urgeschichte an und vollzieht sich auf eine Weise, die zur Zeit für unsere Erde aufgehört hat” (ebd., 63)! Aus welchen “begreiflichen Gründen” ist das Beispiel Amerikas abzurechnen? Weil es das Gegenteil beweist? Der “Schmelztiegel” wird zur “Nation”. Der Jude in Israel hat andre Sorgen, als darüber nachzudenken, welcher Definition er genüge. Er muß leben, und er muß sich verteidigen.

Das Werk bringt philosophisch wenig, und dies wenige ist wiederholt. Auch bezüglich des Judenhasses wiederholt Brunner nur seine Position,

die den *historischen* Verhältnissen keineswegs Rechnung trägt. Er erwähnt: “Ein Nichtjude zuerst hat den Antisemitismus *die Politik des dummen Kerls* genannt” (ebd., 64). Aber August Bebel hat nicht “Politik”, sondern “Sozialismus” gesagt – und gemeint: den Anti-(Groß)Kapitalismus, den quasi Sozialismus (“Nationalsozialismus”) der unteren Mittelschicht (besonders bei jüdischer Mittelschichtkonkurrenz). Man bestimme nun noch die Zeit als die der schwersten Wirtschaftskrise mit einer bankrotten deutschen Industrie von gewaltigem Potential, mit einem Drittel der Arbeiterschaft seit Jahren arbeitslos, mit einer verarmenden Mittelschicht, die nun nicht einmal in die der Arbeiterschaft absinken kann – und “SA marschiert”, nicht nur in den Judenmord, sondern in eine der großen Katastrophen unsrer Zeit. Mit “dummen Kerl” ist da nichts erklärt. Ebenso wenig ist der Zionist damit erklärt, auf den Brunner die Bezeichnung anwendet als des Antisemiten “Bruder” (ebd., 64)!

Nicht besser ist die Erklärung der “Verböserung” als “unvermeidlicher Folge” des Übergangs aus dem religiösen in den Evolutionsaberglauben, obwohl die Rassentheorie allerdings wohl in den letzteren gehört. Brunner hat denselben Übergang, das “Intermistikum zwischen zwei großen Gestaltungen des Aberglaubens” (Lehre, 104), “immer die glücklichste und verhältnismäßig freieste Zeit” genannt (ebd., 482). Hier aber, wie im “Entlarvten Menschen”, wo er aus der “leere(n) Zwischenzeit” die “Schlagadodro-Weltanschauung” der Nazis “ableitet” (EM, Bi, 112), soll *das Gegenteil aus derselben Prämisse* folgen.

Beinahe unglaublich, aber sehr bezeichnend ist der weitere Umstand, aus dem Brunner (neben “der durch den Weltkrieg heraufgebrachten gegenwärtigen politischen und wirtschaftlichen Aufregung und Not”) die “Verböserung” erklärt: daß die Ostjuden “unter die Westjuden geworfen” wurden. “Das letzterwähnte Moment hat das meiste Gewicht”, sagt er tatsächlich (Pflichten, 280). Und er verlangt Ausnahmegesetze gegen ihre Einwanderung!

Noch im “Tagebuch”, das nur zwei Jahre vorher erschienen war, hatte er die Auswanderung der Ostjuden nach dem Westen begrüßenswert gefunden und gerade im Zusammenhang damit prophezeit: “Der Grad des Judenhasses wird sich vermindern, und zwar ... um ein so Bedeutendes, wie die Judenemanzipation vorankommt”; der Judenhaß stütze sich “auf die angebliche Bedeutungslosigkeit der von Juden herrührenden

Leistungen”; “der bisherige moderne Kulturbeitrag” sei von der einen Million Westjuden geleistet worden. “Die vielen Millionen der von der jüngsten Flut des Judenhasses nach Westeuropa und nach Amerika getragenen Ostjuden nun werden in zwei, drei Generationen ebenfalls in der Lage sein, an der Kultur tätig teilzunehmen; und angesichts ihrer mit Sicherheit zu erwartenden Leistungen wird der Judenhaß sinken” (259f.)!

Die Entwicklung in Deutschland konnte allerdings diesem in uns allen lebenden, aber ganz besonders den Aufklärungsjuden kennzeichnenden Glauben an die Leistung einen starken Stoß versetzen. Die Drehung Brunners um 180 Grad – gegen die Einwanderung der Ostjuden mit Ausnahmegeetzen! – bleibt trotzdem unsympathisch.

Ostjuden. Dabei waren Brunners Anhänger in der Mehrzahl Ostjuden, besonders Bukowiner und Galizier. Die Tatsache konnte Brunner nicht übersehen. Manche waren nach Deutschland gekommen, und Brunner hatte sie kennen gelernt. Wo Brunner sich im Tagebuch, wie zitiert, über den slavischen Charakter der Ostjuden verwundert, die infolge seines “Judenbuches” zu ihm kamen, setzt er hinzu: “nicht die schlechtesten” – was doch für ihren Rassencharakter gleichgültig ist; aber nicht für Brunner, der seine Anhänger zu den “guten” Ostjuden rechnet. So sagt er auch im Pflichtenbuch: “daß unter diesen, bei uns Heimat Suchenden, auch bessere, auch von den besten, liebens- und bewunderungswerten Menschen zu finden, die nach und nach dem Volkskörper ganz wohl sich einfügen und deren Nachkommen nützlich sein werden”.

Der markanteste unter den Bukowinern, Dr. Lothar Bickel, hatte so sehr Brunners Vertrauen, daß er ihm testamentarisch das Wertvollste übertrug, was er zu hinterlassen hatte, die Veröffentlichung seiner nachgelassenen Schriften! Der bedeutendste unter den Galiziern war Schlomo Ball aus Kolomea, den Brunner sehr gern hatte. Er nannte ihn “mein Friedrich” – was wohl eine Übersetzung seines Namens sein sollte. – Der Enkel des Akiba, Sohn der Rebekka und des Moses, Jehuda Arje Wertheimer – wie wurde er durch solche Schlomos in der Emanzipation zurückgeworfen!¹³⁷

¹³⁷ Daß Brunners eigne Namensänderung auch die Vermeidung des jüdisch klingenden Leo Wertheimer zur Ursache hat, darüber besteht kein Zweifel. Im “Judenhaß”

Von Ball, der mit Familie und Angehörigen Hitler zum Opfer fiel, sind drei interessante spekulative Arbeiten erhalten, auf die schon hingewiesen wurde. Andre scheinen verloren, so zwei über Platons “Parmenides” bzw. “Phaedon”. Die erstere hatte er noch Brunner in Berlin vorgelesen, der nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form lobte. Ball hatte eine Begabung für den Dialog, wie man aus den erhaltenen Dialogen ersehen kann. Als Partner stellte er sich offenbar seinen etwas stürmischen, zu Mystik neigenden Bruder Schimschon vor.

Auf Brunner war Ball 1919 durch Kettner in Czernowitz aufmerksam geworden, wohin er floh, als die polnische Soldateska in der Kolomeaer Gegend wütete, eine Hachschara¹³⁸-Gruppe niedermetzelte,¹³⁹ die sein Vetter leitete. Einer dieser Kolomeaer Flüchtlinge (mit dem Brunner später oft Schach spielte), erzählte mir, daß er sich damals, neunzehnjährig, gerade an Spinozas “Ethik” die Zähne ausgebissen habe, keinen fand, der ihm helfen konnte, und wie er es als glückliche Fügung empfinden mußte, als sich ihnen in Czernowitz dieser gebildete, gut aussehende Dr. Kettner, von dessen Person etwas Hypnotisches ausgegangen sei, genähert und mit ihnen über Spinoza gesprochen, sie eingeladen und dann bei seinen Vorträgen aus Brunner vorgelesen habe.

Später entstand in Kolomea und danach auch in Krakau eine Brunnergruppe. Bukowiner und Galizier konnten Brunner lesen, da sie meist deutsch verstanden. Was sie aber am ehesten Brunner öffnete, war wohl, daß diese jungen Juden meist noch Talmud und oft auch Ibn Esra, Maimonides, den Sohar “gelernt” hatten und dann fast alle Spinoza “lernten”. Auf diese Art standen sie der Vorgeschichte des deutschnationalen Constantin Brunner ziemlich nahe.

Auch der russisch-polnische Student in Leipzig, durch den ich, 1912, auf Brunner gewiesen wurde, war auf die “Lehre” gestoßen, weil er Spinoza “lernte”. Wie er, wieder daheim, von Brunner sprach, erzählt ein von dort stammender Brüsseler in seinen (unveröffentlichten) “Notes sur Constantin Brunner”: “Ce fut au cours des années de guerre 1914-1918 ...que j’entendis pour la premiere fois le nom de Constantin Brun-

empfehlte er selbst allen Juden solchen Namenswechsel. Eine Kusine Lotte Brunners meinte bei Besuchen in Potsdam bemerkt zu haben, daß Lotte, die bei Adelligen Unterricht gegeben habe, als Nichtjüdin aufgetreten sei. Mir schien unglaublich, daß Brunner oder seine Familie hätten hoffen können, für Nichtjuden zu passieren – vielleicht in Rom, aber nicht in Potsdam. Doch erzählte mir eine ostjüdische Stu-

ner ... La tourmente avait ramené de ses pérégrinations un fils de notre petite ville ... Le Talmud était la seule étude des fils de ces bourgeois-commerçants. On étudiait aussi – en cachette – le Zohar ... Il (der Heimkehrer) nous parla ... de Constantin Brunner ... Nous étions avides d'apprendre ... Nous écoutions, nous discutons les enseignements de la 'Lehre' avant la lettre, pour ainsi dire, puisque nous ne pouvions encore lire le texte. Ce fut pour nous la continuation du Zohar. Nous discutons des journées entières, les grands volumes du Talmud ouverts devant nous". – Brunner war vorerst Mystik für diese Ostjuden chassidischer Tradition. Und für so manchen von ihnen blieb Brunner das große einmalige Erlebnis (wie Brunner selbst einem, der kritisch wurde, schrieb) – oft in einem sonst dunklen Dasein. (Einer von der Krakauer Gruppe, der nach zwanzig Jahren aus einem russischen Arbeitslager heimkehrte, meldete sich unter den Lebenden mit einem Brief: "Nach so vielen Jahren der Trennung kommt zu Dir die Stimme einer derer, die die Liebe zur Lehre Brunners unzerreißbar verbunden hat".)

Ja, die Ostjuden! Auf seinem Totenbett, nacheinander unter der Pflege zweier Ostjuden, Ärzte, die herbeigeeilt waren, ihm beizustehen, ruft Brunner aus: "O, welche Charaktere habt ihr hervorgebracht! Ihr seid ja alle besser als ich. Ich hatte früher, wenn auch kein Vorurteil gegen die Juden aus dem Osten, so war doch in der Aura um mein Urteil herum etwas vom Vorurteil drin. Es ist ja so unendlich schwer, sich von derartigem freizumachen. Aber jetzt – –, nachdem ich Euch kenne. Durch die Begegnung mit Euch habe ich auch noch anderes, sehr Wichtiges, zu verstehen gelernt"¹⁴⁰.

Man hätte gern erfahren, was. Das Nachfolgende scheint ohne Beziehung zu sein: "Ja, das Ethische wird die größte Rolle bei der zukünftigen Staatenbildung zu spielen haben" (ebd.). Den Zusammenhang lehrt wohl Lottes Aufzeichnung vom 24. Oktober 1924: "Du weißt, daß ich die Juden nicht als Volk ansehe, aber wenn ich etwas nennen sollte, was noch den heutigen eigentümlich ist wie in dem Alten Testament – besonders den Ostjuden! – so müßte ich sagen: sittliches Pathos". Brunner denkt an dies Ethos der Ostjuden offenbar bei seinem Ausruf auf dem Totenbett und gleichzeitig wohl an das "Dritte Reich", aus dem er geflohen war. Und

vorgestellt zu haben, weil sie der andern Namen nicht habe nennen wollen. Wenn die kluge und taktvolle Lotte dies der Trägerin dieses Namens glaubte, schlicht sagen zu dürfen, so zweifellos aufgrund der Überzeugung, daß sie der Wahrheit

nun prophezeit er: “Der richtige Staat wird aber ein demokratischer sein. Wenn auch die Wirkung des Ethischen auf die Praxis eine minimale ist, sie ist doch eine fundamentlegende und nicht zu unterschätzen” (ebd.).

Diese Ostjuden konnten also 1930 über sich umgekehrt lesen, wie inferior sie waren. Sie “bedürfen erst noch einer ganz anderen Selbstauf- richtung, Auslüftung, Entweinerlichung und Entsäuerung von der sauren Abgeschmacktheit” (Pflichten, 62). Sie konnten von der “so weit als nur irgend möglich zu beschränkenden” “ostjüdischen Einwanderung” lesen (ebd., 106) – d. h., Brunner verlangt besondere Begrenzungen gegen Ju- den! Seine Angst: “Sie erschweren den Westjuden ihre äußere Lage” (ebd., 62), und: “Mehr noch als die Nichtjuden, als einzelne Nichtjuden, leiden die Juden, leiden *alle* Juden der Westländer unter der Einwanderung der Ostjuden” (ebd., 107)!

Brunner, der die angebliche Übereinstimmung zwischen Zionisten und Antisemiten so heftig denunziert – fiel ihm nicht seine eigene Überein- stimmung mit den Hetzern in diesem Punkt auf? Aus denselben assimi- latorischen Gründen hatte schon Fritz Mauthner – nicht ohne einige Ge- wissensbedenken – die Sperre gegen Ostjuden 1912 (“Zukunft”, 9. 2. 1912) verlangt. Im Ersten Weltkrieg diskutierten Literaten wie Franz Blei die “Gefahr der Überschwemmung Deutschlands mit Hosen verkaufenden Ostjuden”. Gustav Landauer dagegen – der nach einem Angriff auf die “Börsenjudenblätter” 1909 Brunner versichert: “Sei nur ruhig, ich habe nicht die mindeste Anlage, die Freude an meinem Judentum auch nur einen Tag zu vergessen” – war 1917 (“Der Jude”, 1916/17, S. 433ff.) mit durchschauender Ironie allen Beschränkungsvorschlägen entgegengetre- ten. Nun kam Brunner 1930 wieder mit dem rettenden Gedanken.

Immerhin, Brunner will Gnade vor Recht ergehen lassen: “Den Besseren unter den eingewanderten Ostjuden sollten die Westjuden die Hand reichen, das Gefühl, als stünde ein kulturloser und völlig fremdartiger Völkerstamm vor ihnen, möglichst niederkämpfen, auch nicht verzweifeln wegen der Verständnis-, Empfindungs-, unter Umständen auch Taktlo- sigkeit dieser Ostjuden” (Pflichten, 107). Nur wenn diese “sichtbar und lautbar mit Mienenspiel, Gebärden und höhere Kehlkopf Propaganda für die Kultur des Zionismus” machen, sollen “die Deutschen jüdischer Abstammung” “durch ein ernstes Anblicken und eindeutiges Schütteln des Kopfes dem Gespräch ein kurzes Ende bereiten” (ebd.).

Über so viel menschenfreundliche Herablassung gegenüber den “Beseren” unter den Ostjuden (“mit ihrem eingedrückten Wesen”, ebd., 108) haben diese wohl auch den Kopf geschüttelt. Eine “Aura” um Brunners Urteil ließ sich nicht leugnen. An der zitierten Tagebuchstelle hieß es schon über die ostjüdischen Anhänger, die zu ihm gekommen waren: “Man kann sie nicht mit Menschen zusammenbringen”! – “Menschen” muß hier Nichtjuden bedeuten, denn was er aussetzt, ist: “*diese* Enge, alles aufs Jüdische anzusehen”. Er kann sich offenbar nicht Juden vorstellen, denen nicht einfällt, daß sie nicht als Juden schon Menschen sind: “Sie wissen nicht mehr, daß sie Menschen sind, nur *immer* Juden”, sah Brunner “erschreckt und erstaunt”. “Erschreckt” – wie verräterisch dieses Wort des Assimilanten und Majorisierten! Und “immer” Jude! Brunner wußte wohl nicht, daß der ostjüdische “Maskil” (Aufklärer) auch gepredigt hatte: Sei Mensch auf der Straße und Jude zu Hause! Es ist der Aufklärungsjude, der erschrickt über das, was er “Arbeit des Zionismus” nennt.

Und was ist Brunners wirklich einzigartige Hauptthese? Nach seiner “Korrelatdefinition” von Staat und Nation war eindeutig “bewiesen”, daß die Ostjuden – da keine Letten, Litauer, Rumänen, Polen oder Russen – ein “Gespenst” waren! Kultur durften Juden dann auch nicht haben. Kultur gibt es “nur inmitten eines staatlichen Volkslebens” (Pflichten, S. 34). Die ganze nachbiblische Literatur fällt damit unter den Tisch. Allerdings, was Brunner gegen Maimonides vorbringt, kann für die ganze Scholastik gelten, beweist also seine Gespensterthese nicht. Spinoza verwandelt er schlichtweg in einen Holländer jüdischer Abstammung (ebd., 34.43), – etwa wie er es für sich selbst ablehnt, jüdischer Philosoph genannt zu werden (“Jüdische Petroleumlampe!”, ebd., 59). Die Juden hatten, behauptet er, “nicht einmal eine Volkssprache” (ebd., 22); dann aber tauchen Jiddisch, Ladino und Jüdisch-Persisch auf (ebd., 22.35). Das “Judendeutsch” nennt er einen “sprachlich rohen Mischmasch von deutscher Sprache und einer Fremdsprache, das garstigste Makaroni, das aus Menschenmund kommen kann” (ebd., 35), und Jiddisch ist “verdorbenes Deutsch” (ebd., 165) – was genau so viel Sinn hat, wie zu sagen, Englisch ist ein sprachlich-roher Mischmasch von Angelsächsisch und einer Fremdsprache und ist verdorbenes Angelsächsisch.

Brunner soll übrigens bei seinen jüdischen Witzen sich des Jiddischen

bedient haben – ob das nicht eher das Gemauschel seines Veilchenfeldes war? Anscheinend hielt der “Gebildetenfeind” Brunner das Jiddisch, wie sein heimatliches Platt, nur für Witze geeignet.

Wo Brunner (Tgb, 42)) über den Propheten Elisa spricht und meint, Elia habe diesem “nicht erlaubt, so zu reden”, heißt es plötzlich: “Elisa ‘nimmt sich die Darf’”. Offenbar soll das Jiddisch sein. Verfiel Brunner hier auf einmal in dieses Kauderwelsch wegen der sozusagen “jiddischen” Frechheit des Elisa? Dabei hatte Brunners “Judendeutsch” (Lutherdeutsch) mit dem wirklichen Jiddisch eine nahe Verwandtschaft. Als ich in einem Artikel (Blätter des Yiddish-Scientific Institute New York, 1940) seine Rede zum 70. Geburtstag übersetzte, fiel zu meinem Erstaunen alles ganz von selbst in den Ton eines Rabbi, der bei Tisch “sagt”. Bei Brunner liegt eben auch die Bibel-Talmudschulung zugrunde. –

Auch über die jiddische Literatur hat Brunner ein Urteil: “Die ‘Jiddisch’ redenden Juden (bringen) ... durchweg Poesien von weniger oder mehr reinem Wasser hervor, mit einigen Tränen darin” (ebd., 35). Durchweg! Ich bin ziemlich sicher, daß er nichts davon gelesen hatte. Er las kein Jiddisch. Er variiert offensichtlich nur, was er eben über die “voremanzipatorischen” die “Talmudjuden”, gesagt hatte: “des Schluchzens Stimme ... Das war ihre Poesie und Kunst” (ebd., 34). Dabei war der Humor und Witz des Ostjuden prominent und der größte der “jiddischen” Klassiker ein Humorist. Auch vom Fortgang dieser Literatur zum modernen Roman wußte Brunner nichts. Er dachte wohl an etwas wie Bernsteins “Vögele der Maggid” (Schockenbücherei), die ältere israelitische Gemeinderzählung, begrenzt und tränenreich, die er allerdings gelesen hatte – und die ihm sogar nicht mißfiel.

Als ich ihm die deutsche Übersetzung zweier neuerer jiddischer Romane – D. Bergelson “Das Ende vom Lied” (Jüdischer Verlag, Berlin) und Asch “Onkel Moses” (Zsolnay, Wien) – zusandte, leugnete Brunner ihren Wert nicht. Er glaubte zwar, ihnen Joseph Roths damals erschienenen “Hiob” als Muster einer “aus dem separatistischen Gefängnis befreien” Schöpfung entgegenhalten zu dürfen, aber wiederholte keinesfalls: “Von ihren (der jiddischen Literatur) schwächlichen Hervorbringungen dreizehnten Grades ernstlich zu reden, besitzen nur die Zionisten ... die Einbildung und Unbildung, Abgeschmacktheit und Gedankenlosigkeit” (ebd., 43).

Brunner, der auch hier nur deutsche Verhältnisse kennt, weiß nicht, daß es besonders die “Galuthisten” waren, die “ernstlich” von diesen “Hervorbringungen” redeten. Aber von der hebräischen Literatur spricht Brunner ebenso verächtlich als der “ostjüdischen hebräischen Tages- oder Nachtliteratur” (ebd., 99). Er hatte sie höchstwahrscheinlich auch nicht gelesen. Neuhebräisch machte ihm Schwierigkeiten, wie er Mose Scheffi (Spitz) schrieb – dem Galizier in Palästina, der (Ketuwin, 8. Jg, Heft 21, 22, 24, 25) über “Brunners Philosophie” geschrieben hatte, neben seinen sonstigen Problemen darunter litt, daß sein Meister Antizionist war, dann Selbstmord beging und das Dutzend Briefe Brunners an ihn der Hebräischen Universität mit der Verfügung hinterließ, daß Äußerungen darin nicht gegen den Meister benutzt werden dürften (Dov Sdan, Awnej Sika-ron, Tel Aviv 1953).

Wozu auch lesen? Die Definition stand fest. Nun hatte Brunner doch etwas von ostjüdischer “Hervorbringung” gelesen. Und da heißt es: “Schönes und Tiefsinniges aus der *neueren* jüdischen Mystik findet sich in den überaus verdienstlichen Veröffentlichungen Martin Bubers ‘Die Legende des Baal-Schem’ und ‘Die Geschichten des Rabbi Nachman’” (Haß, 167).

An die Früchte des Chassidismus, an die Volkslieder und -erzählungen, an das Theater der Ostjuden (die “Wilnaer Truppe”, Granowskis “Moskauer Jiddisches Staatstheater”, Wachtangows Moskauer hebräische “Habimah” hatten in Deutschland, auch in Brunners Berlin, Triumphe gefeiert) brauchte sich Brunner nicht zu erinnern, als er schrieb: “Wir können doch unmöglich die exzedierenden Defekte der Ostjuden für eine jüdische Kultur nehmen?” (Pflichten, 115). Und auch im “Nachwort zum Testament”, also 1934 im Exil, schreibt Brunner: “Die ‘jüdischen’ Produktionen sind unbedeutende und unfruchtbare Winkelproduktionen” (Vermächtnis, 170 Anm.). Aber was rühmte Brunner? 1903 war es der “Jörn Uhl” gewesen und 1930 also des begabten Galiziers Roth “Hiob” – ein heimatloses Echo eben jener bodenständigen jiddischen Literatur, der Brunner es als Muster vorhält.

Brunner, der die Wohnländer der Ostjuden mit ihren “Staatsvölkern” nicht kannte, ebensowenig wie Siedlungsdichte, soziale Schichtung, Eigenleben der Ostjuden selbst, und sich einfach deutsche Verhältnisse vorstellte, steht natürlich nicht an, den Ostjuden seinen autoritativen Rat zu geben: “Aus dem Sack voll Rates taugt auch den Juden des Ostens

nichts als dies einzige der Emanzipation” (Pflichten, 106) – was hier heißt Assimilation. Über den “Grad” der Kultur bei “Staatsvölkern” sorgt sich Brunners Definition nicht.

Manche ostjüdischen Anhänger versuchten, Brunners Rat zu folgen. Wie Rozka Pinner berichtet, machte der aus Kolomea stammende Leiter der Krakauer Gruppe eine gewissenhafte Anstrengung, ein Pole jüdischer Abstammung zu werden, hatte aber Schwierigkeiten mit der polnischen Sprache. Von einem anderen erzählt sein Bruder in einem Aufsatz des Gedenkens, er habe ihm erklärt, er wie seine Kinder würden dem Staatsvolk angehören. Er hatte in Deutschland eine Position und wollte da einwurzeln. Nach Hitler versuchte er, in Bukarest Rumäne zu werden. Unter der Nazi-Okkupation verschaffte er sich einen Taufschein und lehrte sein Söhnchen vor dem Heiligenbild knien. Als er schließlich Paris erreichte, streckte er auch Fühler nach dem eben entstandenen Israel aus. In einem Brief (vom 20. 5. 1949) schrieb er unter anderem: “Schon seit je wollte ich den ‘Osten’ loswerden. Israel aber ... – Unvermeidlicherweise werden die in immer größerer Zahl dahinströmenden Ostjuden ... ihren Stempel dem Lande aufprägen. Wenn mir kein anderer Weg offensteht, werde ich nach Israel gehen ... (Als) überzeugter Assimilant ... kann ich mir eine Assimilation ... an das israelische Volk denken”! D. h. – eigentlich: dieser brunnererfüllte Ostjude, der “seit je” auf der Flucht vor sich selbst gewesen war, kann aufgrund seiner assimilatorischen Überzeugung sich nun, wenn es sein muß, sogar an sich selber assimilieren! Das Paradox, die Groteske und die Tragödie eines Brunnerjuden!

Zweifellos, der Mann folgte tatsächlich dem Meister. Zwar hatte der geschrieben: “Palästina gehört den syrischen Arabern, und wenn die Juden es diesen wegnehmen wollten – ich kämpfte auf Seiten der Araber” (Pflichten, 110). Aber nun paßte Brunners “Korrelatdefinition” auf Israel. Brunner hätte nun aus dem arabischen Lager wieder überlaufen müssen – mit seiner “ewigen” Definition!

Brunners inneres “Ja und Nein” läßt sich auch hier verfolgen: Auf eine Anfrage Ernst Ludwig Piners (vom 23. 7. 1930), ob nicht, nach “Von den Pflichten” das über Rassenerinnerung und jüdisches Rassenbewußtsein im “Judenhaß” Gelehrte für überholt gelten müsse, antwortet Brunner postwendend: “Eher lasse ich mir meine Hand abhacken ... o, nein, weit davon ... Ich bin mir keiner prinzipiellen Abweichung be-

wußt ... mein Herz ist schwer über meine Juden ... Ich kann keine Ruhe dabei finden, daß ... auch die Zionisten es gut meinen ... (“Auch meinen es ja die Zionisten im Grunde herrlich mit ihrer Gemeinschaft”, steht auch in “Von den Pflichten”, S. 108). Mir ist auch gar nicht bange, auch die Zionisten werden mich endlich schon verstehen ... Unter den Juden, die zu mir gingen, kamen die besten aus den Reihen der Zionisten ... Von euch Deutschen ist das ja noch kein so starkes Stück wie von den Ostlern. Aber da kam doch schon früher jener Berman aus Kowno, der schrieb es hebräisch” (Hed Lito, Heft 6). “Neulich jener Koralnik in New York schrieb es jiddisch” (Der Tog, 8. 2. 1930); “und jetzt in Jerusalem, Tel Aviv in dem Mosnaim, dem Organ der hebräischen Schriftsteller Palästinas, das ist eine richtige Aktion. Zuerst brachte einer eine hebräische Übersetzung aus dem ‘Einsiedler’, dann ein anderer ein Feuilleton, und gestern ging mir eine durch zwei Nummern gehende Abhandlung über Constantin Brunners Philosophie zu” (2. Jg., Heft 1, 2, 9, 10). “Anders kann es mit der Wahrheit nicht gehn durch mich. Ich kann mir nur Feinde überall machen, und meine Feinde müssen für mich kämpfen; und die Juden müssen damit anfangen. Möchte ich auch damit anfangen können, daß die Sache der Juden auf feste und ans Ziel bringende Wege gerät, amen, amen”!

Weder Ost- noch Westjuden wollten von Brunners Ratschlägen etwas wissen. Wie Ernst Ludwig Pinner berichtet, blieb “Von den Pflichten” unverkauft liegen – obwohl das Buch, entgegen Brunners Voraussage (Pflichten, 189 Anm.) in der Presse, z. B. Berliner Tageblatt, freundlich besprochen wurde. Aber es war eigentlich nicht aktuell: Brunner schreibt 1930, als ob das Schicksal der Juden von ihrem eigenen Verhalten abhing – was in Wirklichkeit hieß: als ob von ihnen abhing, ob die Nazis zur Herrschaft gelangen würden. Er schreibt (um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen) “aus dem Winkel”, ohne Rücksicht auf die gigantischen Probleme der Zeit, die riesige Arbeitslosigkeit, die Deutschland verheerte – im Gefolge derselben Krise, die Amerika Roosevelts New Deal aufzwang – und den Kampf zwischen Rechts und Links um den Ausweg, wobei die Rechtsparteien, besonders die Nazis, die Judenhetze als Vorspann benutzten.

Brunner selbst spricht wohl von “zwei Deutschland” (ebd., 218) – aber entrüstet, aus seiner Nationalstaatdefinition heraus entrüstet, und gegen

beide gleich entrüstet. Wo war der Staat? Vollends gegen die normale Menschennatur geht Brunner, wenn er von der Menschengruppe, die "Rechtsdeutschland" mit Vernichtung bedrohte, fordert, nur "nationaldeutsch" zu fühlen und zu handeln: "Der Antisemit ist dein Volksgenosse ..., aber ... der Zionist, was geht sein Volk dich an!" (ebd., 188). Den Central-Verein kritisiert Brunner, weil er den deutschnationalen Naumann "hinausgedrängt" habe (ebd., 175). Der jüdische Volkswitz, die "Naumannjuden" hätten sich an den Hitlerparaden mit einem Banner beteiligt, auf dem stand: "Raus mit uns!" beleuchtet auch die Abnormalität von Brunners Forderung.

In der Hitlerrealität konnte Brunners für die deutschen Juden sicher nicht uncharakteristischer Nationalismus zu nichts anderem führen als zu der nicht abreißenden Reihe von Selbstmorden! "Von den Pflichten" gehört in die Geschichte der Tragödie des deutschen Judentums.

"Höre Israel"

Ein Jahr später schickte Brunner die Schrift "Höre Israel! und Höre Nicht-Israel! (Die Hexen)" heraus. Er bemerkt gleich am Anfang: "Was in dem kürzlich erschienenen Werk 'Die Pflichten der Juden und die Pflichten des Staates' zu den Juden spricht, das spricht hier noch einmal. Ein kurzes Sprechen vom gleichen Inhalt ... in freier Wiedergabe" (Hexen, 5).

Die Veranlassung war die Reaktion mancher Kreise auf "Von den Pflichten"; vor allem aber auch der beschleunigte Fortschritt der Zeit auf die Katastrophe zu. Nun spricht Brunner von den Nazis, zitiert "Mein Kampf", den Berliner "Angriff" und (Goebbels) "Sportpalastrede", "die Hetze des Lügners und Mörders" (ebd., 73). Daß er in dieser Situation aber wieder "zu den Juden" spricht, um sie "zu einem gereinigteren Begriff der Emanzipation" (ebd., 35) zurückzuführen, und ihnen gut zu redet: "Der Weg zur Emanzipation wäre gar nicht weit (ein paar Generationen)" (ebd., 75); daß er angesichts des "Lügners und Mörders" wiederholt: "kein falsches Kameradschaftsgefühl für die von jüdischer Nationalität" (ebd., 35) – ist die reinste Donquichotterie!

Während der Brunner der "Lehre" noch glaubte, daß "die Denker für die kommenden Zeiten die so ganz anders als heute gestaltete soziale Praxis heraufführen werden" (Lehre, 585), nennt Brunner hier den "so-

zialen Lebensbau” “den undurchschaubaren” (Hexen, 57). Das war der Standpunkt des späteren Brunner, der mir gegenüber auch jede Gesellschaftstheorie verwarf und scherzte: “Nun wollen die Menschen schon gar nichts Gott überlassen.” Damit aber verzichtete er von vornherein auf ein Verständnis der Faktoren, die hinter dem Aufstieg der Nazis standen. Das Geschichtliche sieht Brunner kaum; er sieht nur die “Natur” daran. Noch kurz vor seinem Tod schrieb er mir unerschütterter in seiner unnachahmlichen Weise: “Werden Sie erst einmal ein paar hundert Jahre älter, so werden Sie wieder an die Natur glauben.”

Und wirklich münzt die Schrift “Höre Israel” die Judenhetze der Nazis in einer glänzend durchgeführten Parallele mit den Hexenverfolgungen als ein schlagendes Beispiel für die Menschennatur aus, die “Verrücktheit der Vernünftigen” und das “gesellige Lügen” (Hexen, 41f.) (wir sind imitatorisch eingerichtet; ebd., 51), d. h. für Brunners Aberglaubenstheorie. Und unleugbar hat diese Theorie in Hitlers Rassenmord eine ungeheuerliche Bestätigung gefunden. Mehr als ein Vierteljahrhundert vorher hatte Brunner mit bezug auf den “Entwicklungsaberglauben” und dessen Selektionstheorie geschrieben: “Der neue Keim wird sich aber auswachsen, und alles wird sich wiederum zum Paroxysmus des Aberglaubens unendlich steigern, *sobald sich nur erst auch die neue Metaphysik, wie ja bei aller Metaphysik und bei aller Religion unausbleiblich ist, verbunden haben wird mit dem praktischen Aberglauben der Moral.* Es steht den Menschen noch Unerlebtes mit der Entwicklungslehre bevor ..., wenn sie es ahnen und glauben könnten, alle die Unzähligen, die heute noch damit nur erst ein unschuldiges Gelehrtenspiel treiben: es würde sich keiner finden, der auch nur weiter ein einziges Buch vom Inhalt der Entwicklungslehre in die Hand nehmen möchte, kein einziger mehr, und wär’ es auch der neunfache Mörder aus Büchermanie” (Lehre, 62).

Sehr eindrucksvoll sind auch in der kleinen Schrift Brunners Formulierungen für das Geistig-Absolute, den wahren Sinn des “Höre Israel” und des “Liebe den andern”, das Götzentum jedes persönlichen Gottes (womit auch der Monotheismus und die Missionstheorie abgewiesen werden) (Hexen, 22f.). Diese souveränen, ebenso kurzen, wie anschaulich lebendigen Fassungen letzter Gedanken sind schriftstellerisch bester Brunner.

Auf dem Grundmotiv der prophetischen Wendung “Höre Israel” vari-

iert hier Brunner, bald strafend und ermahnend: “Dieses Höre Israel: deine Religion hat auf Jahrtausende dein Leben verdeutelt, verfälscht und unglücklich gemacht, und deine Ruinen ruinieren dich!” (ebd., 19), bald abgründig philosophisch: “Höre Israel, das Judentum ist Atheismus, ... aus der Einheit des absoluten Wesens heraus dich ledig machend aller Götter, und so hat denn auch das Judentum die allerherrlichsten, die allergöttlichsten Atheisten Christus und Spinoza gehabt, diese wahrhaften Israeliter” (ebd., 24), bald scherzend parodistisch: “Herr, vergib ihnen, sie tun nicht, was sie wissen” (ebd., 33), mütterlich zuredend: “Höre das, krankes Israel ..., zieh dich heraus aus den Banden der Vergangenheit und des Todes ..., trag Sorge für das Heil deiner Kinder und Kindeskinde” (ebd., 37), väterlich zürnend: “Wollen sie aber nicht hören – ihr, die ihr die Lüge über euch hören müßt, wollt ihr vor der Wahrheit die Ohren verschließen” (ebd., 37), und bald schmerzlich bewegt ins Gewissen redend: Höre auch Nicht-Israel, “Hexenwahn und Judenwahn lehren Großes: sie können bewirken, daß wir mitten auf unsrem Wege stille stehn, anfangen über uns Menschen, über diesen *unsere* Menschen zu denken ..., daß nicht länger Geist und Geschmack des geselligen Lügens die Vernunft uns schwäche –, wir wollen aufhören, dem Wahnsinn zu dienen” (ebd., 79).

Brunner weiß, so wie 1631 der Jesuit Friedrich von Spee es von seiner Schrift gegen die Hexenverbrennungen wußte: daß, die es angeht, “sie nicht lesen würden”. Aber: “Schweigen (ist) so unendlich schwieriger als Reden” (ebd., 19). Man konnte nicht schweigen.

Wir besitzen die anschauliche Schilderung Frederick Ritters, der etwa um diese Zeit Brunner näher trat, von einer damaligen Vorlesung Brunners aus einer “neuen” Arbeit – offenbar dem Manuskript von “Höre Israel”: “Mein erster Besuch bei Brunner brachte mir nicht nur das Glück der Begegnung mit dem ungewöhnlichen Mann, ich sah auch mit Verwirrung, Schrecken und Ehrfurcht jenen rätselhaften jüdischen Gott des Moses, des Amos und des Michelangelo, der, obwohl über allerPersönlichkeit stehend, reine, gebieterische Männlichkeit ist, nichts als Männlichkeit, ohne Beimischung von Weiblichem. – Der Meister hatte zur Vorlesung einer neuen Arbeit geladen. Die Stimmung war feierlich, man redete nur im Flüsterton. Das Ganze machte auf mich zunächst einen bestürzenden Eindruck, als wäre ich unter eine seltsame Sekte geraten. Schließlich

kam er, in einer bis zum Hals geschlossenen, dunklen Bluse, die seinem mächtigen, fast ohne Hals auf dem starken Leib sitzenden Kopf noch größere Plastik verlieh. Mit leichten, unhörbaren Schritten schwebte er ins Zimmer; über dem Gesicht lag ein Ausdruck von Ärgerlichkeit, wohl darüber, daß man ihn aufgescheucht hatte aus seinem Einsiedlerfrieden. Ärgerlich war er zunächst über alles, was sich ihm bot, über den Platz, an den man die Lampe gestellt hatte, über die Richtung, die der Schirm dem Licht gab, über die Höhe oder die Niedrigkeit des Stuhles. Schließlich begann er zu sprechen, mit einer schwachen klagenden Stimme: daß er alt und krank wäre, daß er besser getan hätte, dies zu unterlassen, daß er aber nicht anders könne – und hier warf er einen trotzigem, herausfordernden Blick auf die Zuhörer, von denen, wie er wußte, manche es gar nicht gern hatten, daß er nun wieder von den Juden redete – als vollführen, was GOTT ihm befehle. Dann las er. Und jeder Gedanke an Krankheit und Alter schwand unter der Wucht der Predigt.”

In der kleinen Schrift, die Brunner 1933/34, kurz nach seiner Ankunft in Holland verfaßte, wiederholte er, “auf die Gefahr hin ... zu erschüttern, zu bekümmern, zu empören und zum Gelächter zu reizen. Daß es noch Juden geben solle, das gehört zu den abergläubischen Besessenheiten, an denen unser Geschlecht ohne Unterlaß leidet” (Vermächtnis, 108). Er verweist auf “Von den Pflichten” und “Höre Israel” und sagt: “Ich habe nicht nach eigener Willkür geredet; geführt vom Zuge des aus der Notwendigkeit Kommenden, mußte ich, der höheren Macht folgend, sagen, was gesagt werden mußte” (ebd., 110).

Wenn man später auf diesen Kampf Brunners zurückblickt, drängt sich einem das Bild auf, daß der alte Philosoph, der “sich in der Judensache zerriß”, “getrieben vom unendlichen Gefühl für die Rettung der Juden” (ebd., 46f.), unter dem Eindruck der nahenden Katastrophe auf die Straße hinauslief zu schreien: “Halt, halt, hier geschieht ein schrecklicher Irrtum; die Juden, die hier verfolgt, die gibt es ja gar nicht! Es gibt keine Juden, nur den Namen, nur das Gespenst!” Und wer kann sich heute von dem Gefühl befreien, daß sich die Weltgeschichte da wirklich einen blutigen Spaß geleistet hat – *die* Juden, die die Nazis aufstanden auszurotten, die gab es tatsächlich nicht, wie es keine Hexen gegeben hat; die waren nur ein Name, nur ein Gespenst!

Der siebzigste Geburtstag

Zu Brunners siebzigstem Geburtstag, der am 28. August gefeiert werden sollte, machten die Anhänger allerlei Vorbereitungen. Die Zeit war aufgeregter genug; aber niemand, am wenigsten der Jubilar selber, ahnte, daß er den nächsten Geburtstag nicht mehr in Deutschland erleben würde.

Die Berliner Brunner-Gemeinschaft versandte Aufforderungen, zu dem Thema "Wie ich zu Brunner kam" sich zu äußern, und eine Reihe von Antworten liefen ein.

Darunter auch die bereits zitierte des "Judenchristen" N. Rudnitzky, die übrigens zeigt, daß die Gedanken Rathenaus oder Brunners von den Judenchristen keineswegs angenommen wurden. Rudnitzky schreibt über Brunner: "Der Schwergehalt seiner Gedanken leuchtet in der Glut der Bibelsprache, und die Sätze strahlen wie richtungsgebende Sterne am nächtlichen Himmel. Christus und die Propheten Israels aus der Feder eines ihnen geistig verwandten israelitischen Mannes so dargestellt zu sehen, war mir ... eine innere Stärkung ... Seit jener Zeit ist meine Seele mit der seinigen verschmolzen und wird es bleiben trotz aller Gegensätze unserer religiösen Überzeugung und unseres nationalen Denkens ... Als Judenchrist, dem das Wort des Alten und Neuen Testaments Wort des lebendigen Gottes ist, habe ich natürlich eine andere Auffassung von der Geschichte Israels ... Israels Bestimmung ist meiner Ansicht nach nicht Assimilation mit den Wirtsvölkern, sondern Verschmelzung mit dem Geiste der Propheten und Christi, woraus dann die Mission an die Völkerwelt folgt." – So trat dem Jubilar, der eben die Missionsidee endgültig hatte fallen lassen und der Juden Verschwinden predigte, in der von ihm selbst geforderten Form des Judenchristen dieser Missionsgedanke wieder entgegen!

Ein Schriftsteller schrieb: "Meister, ich liebe Ihre Philosophie, die so stolz, rein und sicher dasteht ... Und das schreibt nicht etwa ein jugendlicher Schwärmer, sondern ein Mann von sechzig Jahren" (Ernst Ewert, "Constantin Brunner", unveröffentlicht).

Frederick Ritter erzählte: "Ich genoß im Lesen der Lehre den Denkwang zur Darstellung. Es war die großartigste Rolle, die mir jemals in die Hände gefallen war. Ich hatte die ganze verstockte Menschheit, mich eingeschlossen, als Publikum vor mir, ich beschwor, ich drohte, ich klagte,

ich pries, ich bat, ich flehte, ich schimpfte, ich fluchte mit Brunners Worten” (“Wie ich zu Constantin Brunner kam”, [Den Haag, o.J., S. 6]) – die “Lehre” sozusagen als sich dramatisierender monologisierender Brunner erlebt.

Johannes Hafer stellte damals das erwähnte “Fotoalbum” zusammen. Ernst Ludwig Pinner machte die Aufnahme, die 1937 mit Bickels Nachruf in der “Philosophia” (Belgrad) erschien und 1940 dem Sammelband “Kunst, Philosophie, Mystik” vorangesetzt wurde. Von Samtjacke und Schleife war der alte Brunner abgekommen. Pinner erzählt: “Kurz vor dem siebzigsten Geburtstag drängten die Frauen, ich sollte wieder einmal den Versuch wagen. So erschien ich vormittags in der Helmstedter Straße. Brunner saß an seinem Schreibtisch, angezogen wie ein Handwerker in Hose und kragenlosem Unterhemd. Den vereinigten Bitten gelang es, ihn zum Stillhalten zu bewegen. Ja, Leoni konnte ihn sogar überreden, ein weißes Hemd überzustreifen”¹⁴¹. Der Ausdruck von Würde und Seele spricht einen an aus diesem Bild. Unverkennbar ist auch ein Zug echter Güte.

Auf Piners Anregung versuchte sich auch eine Bildhauerin an einer Portraitbüste. “Sie war eine charmante junge Frau”, erzählte Pinner, “also gelang es ihr, den Bären zu zähmen. Sie durfte viele Stunden in seinem Zimmer arbeiten. Er duldet es nicht nur, sondern arbeitete mit. Dabei zeigte er eine ungewöhnliche Kenntnis seines Gesichts und verlangte dies und das von der reichlich befangenen Künstlerin” (ebd., 37). So kam kein gelungenes Portrait zustande. (Eine Vorstellung von solchem detaillierten Eingehen Brunners auf den Gesichtsbau kann sein Artikel “Ein Idealportrait Spinozas” vermitteln; G&T, 51-71.)

Von damaligen künstlerischen Bemühungen war wohl die Wischzeichnung am besten, die ein Anhänger, der polnisch-jüdische Maler Max Busyn im Dezember 1931 bei einer Vorlesung Brunners angefertigt hatte. Die Stimmung des Raumes und in ihr die wuchtige Bewegung des korpulenten Vorlesenden sind gut eingefangen. Begeistert, wie es seine Art war, wenn sich im eignen Umkreis ein Talent manifestierte, verglich Brunner die Zeichnung mit Rembrandt, regte ihre Reproduktion an und verkaufte – zu Busyns Gunsten – Abzüge an die Freunde.

Wie schon erwähnt, durfte Ernst Ludwig Pinner zu der Gelegenheit

¹⁴¹ [“Erinnerungen an Constantin Brunner”, in: Die Constantin-Bruner-Gemeinschaft, 4. Jg., Heft 13, April 1950, S. 36f.]

dieses Geburtstages im Berliner Rundfunk über Brunner sprechen.

Auch im Blätterwald rauschte es. Das “Berliner Tageblatt” brachte einen Artikel von Leo Hirsch, die “Literarische Welt” von Fritz Ritter, die “Vossische Zeitung” von Harald Landrij, das “Prager Tageblatt” von Paul Neubauer. Lothar Bickel schrieb in den “Kantstudien” (Bd. 37) “Über Erkenntniskritik und Relativitätslehre bei Constantin Brunner”. Kürzere Hinweise erschienen in vielen Zeitungen; von den jüdischen haben wir die Ausführungen L. Holländers in der des Central-Vereins bereits erwähnt; das “Hamburger Familienblatt” brachte einen Artikel von Julian Lehmann und Brunners Bild (zwischen zwei Rabbinern, und Brunner scherzte: “Rabbiner rechts, Rabbiner links, das Weltkind in der Mitten”), und in der Jüdisch-liberalen Zeitung feierte ihn A. Norden als Vorkämpfer “für ein von allen Schlacken befreites Judentum”. In New York schrieb Dr. Abraham Koralnik im jiddischen “Tog” (3. 9. 1932) “zum siebzigjährigen Jubilee”. Walter Bernard stellte ein Buch fertig “The Philosophy of Spinoza and Brunner” (das 1934 in New York erschien), und Henri Lurié in Paris veröffentlichte bei Vrin 1932 eine Übersetzung “Spinoza contre Kant” – so hatte sich Brunners trotzige Voraussage gegen Frida Mond wenigstens auf Französisch bewahrheitet.

Von den Medizinern schrieb A. Buschke in der “Deutschen Medizinischen Wochenschrift” (Nr. 3), F. Jacobsohn in der “Medizinischen Klinik” (Nr. 9), E. Levy in der “Medizinischen Welt”, und der “Berliner-Ärzte-Correspondent” und “Der Landarzt”, Neustadt a. d. H., gaben ein “Constantin-Brunner-Sonderheft” (Nr. 32/33) heraus.

In einem Brief aus dieser Zeit an Israel Eisenstein, dem Brunner von der “falschen psychologischen Taktik” abrät, ihn dem Publikum als von der Fachphilosophie unbeachtet vorzustellen, heißt es: “Nun ist aber auch gar nicht an dem, daß die Fachphilosophie so *gar nicht* um ihn sich gekümmert habe, und er ist auch in Wirklichkeit nicht so unbekannt. Du hättest anders geurteilt, wenn die ungezählten Hunderte der Gratulationen von allen Ecken und Enden her dir zu Gesicht gekommen wären und ihr Ton dir geklungen hätte. Auch haben eine große Anzahl von Zeitungen und Zeitschriften Artikel und Bilder gebracht”¹⁴².

Man spürt Genugtuung in diesen Zeilen. Kurz bevor Hitler den schwarzen Vorhang über Deutschland zog, schien sich dem Siebzigjährigen ein

¹⁴² [In: Die Constantin-Brunner-Gemeinschaft, 8. Jg., Nr. 1-2, Aug-Dez. 1954, S. 43.]

erwachendes Interesse an seiner Philosophie kundzugeben. So schreibt Brunner auch – anscheinend als Antwort auf einen Brief eines betagten Anhängers: “daß ich einen Geburtstag gehabt, so erschütternd wie noch nie. Denn des Werkes Wirkung hat sich ausgebreitet ... Von so vielen Seiten, wie auf Verabredung der gleiche Text in allen den Liedern; und das geschieht im Dunkel dieser treulosen und ratlosen Zeit!” (G&T, 313).

Von der Feier selbst erzählt (in einem unveröffentlichten Manuskript) Dr. Rosalie Fischer (spätere verehelichte Pinner), die aus Krakau nach Berlin gekommen ist: “Man merkte schon im Hausflur eine Bewegung. Jemand bediente ausnahmsweise den Fahrstuhl und fragte: ‘Zu Constantin Brunner?’ Oben auf dem vierten Stock waren in der Wohnung zwei ineinandergehende Zimmer voll von Menschen. Nachdem man seinen Kaffee bekommen hatte, konnte man sich nach Belieben unter sie mischen. Von Brunner war nichts zu sehen.

Dann aber lief durch die Reihen der Umherstehenden das Wort, der Meister sei erschienen und werde eine Ansprache halten. Jemand rief, näher zu treten. Ich kam in der Tür zwischen den beiden Zimmern zu stehen. Ganz ans Fenster war der Schreibtisch geschoben, an dem Brunner saß im offenen weißen Hemd, wie auf Pinner's Aufnahme. Es war wohl auch noch Licht gemacht am Schreibtisch, denn ich sah den Jubilar im vom Fenster abgekehrten Profil ganz deutlich.

Er begann, mit weicher, anfangs etwas schwacher Stimme vorzulesen: ‘Liebe Kinder’ ... Doch die Stimme wurde kräftiger und modulierte wunderbar den ergreifenden Text. Wo Brunner von seinem eigenen Tod sprach – ‘ich werde höchst wahrscheinlich sterben’ – klang sie eher trocken scherzend, um gegen Ende wieder ganz weich zu werden. Mich würgten die Tränen. Es herrschte langes ergriffenes Schweigen – das Brunner selber brach, indem er aufstand und scherzend und liebkosend von Gruppe zu Gruppe schritt. In der Tür zwischen den beiden Zimmern stehend, erzählte er, durch eine Bemerkung darauf gebracht, den bekannten Witz über ‘Männertreu’ und versammelte dann die männlichen Besucher um seinen Schreibtisch, wohl zu weiteren Herrenwitzen.

Dann wurde es um Lotte Brunner lebendig. Vertraute Freunde des Hauses drangen in sie, die ‘Ponto- und Puppenkomödie’ vorzutragen, die sie zu Vaters fünfzigstem Geburtstag geschrieben hatte. Die agierenden Personen waren außer dem Kater Murr und dem Pudel Ponto die Lieb-

lingsspielsachen auf Brunners Schreibtisch. Mir waren die vielen Anspielungen nicht verständlich. Aber eine heiter-wehmütige Atmosphäre der Erinnerung wurde damit geschaffen und vor allem dem Jubilar eine Ruhepause verschafft.

Es waren auch Geschenke zur Besichtigung ausgebreitet, 'der Geburtstagstisch'. Eine Menge Wein und Zigarren war da, und Brunner scherzte, er sei für die nächsten siebenzig Jahre versorgt. Besonders ist mir das Geschenk irgendeiner Anhängerin in Erinnerung geblieben: siebenzig Sonnenblumen, für jedes Lebensjahr eine; sie beherrschten mit ihrer warmen Pracht das Bild des Zimmers."

Und hier folge Brunners kleine mystische Rede:

Liebe Kinder! Meine Undankbarkeit, die ich euch doch nun irgendwie bezeigen sollte, ist doch immerhin entfernt von der gewöhnlichen menschlichen Dankbarkeit – so einigermaßen wie etwa der nächste Spiralnebel von uns; ich glaube 850 000 Lichtjahre. "Die Spur nicht finde ich mich beschämt, daß ihr so mir eure Liebe zeigt. Da wir doch alle Egoisten sind, so weiß ich, keiner von euch liebt mich meinetwegen wie ich eurer keinen seinetwillen liebe. Dennoch lieben wir uns wahrhaftig und wunderbar? Das muß denn sein die Liebe des tieferen Grundes, die einzig den Namen Liebe verdient; die ist erweckt und einigt uns.

Mit meinem Werk will ich andres nicht als *einen*; das ist ja all sein Klang und Gesang. Und da freilich fehlt es noch an Liebenden. Die Welt will entzweit bleiben, die Welt ist der Streit; der Streit kennt mich noch nicht.

Das bißchen Springflut heute und daß die Zeitungen meiner Erwähnung tun – das ist so mehr karitative Sache, in Papier eingewickelt Zehnpfennigstück hinunterwerfen. Das ist von der Art noch nicht, worin eine wachsende Bewegung sich ankündigt. Und mein Leben wird mit der Nippflut abschwimmen.

Ich werde höchstwahrscheinlich sterben, zumal ich nun schon ein alter Mann bin – alte Leute sollten gar nicht geboren werden! Ich werde höchstwahrscheinlich sterben – ich kann den Streit nicht vertragen, ich kann die Relativität nicht vertragen. Ich bin zu absolut. Deswegen habe ich nie glatt leben oder glatt schreiben können. So klar bin ich mir, daß ich nicht *wirklich* Mensch bin, wie der Schauspieler, daß er nicht dieser König oder dieser Bettler; auf die Frage, ob er seine Rolle wirklich erlebe, hat

ein großer Schauspieler gesagt: Dann wäre ich kein Schauspieler, sondern ein Verrückter!

Danach, wenn's für mich vorbei ist auf dem Theater der Relativität, – danach wird wirken durch mich, was nicht von mir ist; das, was ihr liebt in mir. Dieses Allgemeine, dieses einende Eine, dieses Denken und Schauen von dem, was erscheint, und von dem unter der Erscheinung. Denn ich bin gefahren über das Leben, über diese Relativität, wohl nicht gedanken- und ahnungslos – wie die meisten so hinfahren etwa über die Meeresfläche; denken nur an ihre Fahrt auf den Wassern und ahnen nicht von den Ländern unter ihnen, über die sie hinfahren, von den Formen und Beschaffenheiten dieser Länder in Höhen und Tiefen. Ja, mein Leben – soll ich selber sagen, wodurch wohl ich mich unterscheiden mag von vielen andern? Ich habe besser gewußt als viele andere: mein Leben gehört nicht mir; so habe ich niemals versucht, *mein* Leben zu leben! Und hab ich Reichtum geschenkt einer Welt, die arm bleiben mußte, so konnte ich doch mit vielen leben – ich brachte sie aus dem Leben, das ihnen nicht gehört, in das Eine, das ihnen gehört, wie sie ihm gehören, daß – auf Grund solcher Besinnung – nun auch das Leben ihnen besser “gehörte” als vordem. Und so werde ich – nicht Ich – in Zukunft leben; mein Leben wird mit dem Leben der Menschen sein. Das sollt ihr wissen, auch wenn dies gestorben ist, was ihr ja gar nicht liebt. Keiner soll weinen, wenn für mich vorbei ist dieser Augenblick, der nicht gewesen sein wird. Das Leben geht so tief herunter in das Alles und Eine, daß, den Tod fürchten oder beklagen, die Kardinalsünde des Denkens und des Lebens genannt werden muß.

Schön ist dieses Leben, ob es auch zugleich fürchterlich ist. Und da wir nun leben, so wollen wir das Leben lieben um so mehr, je mehr wir den höheren Gebrauch von ihm machen und uns befestigen in der Wahrheit, die auch zugleich die Liebe zum Leben ist. Wir sind das Eine; das wir lieben in allen seinen Verkleidungen und Verleidungen. Empfängt meine Grüße an das Leben, ihr geliebte Lebende; und glücklich bin ich, daß ihr nicht *mich* feiert und nicht *mich* liebt, sondern das Leben und das Eine. Wunderbar ist das Dasein; jeder von euch ist wunderbar und ewig. Darüber brauche ich keine Worte zu verlieren, denn ich habe keine; es gibt keine Worte dafür. Das ist Philosophie, die weiß: Wissen und Worte sind nur für das Leben, Philosophie ist Übergang vom wissenden Denken

in das Sein. Und nun höre ich ohne weiteres auf, mein Bleistift ist abgebrochen, damit ihr daran merkt: es gibt kein Ende.”¹⁴³

“Der entlarvte Mensch”

An dem Manuskript dieses Buches muß Brunner die letzten Jahre vor Hitler gearbeitet haben. Auch Lothar Bickel meint in seinem Vorwort: “Es wurde vom Autor bereits zu Anfang der dreißiger Jahre fertiggestellt” (EM, Bi, V). Als Brunner Deutschland im März 1933 verließ, wagte er nicht, das Manuskript mitzunehmen; ein “arischer” Anhänger, der erwähnte bayerische Landarzt, brachte es ihm bei einem Besuch nach dem Haag.

Der Titel – ein vielsagender Titel auf diese Zeit, schien es. Reiß Brunner dem Menschen die Maske ab in diesem Buch? “So könnten meine sämtlichen früheren Veröffentlichungen gleichfalls heißen”, meint er selbst (“Zur Einleitung”), aber er glaube “sagen zu dürfen: jetzt ist die Entlarvung vollendet” (ebd., 3). Warum? Weil Brunner wieder einmal meinte, zum letzten Mal das Thema angerührt zu haben? Oder weil [mit] Hitler nun das Letzte an Selbstentlarvung des Menschen geleistet war?

Das erste, was ich von dem Werk erfuhr, außer einer Fußnote über die Naturwissenschaft, die Brunner mir noch bei einem Besuch in Berlin vorgelesen hatte, waren zwei Kapitel, “Zeugnis” und das Schlußkapitel, die in dem Sammelband “Kunst, Philosophie, Mystik” 1940 als zweite Veröffentlichung “aus dem Nachlaß” herauskamen, der aber auch eine weite Auswahl aus den bereits in Zeitschriften erschienenen Aufsätze Brunners enthielt, unter Ausschluß des zum jüdisch-politischen Thema Gehörigen. “Es ist ein wuchtiges, vielfarbiges Buch” schrieb Lotte Brunner unterm 12. November 1939 an Pinner.

Ich weiß nicht, was Lotte Brunner und Lothar Bickel bewog, aus dem zur Veröffentlichung bestimmten Manuskript diese zwei Abschnitte vorwegzunehmen. Vielleicht eben die Tatsache, daß sie beide selbständig gelesen werden konnten, ohne auch nur das leiseste Gefühl zu erwecken, daß sie in irgend einen Zusammenhang sonst gehörten. Und geschrieben waren sie beide mit einer Originalität und Unmittelbarkeit, die ihresgleichen sucht. Hier feierte der “mündliche Stil” Triumphe und dramatisierte

¹⁴³ [Das in Anführungszeichen gesetzte Stück ist abgedruckt in: Lotte, 471ff.]

und verpersönlichte Brunners Gedanken, so wie er es zwar immer gewünscht, aber selten erreicht hatte.

Im “Zeugnis” ist der weiter nicht gekennzeichnete Sprecher ein Wesen – vielleicht vom Mars – das den Menschen – nach dessen “eignem Maßstab des Wertens” – unter den anderen Tieren betrachtet und in ihm ein sozusagen verrückt gewordenen Tier findet, das mit letzter Kunst seinen Egoismus überspielt und eine Gefahr für sich selbst geworden ist, den Planeten noch in die Luft sprengen wird! Welch prophetisches Bild unserer Zeit und ihres Menschen!

Von dem Schlußkapitel haben wir schon bemerkt, daß es das Fazit zieht aus der gesamten Philosophie Brunners – aber in lebendig persönlicher Form: es ist das philosophische Testament des sterbenden Brunner an uns, des Herzkranken, der die Nächte im Bett aufsitzt und um Atem ringt und die Reflexangst erlebt; der weiß, daß er “auf die Reise” geht, daß aber unser ganzes Leben, ja das ganze Universum ein “Reisen” ist und daß alles durcheinander reist, auch wir, “offen”, wie wir sind in alle Richtungen, “ohne Türen”, und der selbst “ein armer Reisender”, uns “armen Reisenden” zuruft, auf unserem Transitrecht zu bestehen – gegen Hitler ist offenbar gemeint!

“Sollen wir das Leben leugnen, weil es das ewig gemordete Leben ist, das Leben immer mit den Anfällen des in ihm verborgenen Würgeengels Tod, vor dem zuletzt, ehe er uns packt, unser Herzwerk in der ungeheuren Angst muß gehen?” – Und dazu die Fußnote: “Unsre Blutbewegung oder unser Leben hängt ab von der Verengung und Erweiterung unsrer Herzmuskelfasern!” (EM, Bi, 154). So schreibt der mit Herzanfällen Ringende. – Und weiter: “Laßt uns leben in der Vergänglichkeit, als wäre uns verhohlen, daß wir beschränkt sind und wenig Zeit haben und als gäbe es keine Lasten, Sorgen, Schrecken noch den Wurm der Seelenqual von innen uns fressend. Als gäbe es nicht brennende Schmerzen, die keine Sprache haben, und wir wissen doch nichts als sie, und als gäbe es nicht jenes scheußliche Wissen der Nacht, wenn der Schlaf uns flieht ... Und leben laßt uns, als könnten wir nicht krank, erbärmlich und ganz deformiert werden, und, schlimmer als dies, unvollkommene Menschen: ertaubt und beraubt des Augenlichtes, und sollen immer noch spielen auf unsrem Theater – und als ginge nicht unser Sommer in den Winter und letzten Winter, dem kein Lenz mehr folgt; wo es nicht wieder besser kann werden,

sondern immer härter und unwürdiger, bis sich der liebe Bruder Tod erbarmt” (ebd., 155f). – Laßt uns leben, als wäre nicht –, das ist die Einladung des Herzleidenden, des Erblindenden, des von der Hitlerzeit seelisch Zerquälten und von der Greisenangst, es könne mit ihm immer “unwürdiger” werden, Verfolgten, an sich selbst wie an uns alle.

1946 etwa gab mir Dr. Bickel Einsicht in das vollständige Manuskript. Wie erstaunt, um nicht zu sagen, enttäuscht, war ich, als sich herausstellte, daß es wieder ein “Judenbuch” war. An dem Judenhaß vorzugsweise wird “die Entlarvung (des Menschen) vollendet” (EM, Bi, 3). Neu daran ist oft der freie Stil. Die Ansichten sind die von uns bereits diskutierten. “Die Nacht der langen Messer” (ebd., 125) kann allerdings erst jetzt zitiert, und die “Gesellschaft” als eine Macht neben dem “Staat” in Deutschland jener Zeit nicht mehr übersehen werden. Der Staat sei das Cultum – er sehe auf die Tat, die Gesellschaft das Natum – sie sehe auf den Täter in ihrer (moralistischen) “Rechtsprechung”. Sie betrachte sich als “die Gesellschaft der Guten” und sehe “dem Schlechten in das Innere und erkennt: er ist der andere” (ebd., 86). “Nun spricht die Psychologie der Gesellschaft: Die *Schlechten* sind *anders* – *die andern* sind *schlecht*” (ebd., 89). Zu den andern Machen wird ein politisches Mittel (ebd.). “Die Juden sind die andern” (ebd., 92). Sie sind “der Gelegenheitsanlaß des sie treffenden Hasses, der ... mit Notwendigkeit *durch* sie erzeugt wird” (ebd., 100). “Und so sind denn die Juden verantwortlich für das Unrecht, welches die Gesellschaft an ihnen begeht ... Sie beharren auf ihrem Anderssein und ... erfüllen nicht ihre Pflicht” (ebd., 101)! Brunner fordert auch wieder, “daß der Staat seine Pflicht erfülle” (ebd., 115)!

Was Brunner von den konkreten Problemen der Zeit, z. B. der riesigen Arbeitslosigkeit, versteht, läßt diese Stelle ersehen: Er tadelt, wie “unser Staat sich benimmt” gegenüber den “Parteiheeren, in deren Reihen sich ... die Arbeitslosen” befinden, und setzt in Klammer hinzu: “Rom hatte die besten Soldaten, weil es seine Soldaten *arbeiten* ließ; unbeschäftigte Menschen ... werden gefährlich” (ebd., 119)! Wie sieben Millionen Arbeitsloser zu beschäftigen seien, war eben die große Frage und die Ursache für das schwächliche “Benehmen unseres Staates”. Brunner dekretiert: “Auch der demokratische Staat” darf “nichts von der menschlichen Schwachheit spüren lassen, am wenigsten, wo er sich außerstande sieht, die Ursachen der Unzufriedenheit zu beseitigen” (ebd., 120)! “Am wenigsten”! – Wo

eine Regierung schwach ist, muß sie erst recht stark sein, und wenn sie nicht weiß, was sie tun soll, muß sie erst recht tun! Was? “Im Reichstag sollte über Wesen und Rechtsgrenze der Partei ein kurzer Auszug angeschlagen stehen” (ebd., 122)!

In der 1933 in Rotterdam und im Haag verfaßten kleinen Schrift weist Brunner auf den (noch unveröffentlichten) “Entlarvten Menschen” zurück: “Das Cultum unsres Staates verfügte nicht mehr über Parteien, Widerstand zu tun ... Zentrum und Sozialdemokraten waren ... ohnmächtig, wie von mir ist auseinandergesetzt worden, durch ihr Unverständnis des Feindes, dessen Macht von ihnen nicht als die Macht des Natum war erkannt worden” (Vermächtnis, 49f.). – Hätten sie sich dann weniger “außerstande” gesehen, “die Ursachen der Unzufriedenheit zu beseitigen”?

Brunner setzte sich in dem Manuskript des “Entlarvten Menschen” breit mit den Nazis und den deutschen Juden auseinander. Aber 1946 gab es beide nicht mehr. Hitler hatte den größeren Teil der gesamten europäischen Judenheit umgebracht. Brunners Predigt ging ins Leere. Den “notwendigen” Untergang der Juden sah Brunner in einer Vision sogar unter einem Führer, sozusagen kollektiv bewerkstelligt, und zwar, wie erwähnt, durch Mischehe. (Der Atheist konnte nicht gut die kollektive Taufe vorschlagen, wie noch Theodor Herzl, bevor er Zionist wurde – zumal dem Antisemiten galt: Was der Jude glaubt, ist einerlei. In der Rasse liegt die Schweinerei.) Man stelle sich das einmal vor, wie die Tausende nicht nach individueller Neigung und Bedingung, sondern von einem Führer begeistert, nicht-jüdische Ehepartner suchen, um unterzugehen!

Erst 1951 veröffentlichte Bickel das Buch bei Nijhoff im Haag. Er hatte das Manuskript wesentlich gekürzt und es mit den (ebenfalls gekürzten) zwei kleineren Arbeiten, die Brunner 1934 in Holland zum Hitlerthema geschrieben hatte, vereinigt. Er begründet die Kürzung unter anderem bezeichnenderweise damit, daß Brunner “sich an eine Zeit wendet, die verflossen ist”.

Über den Erfolg ist nur Negatives zu melden. Das Buch ist kaum in andere Hände als die der Anhänger gekommen. Keine einzige Rezension im deutschen Sprachgebiet ist mir bekannt geworden.

Brunner hatte es bei der engen Verflechtung zwischen deutschen Juden und Nichtjuden (“Deutschland würde zerfetzt und zerrissen, der ganze lebendige Organismus Deutschland, von dem ‘die Juden’ und ‘das Jüdische’ sich nicht würden abtrennen lassen”; Einsdl, 99) für unmöglich gehalten, daß die Pläne der Judenhetzer ins Werk gesetzt werden könnten. Wie der Mehrzahl der deutschen Juden, war ihm wohl auch unvorstellbar, daß so ein barbarischer Unsinn in Deutschland die Oberhand gewinnen könnte. Obwohl dies ja seiner eigenen Theorie vom Aberglauben und vom Unwert der allgemeinen Bildung keineswegs widersprochen hätte. So heißt es ja im “Entlarvten Menschen”: “Den Anhängern der ‘Lehre von den Geistigen und vom Volk’, welche die Kritik unserer Bildung und Gesellschaftszustände in Händen hielten längst vor den Ausbrüchen von heute, kommen diese nicht überraschend” (EM, Bi, 111f.). Trotzdem war Hitlers Regierungsantritt für Brunner ein furchtbarer Schock. Hochbetagt und schwer leidend, gab er dem Drängen von Familie und Freunden nach und ging in Begleitung Lottes nach Holland. Der Verfasser von Angriffen auf Völkische und Nazis konnte sich wohl gefährdet fühlen.

Er selbst stellt das in der “im April und Mai 1933 in der Wohnung meiner Freundin Selma v. Leeuwen zu Rotterdam” geschriebenen, “Juni 1933” im Haag abgeschlossenen Schrift so dar: “Am 6. März (am Tage nach der Reichstagswahl) fühlte ichs: Jetzt bin ich gebissen” (Vermächtnis, 49). “Ich habe genau beobachtet und abgetastet, wer es ist in mir, dieser vom ärgsten Menschengift Gebissene und Wunde. Es ist der Deutsche und ist der Mensch. (Keine Faser von einem Juden ...). Es ist in mir der Mensch, der ohne sein Maß Recht und Freiheit nicht leben ... und nicht schaffen kann ... Und im letzten Augenblick noch kam ich davon, nicht als Flüchtling, äußerlich bedroht in meiner Person – man hätte mir schwerlich etwas wollen anhaben –, und doch wie ein Flüchtling im Entsetzen über mein eignes, mir feindliches Land kam ich, kam im letzten Augenblick noch dieser Rest von einem Manne davon mit dem Gefühl: So schlimm es mir geht und so schlimmen Körperzuständen ich entgegenlebe –, ich will doch tausendmal herzlieber in die Hand Gottes fallen als in die Hände der Menschen. Alt, Krank, halb blind und ein ganzes rasendes Volk hinter mir her – – – ja doch, auch hinter mir her, wie hinter den andern her” (ebd., 60f.).

Ein Brief vom 20. 4. 1933 trägt den Poststempel Rotterdam, benutzt das Geschäftskuvert der Fa. V. Leeuwen, Ehrenfeld & Co., und ist von Lotte adressiert – ein Bild von dem improvisierten Zustand, in dem sich Brunner befand. Ein Anhänger in Amerika bot ihm finanzielle Hilfe an, und Brunner antwortete am 29.: “In diesen Zeiten, wo mir das Herz so voll und schwer und ich nichts aus ihm hergeben kann und wo nun auch für mich selber das Schicksal katastrophal geworden ist, ist es mir ein Wunderbares, in Dir einen Sohn gefunden zu haben ..., und ich will Dich lassen nach Deinem Herzen ..., wenn Du mir versprichst, *sofort einzustellen*, wenn irgend dort Deine Verhältnisse oder die Zukunft Dich unfreundlich ansehen”.

Brunner wohnte in Rotterdam im Hause von Selma van Leeuwen.¹⁴⁴ Aber es entsprach seinem Charakter nicht, ohne eigenes Heim zu leben. Er wartete nur darauf, daß Leoni den Umzug von Berlin nach dem Haag durchführte, wohin er dann am 20. Mai übersiedelte.

Im Haag, der Stadt des “Spinozahuis” und Spinoza-Denkmal, wurde Brunner von dem offiziellen holländischen Spinozisten Dr. Carp als der größte lebende Spinozist begrüßt. Konnte Brunner ahnen, daß dieser professionelle Spinozist unter der deutschen Besetzung ein Führer der holländischen Nazis sein würde, den man vergeblich um das Leben von Brunners Witwe und Tochter anflehen und der sie dem Hitlermord ausliefern würde, wie Tausende anderer, deren Verbrechen darin bestand, daß sie zu Spinozas “Rasse” gehörten!?

Brunners Reaktion auf Hitler illustriert auch ein Brief vom 31. Mai: “Noch stehe ich im Tumult des Umzugs, von dem mir aber die innerlichen Stimmen nicht übertäubt werden können. Mein Unglück ist mehr als doppelt: es heißt Deutschland, und es heißt Judenheit, und außerdem habe ich körperliche Leiden”. Auch elf Tage später schreibt er an Pinner in Berlin: “Antworten, schreiben ging nicht, geht nicht. Ich kann nicht einmal lesen und noch keine Musik hören, auch Bach nicht. Nur eben äußerlich den Befehlen des elementar Animalischen nachkommen; das allein mich noch abhält, in mein Traumdenken zu versinken, aus dem natürlich die Gedankenprinzipien, als die Formen und das Schöpferische

¹⁴⁴ “Aus meinem Tagebuch” beginnt mit der Erzählung eines Traumes von “S. v. L.”, die offenbar seine Anhängerin war und in diesem Traum ihre Zweifel, ob sie Brunner auch überall verstanden habe, beschämt widerlegt findet.

des Daseins, mir immer vor den innerlichen Augen stehen”. Wie hier vom Traumdenken, spricht ein weiterer Satz davon, daß “die zunehmende Verdunkelung dieser jetzt so schlimm bewohnbaren Welt” ihm “das Bewußtsein verschleierte”. “Doch denke ich wohl”, fährt er fort, “daß die Gewöhnung an das Ersatzleben kommen wird ..., und ja darfst du keinen Augenblick denken, daß die Festigkeit und Gewißheit und die Hoffnung meines ewigen und geschichtlichen Bewußtseins im geringsten Schaden genommen hat und ich darin schwach und siech geworden sei.”

Wenn Brunner aus Rotterdam schrieb, er könne nichts aus seinem schweren Herzen “hergeben”, so heißt das wohl, er könne nichts niederschreiben, nicht arbeiten. Am 24. Juli aber teilte er dem Anhänger in Amerika mit: “Und so ist es Dir zu danken, daß ich – ob auch unter dem Schatten des großen Unglücks – zurück kann zum Schaffen”. Er fährt fort: “Wie gern würde ich Dir etwas schicken, was ich über das große Unglück aufgeschrieben habe. Aber das darf ich nicht.” – Das “darf” er nicht!

Brunner war, wenn auch unter einem “Schatten”, zu der täglichen Übung seines Lebens zurückgekehrt, am Schreibtisch niederzusetzen und mit dem Papier eine wohlgefügte Zwiesprache zu halten und zu formulieren, was ihn quälte, sich mit dem Gegner auseinander, ihn mit guten Gründen außer Gefecht zu setzen und vor allem: eine philosophische Lehre aus all dem zu ziehn – über die unveränderliche Natur des Menschen. (Darin liegt für ihn auch der einzige Sinn des Geschichtsstudiums, vgl. Charakter, 110).

Der Stoiker glaubt, daß die einzige Macht des Menschen in der über sich selber liegt und in ihr auch sein Glück. Anytos oder Meletos, sagt Sokrates vor Gericht, können ihm den Tod bringen, aber keinen Schaden. Cäsar kann mich enthaupten, sagt der Stoiker, aber er kann mir meine Selbstseeligkeit nicht rauben. – Auch Brunners Bücher über den Judenhaß waren solche Selbstverständigung, selbstbefreiende Philosophie eigentlich, und keineswegs Anweisungen, wie man diesen Haß überwinden könne. Die Wirkung in die Welt, das Eingreifen in die Geschichte, war, so sehr sich der Autor selbst der Illusion hingibt, nicht das eigentliche Ziel dieser Schriften.

Schon in “Unser Christus” sagt Brunner, “daß, wie ich in zwei Büchern gezeigt habe, die Juden die jedermann dargebotene Gelegenheit sind,

die Vernunft seines Urteils zu prüfen, und das Verhalten der Gesellschaft gegenüber den Juden für jeden Denkenden die größte Gelegenheit und das ausgezeichnetste Mittel darbietet: den Charakter der Menschen kennen zu lernen” (Christus, 237). Unterm 18. 5. 1931 verzeichnet Lottes Tagebuch diese Äußerung Brunners: “Wie ich es sage, ist mir das Jüdische nur Beispiel des Menschlichen. Ich gebrauche es für meine Abstraktion.” Im “Entlarvten Menschen”, also ungefähr aus derselben Zeit, meint er, die Judensache sei auf einen Punkt gediehn, daß die Philosophie sprechen müsse; die Zeitphilosophie schweige; in ihm aber erhebe die Philosophie ihre Stimme, der gewissenlosen Welt zum Trotz schreibe er philosophische Judenbücher. “So wird denn die Welt in Zukunft ein Stück von der Philosophie in Judenbüchern suchen müssen” (EM, Bi, 27), sagt er – vielleicht weniger aus großem Selbstbewußtsein als sich selbst zum Trost, wie er auch fortfährt: “Wer philosophieren will, der wird Philosophie suchen, wo sie zu finden ist” (ebd.). Philosophie ist Brunners Ziel in den Judenbüchern. “Ich bin Systematiker”, heißt es weiter. “Als ich daran wollte, über Gesellschaft, Recht, Staat und Staatspädagogik zu schreiben, da kamen mir die Juden und sprachen: “Schreib über uns, so schreibst du über dieses alles besser!” Der Nachsatz aber: “und kannst mithelfen, daß es besser werde”, sicher tief ehrlich gemeint, bleibt Illusion.

Im “Nachwort zum Testament”, das 1934 im Haag geschrieben wurde, heißt es ausdrücklich: “So äußerte ich mich auch niemals in der Hoffnung, das Urteil der Judenhasser zu verbessern ... Der Judenhaß bleibt – so lang wie die Juden” – den Juden bleibt keine Hoffnung, als zu verschwinden (Vermächtnis, 152f.).

Brunner hatte schon zehn Jahre vorher geschrieben, daß es keine Verteidigung der Juden gibt: “Was hilft gegen den Judenhaß? ... Nichts. Was können die Juden tun, ihre Ehre und Ruhe zu retten? Nichts. Was hätte sie vor der Verleumdung bewahren können? Nichts.” (Einsdl, 135).

Wozu schrieb er also diese Bücher? Sprach er nicht von den Pflichten des Staates zum Beispiel und wandte sich also an den Staat? Ja, aber wie sich herausstellt, an die “Idee” des Staates. Und sprach er nicht von den Pflichten der Juden? Gewiß, aber was zu tun? Unterzugehen. Brunner hat keine Hilfe. Ja, ist nicht eigentlich der Sinn der Judenbücher, besonders der späteren, sozusagen dialektisch und auf dem Papier die Juden zu ‘vernichten’, ihre Existenz definitionsgemäß zu leugnen, nach dem Muster

des aus dem “Einsiedler” bereits zitierten schönen Satzes: “Selbst wenn sie (ein Volk) wären, könnten sie es nicht sein”!? (ebd., 134)

Er schreibt die Bücher in Wirklichkeit nur zur Selbstverständigung. “Judenhaß ist Menschenhaß”. Wir haben da ein großes Beispiel, uns Menschen zu verstehn: “ohne die Juden keine psychische Anthropologie” (Vermächtnis, 152). Brunner bemerkt in einer Tagebuchaufzeichnung, wohl aus der Zeit im Haag, daß der sich zum Geist Bekehrende die im Ungeist Beharrenden nicht hassen werde: “Eine *Gattung* kann sich doch nicht bessern! – ... Sie haben ihr Recht. Aber dein Recht ist der größtmögliche Haß gegen deine früheren Hausherrn, gegen dich selbst” (Tgb, 354). Wie zitiert, bezieht sich Brunner (Einsdl, 137) auf die “moderne Psychologie” mit ihrer Lehre von den “Todesabsichten” im “Unterbewußtsein”. Wir sind allzumal Mörder (und Selbstmörder). Brunner philosophiert. Womit es ihm wirklich ernst ist, das ist seine Theorie, die des Natum und Cultum und des Aberglaubens, der ewig sein wird – das stoische “Erkenne dich selbst!”

So setzte er sich nun auch in Rotterdam und im Haag hin, sein Herz zu erleichtern – in einer “Schrift, die zunächst für mich entstand in der Art meiner Tagebuch-Aufzeichnungen” (Vermächtnis, 106) – und die ewige Lehre zu ziehn, – ... ein Don Quichotte vom Standpunkt der Welt, ein wahrer Stoiker.

Daß er aber meint, was er “über das große Unglück aufgeschrieben”, dürfe er dem (amerikanischen) Adressaten nicht schicken, erklärt sich aus demselben Grunde, aus dem er “nicht an Veröffentlichung dieser Schrift” denken will. Wenn er später diese erste Angst aufgab und Abschriften seiner Manuskripte unter den Freunden außerhalb Deutschlands zirkulieren ließ, so erlaubte er doch keine Veröffentlichung. Auch “Der Entlarvte Mensch” durfte nicht hinausgehn. Was er am 24. Juli da “aufgeschrieben” hatte, war das kleinere, in Rotterdam begonnene Manuskript, das 1936 in New York in meine Hände kam.

Der Anprall der umstürzenden Ereignisse hatte, wie wir im Schreiben an Pinner vom Juni 1933 bereits lesen konnten, Brunners Ansichten nicht erschüttert. Ähnlich behauptet er im zitierten Brief vom 24. Juli: “Eines magst und wirst du wissen: daß meine Gedanken sich nicht gewandelt haben, in keinem einzigen Punkt, und daß ich nach wie vor gewiß bin, mit der Wirklichkeit der Menschennatur und der Menschengeschichte

zu denken“. In der kleinen Schrift, die er einen Monat vorher vollendet hatte, setzt er hinzu: “Nur hätte ich die Wahrheit über die Judenemanzipation hundert Jahre früher sagen müssen” (Vermächtnis, 99) – d. h., er merkt endlich, daß er nichts für die Gegenwart zu raten hat.

Etwa eine Woche später schreibt er nach Berlin: “Daß ich persönlich unerschüttert stehe auch in der Gewißheit ..., daß gerade durch diese furchtbaren Erlebnisse die Wende herbeigeführt wird. Wir dürfen nun nicht mehr unser Leben, wir müssen die Geschichte zum Maßstab nehmen – auch um leben zu können selber ... Zunächst freilich stehen politisch noch die fürchterlichsten Entladungen der Finsternis bevor, noch dauert das Unglück; wir müssen’s überdauern ... Da muß sich denn zeigen, daß wir auch etwas sind.” – Daß sich dies in der Form zeigen würde, daß seine Tochter es ablehnte, Mutter allein in den Hitlertod gehen zu lassen, oder daß Schimschon Ball seine Hungerration Schlomos Tochter zuschob, in der eitlen Hoffnung, wenigstens sie zu retten, das konnte Brunner nicht ahnen. Der “stärkendste Trost” sei die Einsicht, sagt er bezeichnenderweise und fährt fort: “Nächstem, daß in diesen Zeiten Ihr alle untereinander Euch lieben müßt und in keinem Hause keinerlei Anlaß auch nur zu einem lauten Wort führen dürfte. Denn wir müßten sehr uns schämen, das selber im Hause und in uns zu haben, was von draußen her das Unglück uns gebracht hat, und wir wollen wenigstens besser werden.” – Das ist Brunners “Antwort” an Hitler. So heißt es auch im Endkapitel des “Entlarvten Menschen”: “Arbeitslos, und habest keinen Boden für deine Tätigkeit? – So kannst du dich doch auf deinen Hosenboden setzen zur Arbeit an dir selbst” (EM, Bi, 157). – Philosophisch-stoische Selbstverständigung, das ist Brunners wirkliches Ziel.

Seine Prognose in dem Brief ist: “Es ist ja möglich, daß noch zwei, drei Jahre das Unglück steht.” Im “Nachwort” 1934 meint er aber: “Ein Menschenalter mag’s dauern, bis es in Deutschland für sie (die Juden) wieder erträglich wird; so hab ich’s vom ersten Tag an jedem gesagt” (Vermächtnis, 190). – Das Unglück stand mehr als zwölf Jahre noch, und die “Entladungen der Finsternis” waren noch viel fürchterlicher, als Brunner oder sonst jemand sich hätte vorstellen können.

Wenn wir auf Brunners politische Haltung noch einmal im ganzen zurückblicken, finden wir schon ihr Fundament widerspruchsvoll. Bald sieht er Konstanz, bald Umwälzung in der Geschichte. Am Beginn des Jahrhunderts stellt er, wie zitiert, den Denkern die Aufgabe, "für die kommenden Zeiten die so ganz anders als heute gestaltete soziale Praxis" heraufzuführen, "so wie sie in der Vergangenheit die wissenschaftliche Praxis heraufgeführt haben" (Lehre, 585), und verkündet: "Keine Reaktion kann Halt gebieten ... Man ... verschließe nicht die Augen vor dem unaufhaltbaren Fortgang der großen geschichtlichen Umwälzung" (Lehre, 622.645). Ein Jahrzehnt später folgerte er, wie wir sahen, aus der Konstanz der Menschennatur die Konstanz der menschlichen Hauptverhältnisse (Haß & Denken, 40). Und wieder fast zehn Jahre später folgerte er umgekehrt: "Da sie (die Menschen) ja ihre Naturen nicht ändern können, müssen sie die allgemeinen Verhältnisse ändern, um ein besseres Leben zu gewinnen" – wegen der "Ausartung" sogar "immer von neuem" (Liebe, 208). Auch kurz vor Hitler fordert er: "Wir wollen bessere Lebensverhältnisse schaffen"; die Menschen änderten sich nicht; aber: "die Menschenwelt verändert sich nach den sich ändernden Verhältnissen" (EM, 29). 1934, im "Nachwort zum Testament", schreibt er aber wieder, daß die Menschheit "wegen des konstant bleibenden Charakters, in aller Zukunft immer wieder die ähnlichen Schicksale durchmachen wird..., ob nun der Staat das Kapital oder das Kapital den Staat hat"; sogar: "Feudalistische Vorherrschaft von irgend einer Art (wird) bleiben" (feudalistische! – im Charakter, 81, wie zitiert, wird er dann behaupten, der Staat könne ohne den Adel nicht auskommen!) und: "Es werden ewig hin dieselben, in bezug auf den Fortschritt gänzlich erfolglosen, Kreisläufe sich vollenden" (Vermächtnis, 195). Auf der nächsten Seite lesen wir: "Nie wird etwas wiedergebracht; es gibt immer nur Neues unter der Sonne, solange die Welt die Welt der Bewegung ist"! –

Natürlich: wenn man an "die" Natur und "den" Menschen denkt, wird man nur Konstanz, nur Dasselbige, aussagen können. Sobald man aber von konkreten Naturerscheinungen, wirklichen Menschen spricht, wird man umgekehrt immer nur Neues, nur Verschiedenartiges sehen. Aus dem andauernden Jonglieren mit diesem Widerspruch kann sich [bei] Brunner keine Geschichtstheorie ergeben.

Und ebenso widerspruchsvoll ist Brunners politische Haltung. Der

Zweiundsiebzigjährige schreibt im Naziexil – paradox genug und keineswegs *nur* satirisch – er sei Nationalsozialist, “allerdings in manchen Punkten zu entgegengesetzten Konsequenzen kommend”. Er bekennt allerdings: “Nie war mir möglich, zu einer der politischen Parteien mich zu finden” (Vermächtnis, 169). Der Vierziger hatte in der “Lehre” Lassalle und seine Politik gepriesen (Lehre, 607), der Fünfziger meinte vertrauensvoll: “Das kann gar nicht ausbleiben, daß die Sozialdemokratie Deutschlands so deutschnational mit Bewußtsein wieder wird, wie ihr Begründer Lassalle gewesen ist” (Haß, 222f). In “Unser Christus” spricht er dann (nach 1918) von der “gewissermaßen mosaischen und prophetischen Idee des demokratischen Staates”, es sein kein Zufall, daß Begründer von Theorie und Praxis der Sozialdemokratie zwei Juden gewesen, “auf die Verwirklichung dieses Ideals geht auch die Revolution dieser Zeiten ... Die sozialdemokratische Bewegung ist das Kolossalste in der Menschengeschichte und kein Zweifel, daß sie im Siege ... und daß durch sie die Rechtsidee an Macht gewinnt” (Christus, 442f). –

Also war Brunner wohl Sozialdemokrat und Anhänger der Revolution? Keineswegs! Er lehnt – anschließend (aber wohl nachträglich hinzugesetzt, der Widerspruch als Erweiterung)! – seine eigne Anrufung der Propheten und ihrer Rechtsidee für die Revolution ab, die gar nicht dem Recht zur Macht ver helfe (Haß, 205). (“Das” Recht definierte er selbst als “Gemeinschaftsegoismus”; EM, Bi, 52). Daß er weder Sozialdemokrat noch auch nur “Liberaldemokrat” sei, hatte er, wie gesagt, schon 1919 erklärt (Haß, 63). Der Sechziger schrieb (Einsdl, 88): “Meinen Standpunkt hatte ich als deutschnational bezeichnet und bezeichne ihn noch so, unabhängig natürlich von der politischen Partei, die sich inzwischen den Namen der Deutschnationalen gegeben hat”. Und der Siebziger behauptet im Exil: “Wer meine Äußerungen über Politik kennt, der weiß, daß ich Nationalsozialist bin”, und: “Es ist ganz gewiß etwas Wahres an dem, was ein guter Berliner Schreiber geschrieben hat: daß ich einem wahren Nationalsozialismus Dienste zu leisten imstande wäre” (Vermächtnis, 181). – Er, nicht Hitler, ist der wahre Nationalsozialist ...

Das heißt nicht, daß Brunner nicht heftig genug gegen Hitler angeht, auch in den beiden kleineren Schriften, die er 1933/34 in Holland schrieb – aber mit welchem Mangel an historischer Einsicht! Wohl wahr, Hitler war ehrgeizig, log, schmeichelte, versprach, drohte, und die Masse war

unkritisch, fiel auf Reklame herein etc.; darum allein kam Hitler nicht zur Macht. Wohl wahr, die Juden sind die Minorität und mögen nach der “Menschennatur” Unliebsames von der Majorität erfahren. Das erklärt aber nicht, warum Judenverfolgungen keineswegs immer und überall angehen, warum sie gerade zu dieser Zeit, an diesem Ort ausbrechen. Oder ist das eine Erklärung: “Der Neid des Schicksals wegen der großen Rolle, welche die Juden in der Geschichte gespielt haben”; “das ist ein blöder Versuch des finster gewordenen Westens, in den sogenannten Juden den Geist des Christentums treffen zu wollen” (Vermächtnis, 175.210) – ähnlich wie Freud in seinem “Mann Moses” von den Nazis behauptet: “Ihr Judenhaß ist im Grunde Christenhaß”¹⁴⁵. Überhaupt sich mit der Naziideologie auseinandersetzen hilft gar nicht, die historischen Prozesse und Hitlers Funktion in ihnen zu verstehen.

Eine der Hauptaufgaben, für die Hitler an die Macht kam, war die Aufrüstung. Und siehe da, Brunner fühlt “Freude über die Stärkung Deutschlands nach außen hin” (ebd., 83). “Auch die erfolgte Reduktion der Weiber auf natürlichere Grenzen” (ebd.) (!) bucht er positiv! (Die “Politisierung der Weiber” durch die Nazis (EM, Bi, 114), ist nun vergeben.) “Vieles finde ich da in dem heutigen nationalsozialistischen Staat gut und finde das gut nicht erst seit heute”, sagt Brunner und zitiert den Berliner Tageblattartikel zu seinem 70. Geburtstag über seine “politisch konservative Gesinnung” gegen “alle Fortschrittstheorien”, “gegen die historisch-materialistische Geschichtsauffassung” (Vermächtnis, 85 Anm.). “Ich selber bin ein Patriot genannt worden (auch von Deutschnationalen und Nationalsozialisten)” (ebd., 60), rühmt sich Brunner.

Er meint nun zwar naiv indigniert: “So ist kein einziges gutes Wort mehr vom Krieg zu sagen, wie er heute ist”, Weltkrieg sei Weltvergiftung (ebd., 96). Aber was hatte sich darin eigentlich geändert, seit derselbe Brunner den “Zweiten Deutschen Krieg” angesagt hatte? So mancher Patriot schluckte, wenn auch oft mit Beschwerden, den ganzen Hitler wegen des “deutschen Krieges”. Vielleicht darf man sagen, daß Brunner die Katz aus dem Sack läßt mit diesen Sätzen: “Unter denen, die nicht

¹⁴⁵ Solche “Erklärungen” sind übrigens alt. Ich erinnere mich, wie 1922 ein russischer Medizinstudent im Leipziger jüdischen Studentenverein eine Rede hielt, in der er in seinem drastischen Jiddisch behauptete, die Juden hätten mit dem Christentum den Völkern “aufgehängt a Lung un Leber auf’n Nos”.

sich drehen konnten noch durften, die halbe Million deutscher Juden; gegen sie die Bluthunde losgelassen. Das war die eine Hauptsache der nationalen Erhebung, die bei uns nicht etwa, wie zum Beispiel in Italien und in Rußland, mit den Juden zusammen vor sich gehen konnte” (ebd., 50). Man fühlt sich an Äußerungen mancher prominenter Mitglieder jüdischer Gemeinden gleich nach Hitlers Regierungsantritt gemahnt, daß sie “dafür” seien, aber “Humanität” verlangten – was hieß, die Juden sollten nicht ausgenommen werden.

Doch gerade den Gefallen wollte Hitler ihnen nicht tun. Selber einer dieser muffigen antisemitischen österreichischen Kleinbürger, hatte er die Judenhetze als Hauptmittel der Agitation beim ausgeweglosen deutschen “kleinen Mann” benutzt, der gegen die organisierte Arbeiterschaft in Kadern formiert und bewaffnet wurde. Brunner selbst bemerkt richtig, daß von der Nationalsozialistischen Partei “alle ihre Widersacher mit dem Namen Juden belegt werden (und das ist ..., womit sie die ganze Macht des Staates zu erstürmen hofft und vielleicht auch erstürmt)” (EM, Bi, 106). Bei diesem guten Mittel blieb Hitler auch nach der Machtergreifung. Nicht einfach seiner Ideologie wegen – die ihn nicht hinderte, die SA wieder zu entwaffnen, ihre Organisatoren umzubringen, mit dem Teufel selbst, dem “jüdischen” Kommunismus, den Stalin-Hitler-Pakt zu schließen und Arm in Arm mit der “gelben Rasse” gegen “Germanen” Krieg zu führen. Aber der Judenmord, der Enteignung (“Sozialismus”) und Tarnung erlaubte und manche Freunde in den besetzten Gebieten machte, kostete nichts. Den konnte man sich leisten, genau wie die Vernichtung der Zigeuner, auch wenn kein großer Zweck darin lag. Deutsche Philosophen hatten behauptet, daß im Menschen ein “kategorischer Imperativ” lebe, ethisch, daß heißt interesselos, selbstlos zu handeln. Zweifler hatten solches weder im individuellen, noch im sozialen Leben entdecken können. Eher schon eine selbstlose Gemeinheit, eine Art böser Verrücktheit. Die Hitlerdeutschen lieferten das große, tragische, bestätigende Experiment der Geschichte für diese letztere Ansicht. –

Es ist wahr, der “Nationalsozialist” Brunner tritt gleichzeitig für Demokratie ein – mit kräftigen Vorbehalten: “Bei aller Anerkennung der Wahrheit vom ‘beschränkten Untertanenverstand’, ich spreche von mehr: von der zum Denken *und zum Staat* unfähigen, nur nachahmenden, der Führung und Strenge bedürftigen, ebenso unselbständigen wie unbändi-

gen Menge” (ebd., 89)!

Der Patriot dekretiert: “Beides (seine Ehre und sein Deutschtum) verliert, wer – er mag persönlich noch so hart betroffen sein – gegen Deutschland *hetzt*, auch wenn er, weit entfernt von der Gesinnung und Absicht, gegen Deutschland zu hetzen, nur gegen dessen jetzige Regierung hetzt; denn es trifft Deutschland. Ich bin mir meiner Pflicht gegen die jetzige Regierung bewußt und denke nicht an Veröffentlichung dieser Schrift” (ebd., 105f.).

Aber solcher Patriotismus erlaubt ja gar keinen Kampf. Was soll dann Brunners Entrüstung über Treulosigkeit der sich Gleichschaltenden? “Das ganze Volk in deinem Lande!” läßt er den “Charakter” anklagend ausrufen, “wie so geschwind haben sie den Mast ihrer Überzeugung gekappt” (Charakter, 78). Die aber tatsächlich Widerstand geleistet haben, die “Arier” in den KZ, die adligen “Verräter” – die waren sich offenbar ihrer “Pflicht gegen die jetzige Regierung” nicht bewußt, nach Brunner, wie nach Hitler.

Brunner schrieb 1936 an Frederick Ritter, auf eine Episode in dessen Roman “Julia” anspielend, auch er habe einen Brief zerrissen. Es war ein Brief von Dr. Carl Borromäus Herrligkoffer – “Borro der Leibfuchs”, das “wunderbare Herz”, den er “doch auch – zu den ammé-haarez rechne (ich habe ihm 25 Partien im Schach abgenommen)” – “Es leben die ammé-haarez – sie können leben!” hatte Brunner über ihn geschrieben (Tgb, 263). Herrligkoffer hatte jenen Brief mit seinem eben in München erschienenen autobiographischen Buch “*Kampf um Leben und Tod*, Gedanken, Plaudereien und Erlebnisse aus vierzigjährigem Arztum” gesandt. In der bereits gekennzeichneten Art Brunners, auf privat Erlebtes anzuspielen, läßt er sich in seinem letzten Werk von dem “Charakter” zurufen: “Und wolle nicht verstecken den Brief da und das Buch da auf deinem Tisch. Das Buch hat dir einer zugeschickt, der es nicht hätte schreiben dürfen, wie der Brief beweist, den er (ein paar Tage mal fern von Schuß) dazu geschrieben hat” (Charakter, 79).

Das bedeutet offenbar, daß der bayerische Freund bei einem Ausflug über die deutsche Grenze nach dem Haag geschrieben hatte, und zwar in einer Weise, die Brunner in schroffem Widerspruch fand zu dem, was im Buch stand. Das kann eigentlich nur heißen, daß der Mann in dem Brief seinem Nationalsozialismus abschwor – was nicht ganz wahrschein-

lich ist. Vielleicht nahm Brunner nur gewisse stark ausgesprochene Vorbehalte und joviale Freundschaftsbeteuerungen dafür.

Wie man aus der angezogenen Tagebuchstelle ersieht, hatte Brunner seine Beziehungen mit Otto Ernst fortgesetzt, auch nachdem dieser Antisemit geworden war. Herrligkoffer war kein Judenhasser geworden. Allerdings, jetzt war der Antisemitismus keine Theorie, sondern eine bedrohliche Praxis, die Staatsgesetz geworden. Hitler stützen und Nichtantisemit sein ging schlecht zusammen. Nun ging es um Leben und Tod, und man mußte bekennen. Und Brunner zerriß den Brief.

Aber so konnte der brave Landarzt geschrieben haben, man war doch schließlich kein Jude. Sollte man wegen gewisser pöbelhafter Unarten der “Bewegung” sich von der nationalen Erhebung ausschließen? War nicht, wie Brunner selbst zugab, Gutes an Hitler? Man hatte sich natürlich gleichgeschaltet. Man war eben eigentlich ganz in Brunners Sinne ein nationaler Mann und Patriot, und man tat seine Pflicht gegen die jetzige Regierung!

Herrligkoffer war, wie seine Schrift zeigt, ein “treuer” Anhänger Brunners geblieben. Wo er Philosophisches bringt – und er tut das oft, besonders im ersten und im dritt- und vorletzten Kapitel –, klingt alles wörtlich an Brunner an, den er aber natürlich nicht nennt (außer einmal als den Verfasser des in der medizinischen Zeitschrift “Hippokrates” erschienenen Artikels “Natura sanat, medicus curat” – welchem Grundsatz Herrligkoffer opponiert). Aber, aber, allerdings, was da aus Brunners Gedanken gemacht wird!

Gleich am Anfang nach dem von Goethe entlehnten Motto (“Nach dem Gesetz, nach dem du angetreten, so mußt du sein”) wird Brunners Kritik des Entwicklungsaberglaubens in der Pädagogik auf – – “die unendliche Wichtigkeit der Rasse” hinausgeführt.

“Wir rotten das Faule ... aus” – “Man stoße sich nicht an dem Worte ‘züchten’” – “Warum, o Mensch, veredelst du das Tier? Dich selbst züchte dich zum Edeling!” – “Die ersten wichtigsten Schritte zur Erreichung dieses ... Ziels sind im Dritten Reich gemacht worden”! Für “Entwicklung” sagt man nun “Züchtigung”.

Man kann sich denken, daß Brunner bei diesen “Weltweisheiten” im nationalsozialistischen “Nönnchen”-Stil alle Haare zu Berge standen. Was nützte es ihm, daß dieser treue Anhänger im letzten Kapitel, wo er aller

Lebensfreude dankbar gedenkt, schrieb: “Zu noch größerer Dankbarkeit bin ich einem solchen Freunde verpflichtet, der mir die allergrößte Förderung meiner Weltweisheitsneigungen zuteil werden ließ ..., er, einer der herrlichsten Menschenkenner”, und Brunners Motto zu “Unser Christus” zitiert! Zumal, wenn Brunner weiter und zum Schluß lesen mußte: “Da kam in 12. Stunde der Retter ... Das Tagwerk des Neubaus im Dritten Reich hat begonnen ... Und gewaltig ist die Aufgabe. Sie wird gelöst. Denn der Baumeister ist ein Riese – Adolf Hitler. – – –”

Der Fall des jovialen Anhängers Herrligkoffer, der einmal auf der Tribüne der Berliner “Gemeinschaft” für Brunner öffentlich “Zeugnis” abgelegt hatte, beleuchtet nicht schlecht die qualvoll widerspruchsvolle Situation Brunners.

Richard Beer-Hoffmann wurde im New Yorker Exil gefragt, ob er sich als deutschen Dichter betrachte. “Wenn Deutsche mich lesen und als den ihrigen betrachten werden, dann werde ich ein deutscher Dichter gewesen sein”, erwiderte er. “Und sollte ... das deutsche Volk ewig nicht seine Juden zu den Deutschen rechnen, so müßten doch die Juden Deutschlands zum Deutschen Volk sich rechnen” (Vermächtnis, 107), stürmt Brunner im Exil, wie er schon 1930 geschrieben hatte: “Der Antisemit ist dein Volksgenosse, und wenn er dich ermordet!”

Brunners politische Ansichten muten doktrinär unwirklich an. Er hatte sich einmal notiert: “Der Staat ist das *Concretum* des gemeinsamen, kommunistischen Egoismus aller” (Vermächtnis, 47). So kommen dann solche merkwürdigen Sätze in den “Nachworten” zustande: Am Nationalsozialismus sei Gutes, welches aber das Gute am Sozialismus und Kommunismus sei, das der Faschismus verwirkliche; kein Staat sei jemals ohne Sozialismus und Kommunismus gewesen; “jeder Staat war, ist und wird sein demokratisch. Fragt sich nur, wieviel” (EM, Bi, 165 Anm.)! Bei Hitler etc. war es eben wenig; aber die ewige Definition bleibt – wie sie für jede bessere Räuberbande bleiben würde.

Und am 12. März 1935 äußert er sich in einem Brief an Pinner in Hitlers Berlin in dieser bemerkenswert donquichottischen Weise: “Von der Judenfrage aber würde ich Dir raten, Dich abzuwenden und zu machen, als wäre sie nicht. Sie ist zur Zeit nicht, ist kein Aktivum, nur Passivum” – was wohl heißen soll, daß Brunner endlich gemerkt hat, daß das Schicksal der Juden nicht von ihren eigenen Handlungen abhing.

Trotzdem fährt er fort: “Die Juden hatten die Emanzipation nicht verstanden – die Geschichte kommt damit wieder ..., aber zur Zeit ist vergeblich, darüber zu reden, weder den Nichtjuden, noch den Juden selbst. Ich kann hier nichts weiter sagen als nur noch, was mir der demokratische Staat gesagt hat, daß seine Regierungszeit noch lange nicht abgelaufen sein wird” (Vermächtnis, 190f.). Dem Adressaten in Berlin mag diese Voraussage eine ermutigende Botschaft gewesen sein. Aber daß die Judenfrage auf die Wiederkunft des demokratischen Staates warten sollte, wenn wieder Zeit sein würde, sie – sozusagen in aller Ruhe – nach Brunners “gereinigtem” Emanzipationsbegriff zu “lösen” – das ist denn doch die Höhe doktrinärer Blindheit! Jetzt, wo diese und ähnliche Lösungen bankrott gemacht haben, wo der Jude die Vernichtung vor Augen sah, sein nacktes Leben nicht retten konnte, der Erdball für dieses Prozent seiner Bevölkerung keinen Raum mehr zu haben schien – jetzt sollten die Juden vor ihrer Lebensfrage die Augen schließen, “als wäre sie nicht”!

Brunner hatte keine Geschichtstheorie, weswegen eben er nun apodiktisch behauptet, daß “die armen Leute” sich die “reichen Heiligen” (Diktatoren) machen müssen – “mußten so und werden immer so müssen” (Charakter, 188) – während er dreißig Jahre vorher ebenso apodiktisch das Gegenteil behauptet hatte: “Die ganze moderne Völkergeschichte ist Errichtung der neuen Gesellschaft” (Lehre, 606) auf dem Grunde des “Rechts des allgemeinen Volkstums”.

Brunners wirkliches Ziel ist, wie gesagt, philosophisch-psychologisch. Nach ihm “bleibt sinnlos, mit der vergangenen Geschichte sich zu befassen, wenn es nicht mit dem Erfolg geschieht, daß dadurch der Blick sich auftut in den Menschencharakter” (Charakter, 174). In Wahrheit nur in diesem Sinne beschäftigt er sich auch mit den Nazis.

Die normale Reaktion auf deren Taten ist, auszurufen: “Das sind keine Menschen mehr!” Wenn feine Geister, wie Martin Buber, von der “Dimension des Menschseins” sprachen, die, wer solches beging, “nur scheinbar und äußerlich mit uns teilt”, so drückt sich darin auch nur die spontane Reaktion aus.

Die Wahrheit aber ist, daß diese Rassenmörder Menschen sind wie wir. Sie waren nicht anders geboren. Es gibt keine geborenen Verbrecher. Die dornige Wahrheit müssen wir an unser Herz drücken, auch wenn es blutet.

Brunner hat die größten Schrecken nicht mehr erlebt. Aber die Nazis wären ihm auch dann dieselbe Gelegenheit für seinen ethischen Hauptkampf geblieben: uns aus unsrer egoistisch solipsistisch verwurzelten Einstellung herauszureißen, nach der wir entweder uns von den Menschen ausnehmen oder die andern Menschen vom Menschsein ausschließen. Die Nazis erkennen heißt, uns alle, den Menschen, entlarven, “das Tier mit der Einbildung” (ebd., 175). Der Mensch kann “unter sich selbst sinken” (ebd., 193). “Das egoistische Bewußtsein grenzt überall an Verrücktheit und durchdringt sich mit ihr; es gibt gar keinen Vernünftigen, der nicht auch zugleich pathologisch zwecklos, zweckwidrig und gefährlich (für sich und andre) dächte” (ebd., 200 Anm.). So schrieb Brunner in seinem letzten Werk, er, der mit Bewunderung vom kollektiven Sündenbekenntnis spricht, das der Jude am Versöhnungstag mit der ganzen Gemeinde ablegt und sich nicht von den Menschen ausnimmt. Nur wenn man die Wahrheit über den Menschen und sich selbst als Menschen erkennt, besteht Hoffnung zur “Erhebung über sich selbst”, zur “geistigen Modifikation und Selbsterziehung” (ebd., 193).

“Unser Charakter”

Brunner machte im November 1934 sein Testament. Im Frühjahr war er sehr krank gewesen. Unterm 26. Februar hatte er geschrieben, er liege wieder “in einem Tal (mit ... nervösen Zuständen); und dazu das mit den Augen”, und am 17. April schrieb Lotte: “Vater hat Grippe, die das Herz mit beeinträchtigt”. Am 10. November klagt er in einem Brief an Ernst Ludwig Pinner: “Man sieht so vieles jetzt nicht. Ich auch nichts über die Gestaltung meiner nächsten Zukunft. Das beschwert mich sehr.”

Im selben Brief erwähnt er das Werk, an dem er damals arbeitete, ein Buch, das er selbst sein “letztes Werk” nennt und das vollenden zu können, bevor er dahinging, sein Hauptwunsch war: “Unser Charakter” – welches er wohl im folgenden Jahre wesentlich zum Abschluß brachte. Dazwischen schrieb er das sogenannte Nachwort zum Testament. Schließlich holte er noch das alte Manuskript von “Du und die Andern” hervor in der Hoffnung, nun vielleicht vollenden zu können, was er wohl ein Vierteljahrhundert vorher hatte stecken lassen. Es gelang nicht. Das wirklich repräsentative Werk dieser letzten Jahre im Haag blieb der “Charak-

ter”.

“Unser Charakter oder Ich bin der Richtige!” erschien 1939 in Zürich als erstes der zur Veröffentlichung bestimmten hinterlassenen Manuskripte. Ich glaube kaum, daß außer den eigentlichen Anhängern jemand das Buch in die Hand bekam. Die Zeit (des Zweiten Weltkrieges) war denkbar ungünstig. Aber das Buch verschwand auch sofort aus dem Buchhandel. Die Verlagspartner scheinen einen Prozeß gegeneinander geführt und den Verlag stillgelegt zu haben. Das Resultat war, daß dieses markante kleine Werk Brunners völlig unbekannt geblieben ist.

Daß Brunner einmal gesondert über den menschlichen Charakter schreiben mußte, war nur natürlich für ihn, der eigentlich in allen seinen Büchern etwas darüber zu sagen hat, besonders wo es sich um den Hochmutsaberglauben handelt, aber auch wo er vom Genie spricht und von der geistigen Modifikation; und der schon früh über den Charakter zu denken begann.

“In frühen Jahren” sei er, berichtet er (Charakter, 131f.), “mit den Schwächen und Gebrechen anderer naiv unzufrieden” gewesen “bei naiver Zufriedenheit” mit sich selbst. “Ich blickte nur auf die andern; wie ein Zuschauer, an sich selbst völlig verschwunden in ein Schauspiel hinein, das ihn leiden macht. Bis eines Tages” er sich fragte: “Kannst du zufrieden sein mit deinem eignen Charakter?” Wie Constantin Brunner auch sonst sagt, den Menschen müsse man vor allem in sich selbst kennen lernen. “Ich ging auf Entdeckung meiner ... Wie ein Astronom, der ein Doppelgestirn erkennt, wo er früher nur einen einzigen Stern gewahren konnte, so beobachtete ich meinen imaginativen und meinen real egoistischen” ..., den “Doppelmenschen”, den wir Menschen alle haben.

In dem bereits angezogenen Brief von 1935 aus dem Haag, also aus der Zeit, in der er am “Charakter” arbeitete, heißt es: “Ich habe mein langes Leben lang über den natürlich egoistischen und zu Hochmut und Unbändigkeit neigenden menschlichen Charakter gedacht und zwar jederzeit mit Hinblick auf meinen eignen Charakter.” Gewissermaßen als ethisches Resultat vermerkt er: “Und vom Charakter eines andern Menschen vermochte ich zu sagen: Er ist besser als ich ... Ich habe ernsthaft versucht, für mich die Konsequenzen zu ziehn ... und vor mir selbst Egoist zu sein in der Art, wie ich andre als Egoisten vor mir hatte” – also das, was er in “Unser Charakter” uns alle auffordert einzusehn: “Auch

ich gehöre zu den Menschen”; den Aberglauben unsres eingebildeten Engelscharakters und unsern uneingestanden Solipsismus aufzugeben für eine realistische brüderliche Identifizierung.

Gedanken über unsern verborgenen Solipsismus und seine Ursache, die Schwierigkeit gegenseitigen Verständnisses, kann man schon 1897 in einem Brief finden: “... daß all unser Sprechen sich lediglich im Gebiet der Gesichtswahrnehmung hält ... und daß darum auch alle unsre Gedanken im äußerlichen bleiben, und darum haben wir nur schlechte Bilder von einander”. Und sehr schön ruft er aus: “Ach, es ist ja gar nicht wahr, was doch die tiefsten Geister behauptet haben: daß die Menschen so böse sind –: sie sind nur so böse gegeneinander. Und das, weil sie sich nicht verstehn. Die uns verfluchen und verfolgen, würden uns verteidigen und lieben, wenn sie uns sehen, wenn sie mit uns leben könnten, denn sie würden uns verstehn.” Und 1907 schreibt er schon fast wörtlich, wie in “Unser Charakter”: “Es bleibt im Grunde ein jeder in sich abgeschlossen, für den andern zugeschlossen”, und er gibt schon hier die Erklärung: “Das eigentlich umfassende Grundbewußtsein in uns ist das der Sensation, davon steigt nur verhältnismäßig wenig herauf in das intellektiv Deutliche, für uns selber Erfäßbare, und dafür beginnt dann erst die Quälerei um die Mitteilung in Worten. Wir sind wie durch Gefängniswände getrennt, mit einander nur verbunden durch das Sprachgitter, wodurch so wenig nur sich sagen läßt” – was sich fast wörtlich in der “Lehre” (1024) wiederfindet. Der Monolog des Charakters wird hier von “kosmischen Entfernungen” sprechen, von der Unmöglichkeit des Verständnisses, wie wenn man einem Hund erklären wollte, warum man eine Steuer für ihn zahle.

In dem erwähnten Brief aus der Zeit der Arbeit am “Charakter” schreibt Brunner mit Bezug auf einen früheren Anhänger: “Ich habe nichts gegen *diesen* Menschen, habe nur mit *dem* Menschen zu tun und kenne im Grunde nur Einen Menschen, an dem und dessen sämtlichen Eigenschaften alle die Einzelmenschen nach verschiedenen Graden teilhaben”, d. i. der “Eine Adam” im Monolog des Charakters. Auch die ethischen Schlußfolgerungen, das Ziel des Buches, sind in dem Brief angedeutet: “Daraus folgt für mich und für uns alle, die wir nach Vernunft und Gerechtigkeit streben, erstens: daß uns ... auf *unsre* Vorzüge Eingebildetheit nicht zusteht, und zweitens: daß wir keinen Freund (wer es einmal gewesen, der

bleibt es für *immer*) verlassen dürfen.”

Man erinnert sich dabei, wie zäh Brunner Freunde festzuhalten versucht – “auch gegen ihren Willen, bis wieder mit ihrem Willen”, und wie er, in allem Wandel, philosophisch beständig zu sein strebt – nicht umsonst nannte er sich Constantin.

Wann er den “Charakter” zu schreiben begann, konnte ich nicht feststellen. Zuerst war es jedenfalls nur mehr ein Aufsatz. Auch in diesem Falle zeugte er zuerst ein “kleines Kind”. Unterm 28. August 1934 schreibt er an Ernst Ludwig Pinner, daß er ihm “demnächst” auch den “Charakter” senden wolle, “der aber noch erst der Erziehung, besser der Entwicklung bedürftig war”. An Walter Bernard schreibt er fast gleichzeitig (8. September): “Der Charakter ist noch sehr gewachsen und gereift”, und verlangt elf Tage später den Durchschlag des Manuskripts zurück: “Ich fand doch noch so viel zu tun daran, kann’s nicht so lassen, da es besser sein will. So ein Tyrann ist das Schaffen und verlangt eigentlich einen Schöpfer von ewigem Leben.” Wahrscheinlich war der zurückgeforderte Durchschlag identisch mit dem Manuskript, das ich bei Dr. Aron Berman in Tel Aviv einsehen konnte. Die Rede des Charakters fehlte noch ganz darin.

Daß ein Hauptstück nicht von vornherein im Zusammenhang des Ganzen stand, wiederholt den Fall der “Rede der Juden” und von “Zeugnis” und “Schluß” im “Entlarvten Menschen”. “An allen seinen Teilen zugleich” macht Brunner das gezeugte kleine Kind also doch nicht wachsen. Es ist ihm offenbar schwer, sich im Rahmen einer festgelegten Komposition zu halten. Sie fesselte ihn zu sehr. Und so befreite er sich von Rücksichten auf Methode und Buchplan in diesen Glanzstücken, zu denen man auch den Monolog in “Unser Charakter” rechnen darf – trotz gewisser Längen.

Der Monolog. In der barocken, höchst merkwürdigen Rede des personifizierten Charakters ist wohl die merkwürdigste Stelle die, wo der Charakter plötzlich zu singen anfängt und sonderbare Worte ausstößt. Man hat versucht, irgendeine unerhörte Bedeutung hinter diesen Worten zu finden. Auf ein normales Deutsch zurückgeführt, bedeuten sie aber nur etwa: Mensch, Mensch, aus Matsch, das Quaken, das Quaken – o wie und wo, wie und warum – Mensch, Mensch, Matsch, quakst, kyrie eleison, Herr erbarme dich! – Wen das enttäuscht und wer das vielleicht abgeschmackt

findet, dem sei bemerkt, daß Brunner sich dieser Dinge ja nur als Mittel bedient, Mittel, das ihm nahe liegt. Er ist der uns bereits bekannte Brunner des “Unsinnsschaffens”, der “Blödsinnsverhältnisse”, des “Spielzeugs” im Studierzimmer, des Kasperltheaters (das Kapitel “Himmel” in “Von den Pflichten” nicht zu vergessen), der Brunner der Mystifikationen, der im Gespräch in scherzende Äußerungen übergehen konnte, die einem deplaziert, wenn nicht direkt sinnlos erscheinen mochten. Es ist dieser Brunner der Ironie, nicht nur gegen den Gesprächspartner, sondern auch gegen sich selbst (“Deinesähnlichen, die mögen dich als den großen neuen Kandelaber feiern, der seit dem 28. August 1862 die Finsternis der Welt erblickt hat ... Schade, mein Süßer, daß du nicht einmal philosophische Nerven besitzt” 82f.), der sich in dieser Rede seine ihm ganz eignen Mittel des dämonisch-täppischen Spiels schuf.

Die Stelle auf S. 83f. ist eine Art “religiösen” Geplappers, das “Gott” ironisiert wie den Menschen, vor allem eine Art Selbstdarstellung Brunners mit allen seinen “göttlichen” Paradoxen. Und natürlich ist der ganze Monolog so zu lesen, sinnig oder unsinnig scherzend, eine tief verwundete Clownerie.

Es ist der sterbende Brunner, der sich über Tod und Leben grimmig lustig macht: “... und wie lange dauert’s, so findet der Kopf keine Haare mehr und die Hose die Beine zu dünn, und du wirst gar ein Tappergreis oder nicht – dem Stein sei’s geklagt, es kommt über dich der Schimpf der Krankheit und des Sterbens, die einsame Seele wird den schwarzen Schrecken der Verzweiflung überliefert, und du Aas wirst weggescharrt; denn du faulst und verpestest die Luft ... Mit derartigen Gelebe betrogen zu werden, was bedarf’s dazu einer absoluten Substanz? ... Das ist nicht redlich, das ist böse, jemandem, der sich setzen will, hinter seinem Rücken den Stuhl wegzuziehen ..., all das terrestrische und kosmische Werden, und wird doch nicht was aus lauter ekelhafter Sterblichkeit! Ruhe soll sie halten, die Substanz ...” (ebd., 96f.).

Man kennt, übrigens, ähnliche Dinge von chassidischen Rabbis, die ihre Anhänger damit hoch und seltsam verwunderten. Mit Recht fanden diese die größte Heiligkeit in solcher Profanität.¹⁴⁶

¹⁴⁶ Rabbi Levy-Jizchak ben Sara von Berditschew hält in einem seiner jiddischen Lieder “Gericht” mit Gott: “Was hast Du Dich angesetzt an Dein Volk Israel?” und barsch fordert er: “Ein Ende muß das nehmen!” Brunners Charakter tobt:

Daß in dieser Rede Brunner selber spricht, dafür findet man den erschütternden – Beweis in Bickels Aufzeichnung “Constantin Brunners letzte Stunden” [a.a.O.] in den berichteten eigenen Worten Brunners: “Eine Krankheit, die einem die Hauptbedingungen für das Leben nimmt, das Schlafen und das Fressen, und sagt: Du sollst leben, aber (mit gehobener Stimme) du sollst nicht schlafen und nicht essen, und ich sperre dich in dein Haus, daß du nicht an die Luft kommst und wie im Kerker lebst! Nein, nein, *die* Krankheit ist schon tückisch! ... Ich bin doch verständig, ich weiß von der Relativität dieser Welt und daß ich mit meinem Leben den Gesetzen dieser Relativität mich nicht entziehen kann. Ich will auch sagen (gravitatisch): Herr, Dein Wille geschehe! Aber – ich weiß auch von der Negativität dieses Daseins, und es empört mich, und ich habe einen Zorn dagegen, (laut) daß ich – – – – *ich bin ein Edelwesen!* – – – – *so* angefaßt und *so* gemartert werde. (Schreiend): *Das will ich nicht!* (Still): *Das will ich, aber das will ich nicht!*” (S. 29f.)

Bickel erzählt: “Die Nacht vom 23. auf den 24. verbrachte er schlaflos um jedes bißchen Luft ringend. Einen Blick von mir auffangend, sagte er: ‘Du mußt mich nicht *so* ansehen. Das bin ich nicht ... Doch daß man *solches* erdulden muß’” (ebd., 32) – das, was der Monolog “den Schimpf der Krankheit und des Sterbens” nennt – “schmachvolle Vergänglichkeit” in “Natura sanat” (G&T, 255). Noch deutlicher am 26., wenn er schlaflos, in der Nacht, mit geschlossenen Augen, zu sich selber spricht: “Sein Leiden”, berichtet Bickel, “steigerte sich von Minute zu Minute. Plötzlich sagte er: ‘Ich verstehe nicht, warum ich so unruhig bin. Das Leben? Das verdammte Leben!’ Dann nach seinem Herzenweisend, laut, gebieterisch und barsch: ‘Ruhe! Ruhe! Was soll diese Unruhe? Welche Schmach! Welche Schande! Was geht denn *mich* das an? Laß sie nur tun, was sie wollen!’” [“Constantin Brunners letzte Stunden”, a.a.O., S. 35]

Die Idee zum Monolog scheint Brunner gekommen zu sein, als eine Anhängerin ihm im Haag ein Kinderlied vorsang, das eben mit den Worten “Männer, Männer, Matschukim” anfangt. Brunner soll sich auf der Stelle Notizen gemacht haben. Auch die Beschreibung der Melodie (Cha-

“Ich bin dein Opfer, aber nicht dein Bedienter und Beschmeichler und will in deine Schweigsamkeit dir Psalmen schreien ..., bekennen, bei Tag und bei Nacht, ich habe einen Greuel an dem Herrn; sein Rachen ist ein offenes Grab und seine Zunge heuchelt und schwört, aber hält nicht ... Alles, Alles, Alles gehört mir, und dabei muß ich das bißchen Leben so teuer erkaufen” (ebd., 83f.).

rakter, 83) soll auf der Kindermelodie fußen.

Wie dem auch sei, sicher ist, daß Brunner den Monolog als einen Triumph empfand. Ein Besucher (aus dem ehemaligen Czernowitzer Kreis), dem Brunner in seiner letzten Zeit, bereits vom Tode gezeichnet, aus dem Manuskript vorlas, erzählte mir: Alle Hausmitglieder wären eins nach dem anderen verschwunden und zu Bett gegangen. Nur er sei mit Brunner zurückgeblieben. Eine Flasche Wein wurde entkorkt. Brunner steckte sich eine seiner schweren Zigarren an und begann, die Rede des Charakters vorzulesen. Er las mit steigender Stimmkraft und wachsender Begeisterung, so daß der Gast dauernd in der ängstlichen Spannung erhalten wurde, da er befürchtete, jeden Augenblick den schwer kranken Mann, von einer Herzattacke gepackt, niedersinken zu sehen. Als Brunner triumphierend geendet hatte, habe der Besucher seiner Überraschung darüber Ausdruck gegeben, daß Brunner, im Gegensatz zu anderen, mit dem Alter gerade erst zu einem jugendlich stürmenden Stil gekommen sei. Darauf habe Brunner ausgerufen: “Früher konnte ich ja gar nicht schreiben! Ach, ihr Czernowitzer, da hat einer von euch die ganze Ankündigung auswendig gelernt! Ich konnte ja damals gar nicht schreiben!”

Brunner hatte offenbar das Empfinden, daß er hier endlich seinen Stil gefunden hatte. Noch mehr aber mag etwas anderes in ihm ein Gefühl des Triumphs erweckt haben. “Von diesem meinem und gar nicht meinem Leben des Ich und Nicht-Ich, dem Haus mit den offenen Türen, davon reden mag, darf, kann ich nicht. Es ist dies Erkenntnis und Erahnung von einer wahnsinnigen Größe und Ungeheuerlichkeit, der meine Feder sich schwerlich weder ausreichend fähig noch auch nur willig erweisen dürfte” – so hatte 1924 der Zweiundsechzigjährige den Abschnitt “Mein Leben und Schaffen” im “Einsiedler” (9) eingeleitet. Nun aber hatte der Vierundsiebzigjährige etwas von dieser “Erahnung” im Monolog des Charakters ausdrücken können (wo fast die gleichen Worte wieder erscheinen).¹⁴⁷ Auch hatte er hier gewissermaßen trotzig dem Tod “in den Rachen” gegriffen. Und er triumphierte.

¹⁴⁷ “Wie könnte es Worte geben für diese Realität der grundlosen Wahrheit meines kolossalen innerlichen Daseins” (ebd., 63). “Mein Dasein – ich bin etwas, wovon ich nur ahne, daß es über die Maßen gewaltiger und herrlicher ist als alles, was mein Mensch von ihm weiß. Als alles, was seine frechtesten, unverständlichsten Wünsche zu erreichen vermögen” (ebd., 65). “Ich bin die Totalität und das Ewige” (ebd., 88). “Ich bin das berühmte Absolute” (ebd., 91).

Man fühlt sich an ähnliche, großartige, selbstpersiflierende Altersdokumente erinnert, wie zum Beispiel das Selbstporträt Rembrandts in der Münchner Alten Pinakothek: eine senil grinsende Fratze, triumphierend in freien Strömen goldner Farbe gemalt.

In einem Brief an Lothar Bickel (vom 5. 7. 1936), ein Jahr vor dem Tode, schreibt Brunner: “Ich arbeite meine Skizze aus: ‘Unser Charakter oder Ich bin der Richtige!’ Hoffentlich gelingt mir das noch. Es soll die deutliche Krönung meines Werkes darstellen. Und wenn nun *das* nicht den Menschen hilft, nun, nun; dann will ich erst recht glauben, was ich ja im Grunde immer geglaubt habe ... Die Hasen führten Krieg mit den Adlern und baten den Fuchs um Rat; der ihnen erwiderte: Ich würde euch gerne helfen, aber ich kenne euch!” – Was auch im Buch angeführt ist (Charakter, 82).

Und doch hat er jemandem geholfen. Lotte, Brunners “kleine Philosophin”, wie er sie als Kind genannt hatte, nun 57 Jahre alt und im Nazigrab, Verschleppung und Ermordung vor Augen, schreibt vier Jahre später (5. 12. 1940) an denselben Bickel, nach der Lektüre des 1939 posthum erschienenen Buches: “Was ist aber auch dieser ‘Charakter’ eine geniale Sache! Ich weiß keinen anderen Menschen, der an den Grenzen des Bewußtseins so endlos herumlaufen kann. Ich weiß auch keine so originale und große Art, das eigene Leiden zu behandeln: die Übersensibilität. ‘Das Absolute mobilisiert und kann das nicht vertragen’ – grandios wie Mythos. Und darin liegt ein Hinausgehen über das Allerletzte noch, und so zugleich Ironisierung des eignen ernstesten Schaffens, also erst die reifste Überlegenheit. Es hat mich sehr gepackt. Und Vater hat mir also gewissermaßen von Grab zu Grab *geholfen*.”¹⁴⁸

Ethische Anweisungen. “Unser Charakter” ist, wie frühere Zitate bereits gezeigt haben mögen, in einem höheren Grade noch als andere Bücher Brunners, ein Versuch zu einer Ethik. Brunner redet hier einem wieder sozusagen persönlich zu. Bei der so allgemein herrschenden Selbsttäuschung ist es wichtig zu versuchen zu erfahren, wie man “im fremden Spiegelbild ausschaut” (Charakter, 149); man soll dem Urteil anderer Gehör geben (ebd., 153), besonders dem “bei gleichen Gelegenheiten ... immer gleich fallenden Tadel und Warnungen solcher ..., die uns lieben”

¹⁴⁸ [Abgedruckt in: Die Constantin-Brunner-Gemeinschaft, Heft 6, Dez. 1947, S. 33f.]

(ebd., 155). Und wenn wir dann doch “in etwas uns erweichen lassen”, werden wir “dem Versuch (näher)kommen, unsre Teilhaftigkeit an der Menschengattung einmal wirklich ernsthaft als möglich in Erwägung zu ziehen” (ebd., 159). Und dabei sind wir bei Brunners schon berührtem ethischen Hauptmotiv angelangt: “Die Menschen (wissen) nicht, daß sie zu den Menschen gehören. Aber ich habe mir vorgenommen, das Geheimnis auszuplaudern: das ist eigentlich mein ganzes Werk, mit Hilfe der wissenschaftlichen Justiz zu erforschen, wo und wie die Menschen sich verborgen halten” (ebd., 164). “Jeder sollte jeden Morgen in den Spiegel schauen und zu sich sprechen: ‘Du siehst aus wie ein Mensch, so wirst du wohl auch ein Mensch sein, wie die Menschen sind, die Richtigen ... Du bist auch so ein Richtiger, willst aber heute mal der Welt und dem Teufel in den Rachen lachen ...’” (ebd., 161). “‘Ich weiß, was er gesagt hat, aber nicht, was ich gesagt habe’, müßtest du für die Stunde der Gefahr dir aufschreiben”. “Wie man zum neuen Tag sich wäscht, so sollte man jeden Tag sich vornehmen, rein zu bleiben von Affekt und Leidenschaft”. “Wir müssen leiden, daß uns die Vernunft gestört werde, aber doch nicht mehr, als ganz unvermeidlich” (ebd., 163f.). Brunner glaubt nicht an die Möglichkeit des affektfreien Weisen der Stoa, der nicht in den Naturprozeß gestellt sein könnte. Immerhin sind es “die Ungewöhnlichen” mit dem “langen Egoismus ..., umfassend die Allgemeinheit” (ebd., 149), die mit dem “übermenschlich getriebene(n) Charakter” (ebd., 167), die auch für Brunner die eigentliche Ethik verkörpern, wie Moses, der nach der Legende sagt: “Alle die Unbändigkeit und Laster gehören mir. Aber ich gehöre nicht ihnen” (ebd., 214).

Diese Ethik basiert vor allem auf der Lehre von der geistigen Modifikation, die wir bereits mehrfach Gelegenheit hatten zu berühren. Besonders eindrucksvoll scheint mir die paradoxe Formulierung (ebd., 206) von dem starken aktiven Vermögen zur Passivität derer, “denen die geistige Modifikation in die menschlichen Gedanken kam”, derer, die “die kopernikanische Änderung des Standpunktes” vollzogen; ein solcher Mensch “findet sich aus seinem Erdenstandpunkt, aus dem wahnhaften Kreisen um sich selbst, gerückt in den Sonnenstandpunkt und in die Unendlichkeit” (ebd., 200f.). Ihre “Passivität”, das ist das “Nicht wie *ich* will” von Christus am Kreuz, das ist das *kosmische* Bewußtsein. Ihre “Passivität” ist die Aktivität der größten Selbstüberwindung, der ewigen

Bejahung noch im Rachen des Todes: “Vater, wie *Du* willst”.

Die letzte Zeit

Der schwer leidende, hochempfindliche Brunner weist die stoische Lehre von der Leidensfreiheit des Weisen mit besonderer Betonung zurück. Schon im Tagebuch hatte er Lust und Unlust “als rein in das praktische Bewußtsein fallende biologische Notwendigkeiten”, “zur Sicherstellung der Individuen und der Arten”, für philosophisch gleichgültig erklärt (ebd., 129), und: “Niemand kann er (der Mensch) das Tier in sich überwinden ... Auch die geistigen Menschen (können) nicht ohne tierischen Egoismus sein und hält unmöglich, daß ihr Leben ... vor jeglichem Schaden durch Begierden und Affekte ... bewahrt bleiben könne (eine unsinnig populäre Vorstellung und Erwartung, leider durch manche Aussprüche der Stoiker genährt)” (ebd., 139). “Gegen den leidenden Christus sind alle die nicht leidenden Stoiker Lügen ... Es läßt sich der Wahrheit des Einen – in der höheren Besinnung der geistigen Modifikation – nachwissen und nachwollen; *nachfühlen*, gegen den leidenden Körper, nicht” (ebd., 141). Und 1934 im Testament schrieb nun der herzkranke und exilierte greise Patriot: “Reale Objekte haben in meinem Alter gegen mich ausgeholt, die bei Tag nicht anders als in den Nächten und für die relativ leichteren Zeiten wie für die qualvollen das gleiche Aussehen haben und weder durch Philosophie verscheucht noch durch anderweitig Gutes vergütet werden können. Was hat die unerschütterliche Gewißheit in Gestalt meiner Menschen-Wahrheit zu tun mit dem Leben von meinem nicht krankheitfesten und damit ganz anders wohin wollenden Bruder Esel?! Die sogenannten Tröstungen der Philosophie – gänzlich unphilosophische Epideixis, Prunk-Oratorik; und der Vergütungstrost? Dein Herz ist gesund, deine Lunge ist gesund, und du willst über Schmerzen klagen, weil du da die Arme und die Beine gebrochen hast?!” (Vermächtnis, 128)

Der letzte Satz bricht vom Thema hinweg, wie ein Aufschrei Hiobs, wie um zu sagen: “Und mir willst du mit der *consolatio philosophiae* angerückt kommen?!”

Bei all dem Schweren aber, das Brunner in dieser Zeit durchzumachen hatte, seelisch und körperlich, den Abfall der “arischen” Freunde, die Befestigung und die Erfolge des Nazismus, so daß es ihm schien, “das

ganze Volk” sei nationalsozialistisch geworden – er lebte siegreich, indem er schuf und sich selbst überwand.

Einige Anhänger hatten Geld für die Unterstützung des Brunnerschen Haushalts gesammelt (wohl solche, die als Emigranten in Brüssel lebten). Brunner notierte dazu: “Seit Christi Tagen ist das nicht dagewesen, daß einem Mann des Geistes *nicht* ein reicher Mäzen das Dasein Leben möglich macht, sondern die Armen kommen, dafür die Sorge zu tragen. Daß deswegen ich, Lump der Lumpen gegen Christus, diesem mich vergleichen wollte, das mag einer denken, wenn er muß. Was ich denken muß und sagen will, ist dieses: daß ich von der Familie Christi bin und aus einem Spritz Blut, welches von seiner eigentümlichen Kraft auch in mir noch etwas bewahrt hat. Ich bin zum Glück nicht vollständig arm; und was mir zum Unglück daran fehlt, zu meinem Schaffen ein anspruchsloses Leben führen zu können –, dafür habe ich diese Armen, deren einer zu Leoni gesagt hat: ‘Nein, ihr dürft euch nicht einschränken, ihr sollt nicht sparen!’ Hat man noch ein Ohr für ein Wort aus solcher Besinnung und Herkunft?! Auf einmal ist die dumme Liebe auf der Welt” (Vermächtnis, 223f.).

Solche Liebe tat ihm wohl. Er bekam Besuche von Anhängern aus verschiedenen Ländern. Aus Berlin kam (Juli 1936) Ernst Ludwig Pinner mit Familie. Sein Bericht (“Erinnerungen an Constantin Brunner”) sei hier teilweise angeführt: “Wir fanden den Meister in einem Gesundheitszustand, der uns besorgt machte. In seinem Arbeitszimmer merkte man davon nichts, doch hörten wir von den Frauen genug, um zu der beklemmenden Überzeugung zu gelangen, daß es ein wiederholtes Zusammensein wohl nicht mehr geben würde. Er konnte nur noch kurze Wege machen. Ins Museum, wo er mir vor wenigen Jahren noch seine Analyse des Lieblingsbildes, Rembrandts Saul und David, gegeben hatte, kam er nicht mehr mit. So lag über diesen Tagen die Ergriffenheit des Abschieds ... , vor allem aber las er uns noch vor, was er unterdessen geschaffen hatte, viele, viele Stunden lang. Dabei mußte man völlig vergessen, daß er dem Ende nahe war. Er war kraftvoll und sprühend wie in den Potsdamer Tagen, und wenn er ausdrucksreich und hingerissen drei Stunden ohne Pause gelesen hatte, war keine Spur von Ermüdung sichtbar”¹⁴⁹.

¹⁴⁹ [Abgedruckt in: Die Constantin-Brunner-Gemeinschaft, 4. Jg., Heft 13, April 1950, S. 39]

Es sei hier eingeschaltet, daß Pinner aus der Potsdamer Zeit berichtet: “Da war vor allem nach dem Essen das Vorlesen, dessen Kunst mir erstaunlich erschien”. Fritz Blankenfeld spricht auch von “dem unermüdlichen und deutenden Vorlesen, das Brunner mit vollendeter Kunst ausübte, mit der darstellerischen Eindringlichkeit, die jedem Gegenstand gerecht wird, ohne in schauspielerische Manier zu verfallen, mit einer von Natur schönen, beschwingten, modulationsreichen, wohlgeschulten Stimme und Artikulation” (“In memoriam Lotte Brunner”). Und aus der späteren Berliner Zeit sei der Schauspieler Ritter zitiert: “Doch muß es (das Schauspielerische) hier in jenem höchsten Sinn verstanden werden, in dem es dem Geist dient und die von ihm bewegte Innerlichkeit nach außen sichtbar macht. Von jenem Brunner, der breit und mächtig hinter dem Schreibtisch saß, dem das Mysterium des schöpferischen Denkens wie ein Heiligenschein um den erkahlenden Schädel zu schweben schien, der mit der Behutsamkeit des großen Malers Wort an Wort setzte und diese mit zauberhaften Gesten aneinander band, vor diesem Brunner heiligen Ernstes und heiterer Güte konnte man wohl mit innerstem Jubel bejahen, es habe hier der Geist seinen ewigen Frieden mit dem Fleisch geschlossen”.

Auch Rozka Pinner erzählt in ihren Erinnerungen von Brunners Unermüdlichkeit beim Vorlesen damals, Juli 1936, im Haag: “Er las und las, bis er wie aus einem Traume erwachte, uns anblickte und fragte ‘Lebt ihr noch?’” Die Frage war um so mehr am Platze, als ihn schon das Rücken eines Stuhls aufbrachte und die Zuhörer sich so stundenlang nicht zu rühren wagten.¹⁵⁰

Dabei gab es einmal diesen Zwischenfall: Es klingelte, und Brunner ließ nicht öffnen: “Das ist G., der mir sein Kommen angezeigt hat; er hat ein ausgezeichnetes Gedächtnis, und ich möchte nicht, daß er dann Partien in seine Vorträge einflieht.” Was er dem betreffenden Anhänger später als Grund angab, nämlich, daß er beim Vorlesen sich nicht unterbreche, war – bei der fanatischen Intensität seines Vorlesens – wohl auch wahr. Aber die Hauptsache war doch die Schriftstellersorge, daß ihm Gedanken

¹⁵⁰ Vielleicht las er dabei die Stelle vor: “Schweig du still!” (herrschte er mich an, da ich etwas tiefer Atem geholt und auf meinem Stuhl mich neu zurechtgesetzt hatte) (Charakter, 68)! Die Identität zwischen dem “Charakter” und Brunner zeigt sich auch etwas früher im Monolog: “Put, put, put ..., schweige und lerne” (ebd., 62f.)!

und Formulierungen nicht sollten weggeschnappt werden. Es existiert ein Brief an Altkirch, wo im Zusammenhang mit dessen Spinozaveröffentlichungen Brunner diesen Anhänger, der sich in allen Stücken von ihm hatte beraten lassen, darauf aufmerksam macht, daß gewisse Stellen in Altkirchs Text Brunner sozusagen zum Plagiator machen würden, wenn er dann selbst mit seinen Gedanken hervortreten würde. Auch jetzt, im Exil, ohne Aussicht (und Absicht) auf Veröffentlichung, wacht der Schriftsteller über das Seinige. Er trug die Manuskripte nun wahrscheinlich nicht mehr mit sich bei Ausgängen herum. Aber wie wir sehen, er wachte über seine Kinder noch ängstlich und eifersüchtig genug.

Er konnte nicht wissen, wie gefährdet diese Manuskripte im Wirbel der Zeit noch werden sollten. Das in Berlin zurückgelassene des "Entlarvten Menschen" hatte eine Anhängerin im Garten vergraben, bis es, wie erwähnt, Dr. Herrligkoffer nach dem Haag mitnahm. In dem von den Nazis besetzten Haag hat dann 1940 dieselbe etwas phantastisch veranlagte Anhängerin, nach ihrem Bericht, die hinterlassenen Manuskripte, die die bedrohte Lotte nicht halten konnte, wieder vergraben – und zwar hinter Brunners Grab auf dem öffentlichen Friedhof, an einer öffentlichen Straße – und sie sind trotzdem und unbemerkt erhalten geblieben! –

Brunner las den Pinner nicht nur aus diesen seinen Manuskripten vor, sondern auch seinen Briefwechsel mit einem sechzehnjährigen Jüngling aus der Bukowina. Rosalie Pinner spricht von "letzter Liebe": "Brunner liebte uns wohl alle, die wir zu ihm kamen ... Doch mußte er sich wohl nach Jugend gesehnt haben, nach Jünglingen im ersten Eifer des Philosophierens. Die waren ausgeblieben ... Wir sollten nun aber an einem der Abende, die wir mit ihm verbrachten, von einem Liebesverhältnis im großen Stil zu hören bekommen ... Brunner las uns Moses Baraschs Briefe vor – die eine freie, ernste, mystisch angehauchte Art hatten, und auch seine eigenen Antworten, von denen wohl Abschriften gemacht worden waren. Er nannte den Adressaten darin 'Mein Löwenjunges'. Und da war auch des Jungen tapfere Gegenrede. Über alles aber triumphierte die Freude des Sich-gefunden-Habens im überschwenglichen Liebesgesang. Und wie Brunner das vorlas! Strahlend, stolz und beglückt, und immer mit Blicken oder Zwischenbemerkungen unsere Anerkennung für seinen Liebling heischend. Ja, man glaubte, das Flügelrauschen des

platonischen Eros zu hören ... Sokrates ließ in seiner letzten Stunde die Finger durch Phaidons Locken gleiten.”

(Es sei hier angemerkt, daß Barasch ein Jahr vorher im Verlag Aurora, Czernowitz, ein Buch etwas vager Betrachtungen, “Des Glaubens schwere Wege”, herausgegeben hatte. Eine vorgesetzte Photographie zeigt ein halbes Kind. Die Vorrede des Czernowitzer zionistischen Abgeordneten Dr. Meier Ebner berichtet, daß er schon auf den Zehnjährigen aufmerksam geworden war und einen schlecht deutsch sprechenden kleinen Jungen angetroffen hatte, der mit Vorliebe die Bibel in deutscher Übersetzung las. Der erste Satz in Baraschs Buch ist eine verschlechterte Variation eines Satzes auf der Anfangsseite von Brunners “Unser Christus”. Barasch wendet die Worte auf Moses an. Auch wie er später von “Jahve” spricht – “das Seiende” (20), “das Prinzip des Seins” (86) – das ist von Brunner genommen, den er aber nicht nennt. Ob Constantin Brunner das Buch kannte? Der junge Autor preist darin die religiöse Talmudschule, die Jeschiwa, als “die jüdische Festung”. Er singt vom “Zion der Erlösung” und sagt vom Judentum: “Es ist keine Mumie, kein Schatten seiner selbst, sondern ein krafterfülltes, von der Größe seiner Tragik beflügeltes Volk” (67) – offenbar gegen Brunner.)

Ernst Ludwig Pinner erzählt noch, wie Brunner keine Aufnahme von sich zu machen erlaubte, und die amüsante Szene, wie er ihn in Scheveningen auf der Seebrücke überlistete. “Dem übereinstimmenden Wunsch aller fügte er sich schließlich in der Miene eines schuldlos Verurteilten, jedoch weigerte er sich hartnäckig, sein schwarzes Sonnenglas zu entfernen. Ich bat, und die Frauen flehten. Endlich nahm er das Glas ab, kniff nun aber die Augen fest zu ... Da entschloß ich mich zu einem letzten kleinen Trick und erklärte, die Aufnahme sei geschehen. Er öffnete befriedigt die Augen und begann, das Glas aufzusetzen. In diesem Augenblicke knipste ich” [Erinnerungen, a.a.O., S. 37]. Die Aufnahme ist wohl gelungen.

Wir haben aus diesem Jahr übrigens eine Büste, die ich *das* Bildnis Brunners nennen möchte. Aus Brüssel kam ein junger Bildhauer, der aus Bessarabien stammte und nach dem Zweiten Weltkrieg den Wettbewerb um das Denkmal der belgischen Resistance gewinnen sollte, Juda Jankelevici, nach dem Haag, um auf Veranlassung einiger Anhänger eine Porträtbüste Brunners zu versuchen. Er wußte kaum etwas von Brunners

Werk und Bedeutung. “Denken Sie wieder, was sie letztes Mal gemacht haben!” befahl Jankelevici seinem Modell bei der zweiten Sitzung. Seine scharfen grauen Augen bohrten sich in das Objekt, und seine hurtigen Hände formten. Brunner lachte über die Konservenbüchsen, die in seinem Kopf (als Stützen) steckten. Das Resultat waren zwei Büsten, von denen die zweite ein ausgezeichnetes Porträt des greisen, gütigen, lebendigen Brunners darstellt.

Pinner erinnert sich, “damals in Scheveningen auf der Seebrücke war er (Brunner) Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, und wir übrigen wirkten wie das Gefolge eines großen Herrn” (ebd., 38).

Sie saßen dann zusammen mit Brunner in dem Scheveninger Kursaal bei einem Beethoven gewidmeten Konzert. Rosalie Pinner erzählt, wie Brunner beim zweiten Satz der Eroica ihre Hand ergriff und festhielt, wie sie unwillkürlich die Eroica auf ihn und sein Schicksal beziehen mußte und wie er ihr etwas zuflüsterte, wie “Sterben” und “diese Musik”.

Aber echt Brunnerisch endete der Besuch bei ihm mit einem “lustigen Nachmittag für die Kinder ... Nach Schokolade und Kuchen wurde das alte Lottospiel von Brunner selbst mit Laune und Humor geleitet. Vorbereitete Geschenke wurden verteilt. Es gab viel Lachen. Zum Schluß wurde noch ‘Bruder Lustig’, die reizende Erzählung aus Grimms Märchen, vorgelesen. Es gibt wohl wenig Erwachsene, die so mit Kindern spielen können, wie dieser Riese, dem dies so unbändigen Spaß machte”, schreibt Ernst Ludwig Pinner und schließt: “Daß wir uns zum letzten Male sahen, ahnten nicht nur wir. Der Meister selbst schien es zu wissen. Beim Abschied küßte er uns. Als wir im Wagen fortfuhren, stand er auf seinem Balkon mit zum Segen erhobener Hand – dieselbe Geste, die im ‘deutschen Gruß’ zur Farce geworden ist. Seit jeher haben die Patriarchen das Recht zu segnen. In ihnen ist das Ewig-Menschliche wie ein aufgehäufter Schatz, von dem sie spenden denen, die mit offenen Händen zu ihnen kommen, um selig zu empfangen.”

Gegen Ende des Jahres, am 17. Dezember 1936, nach einem neuerlichen Wohnungswechsel, der sein letzter sein sollte, schrieb Brunner an das Ehepaar Pinner: “Eben versuche ich, vom Untergang dieses Umzugs noch einmal wieder mich aufzubauen.” Es sollte ihm nicht mehr gelingen. Bezeichnend und erschütternd ist seine Bitte: “Ihr müßt euch nie von mir trennen, keinen Augenblick. Mein Leben hat viel Liebe nötig.”

Am 2. April 1937 klagt er: “Ich bin schon seit längerer Zeit mitgenommen von allerlei recht lästiger Unpäßlichkeit – an Gehen gar nicht mehr zu denken. Doch fahre ich im Wagen der Hoffnung auf den Frühling; sein Land allerdings scheint noch fern.” Zwei Tage später war er bettlägerig.

Fast fünf Monate lag er schwer krank. Er sollte sich nicht mehr erholen.

Wir haben bereits des öfteren den offenbar gleich damals niedergeschriebenen Bericht Dr. Lothar Bickels zitiert, der als Arzt aus Bukarest gekommen war, dem Meister beizustehn, und die letzten Tage miterlebte.

Er beginnt mit der typischen ärztlichen Befundaufnahme unterm 23. August: “Ich fand ihn sehr verfallen. Er hat viel abgenommen. Die Gestalt in sich zusammengesunken, sein Atem geht rasch, bald oberflächlich und leise, bald lange und keuchend. Es ist die grauenhafte Cheyne-Stockesche Atmung. Die Gesichtszüge sind unverändert, ebenso der Tonfall seiner Rede, sowie seine Geste. Das Sprechen fällt ihm ungemein schwer, es steigert seine qualvolle Atemnot, und doch redet er immer wieder. Sobald er spricht, ist er auch gleich der, als den ich ihn kenne: trotz allen körperlichen Jammers die überquellend reiche Persönlichkeit, die selbstmächtig in das Reich der Gedanken hineingreift, und deren herrischem Willen die Sprache auf überraschende Weise sich gefügig zeigt. Dann wiederum wendet er sich in rührender Liebe ganz seiner Umgebung zu, und nun ist es die andere Seite von Constantin Brunner, die da zum Vorschein kommt ... Sanft strahlt das Licht seiner Liebe und glitzert leise auf alltäglichsten Fragen und Antworten ... Ob Magdalena schon gegessen, ob Leoni noch Kopfschmerzen habe; meine Tage bei ihm dürften auf keinen Fall ihren ferialen Charakter verlieren. Er fühlt sich am besten im Lehnstuhl; um aber seine Umgebung nicht zu ermüden, verlangt er immer wieder, ins Bett gebracht zu werden, denn dann hat er einen Vorwand, uns fortzuschicken. Er erinnert uns daran, es sei Zeit für uns zum Essen oder Schlafen, obwohl er, sooft wir ihn verlassen, aufgerichtet im Bett sitzt und ununterbrochen um Luft kämpft” [“Constantin Brunners letzte Stunden”, a.a.O., S. 28].

Am 25. heißt es: “Er ist schläfrig, benommen, äußerst schwach. Es kommen nur selten abgerissene, oft dunkle Sätze aus seinem Munde: ‘Nein, darauf ist kein Verlaß!’ ‘Ich habe sie beide in mir, die Festigkeitsliese und die Wackeldörn’. ‘Ich kann ja nicht mehr hochkommen, ich werde ja immer verwirrter und unzulänglicher’” (ebd., 32f.).

Am 26., zum Schlafengehen, sagte er: “O, ... das wird eine fürchterliche Nacht werden... Nein, bitte, sage nicht gute Nacht, du weißt ja, es ist sinnlos”. Ich gab ihm dreiviertel einer Phanodormtablette und zog mich auf meinen Stuhl hinter der Tür zurück ..., dann gegen 12 h, rief er meinen Namen ... Die Atemnot bot das Äußerste an Qual. Er griff immer wieder nach der Herzgegend. Dann verlangte er stürmisch nach einem Beruhigungsmittel”. Dr. Bickel gab ihm einigemal etwas. “Der Zustand verschlimmerte sich zusehends”. Das wiederholte sich auch bei anderen Mitteln. “Da seine Qual unerträgliche Formen annahm, entschloß ich mich, ihm eine Ampulle Spasmalgin zu geben. Ich sagte es ihm. Er war gleich einverstanden. ‘Nein’, sagte er, ‘mach gleich!’ Und als ich mit der Injektionsnadel kam, sagte er befehlerisch: ‘Schlafen! Schlafen!’ Dies waren seine letzten Worte. Bald darauf wurde er völlig bewußtlos”. Bickel schließt seinen Bericht: “Plötzlich hustete er einige Male, und darauf verschwand die Cheyne-Stockesche Atmung und machte einer regelmäßigen, wenn auch beschleunigten und oberflächlichen Atmung Platz. Das Gesicht glättete sich immer mehr, er sah so aus, als schliefe er einen ruhigen, alles wiedergutmachenden Schlaf, aus dem er jeden Moment erwachen könnte. Um 9 Uhr, 30 Minuten tat er einige tiefere Atemzüge – und dann keinen mehr” (ebd., 34ff.).

Brunner war an seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag gestorben. Nach jüdischem Volksglauben sterben die “Gerechten” am Tage ihrer Geburt.

Das Testament

Von den (wenigen) Nachrufen sei der in der zionistischen “Jüdischen Rundschau” in Nazi-Berlin am 31. August erschienene zitiert: “...An die Stelle der geburtstäglichen Ovationen treten nun die Nachrufe; auch sie sicherlich weit unter Gebühr ... Wir haben, so lange er über Judenprobleme schrieb, ... die heftigsten Einwendungen gegen seine Auffassung gehabt. Heute dürfen wir – auch nicht zum ersten Mal – unseren Respekt vor dem zutiefst rechtschaffenen Mann, unsere Verehrung für den geist- und sprachgewaltigen Denker voranstellen.”

In seinem Testament ordnet Brunner an, daß, außer den von ihm ausdrücklich zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripten, sein ge-

samter schriftlicher Nachlaß, auch die Briefe (mit Ausnahme einiger, besonders zweier längerer an Landauer), von Lotte “sozusagen unbesehen” vernichtet werden [sollen]. Gründe weigert er sich anzugeben. Dr. Bickel, dem, nach dem Testament, der zu veröffentlichende Nachlaß zu übergeben war, schreibt in einem Brief vom November 1946: “Durch lange, jahrelange Verhandlungen habe ich Lotte dahin gebracht, daß sie die Verbrennung verschob ... Dank Lottes Fürsorge sind die erwähnten Manuskripte erhalten.” Auch diese Biographie verdankt dieser Tatsache ein gut Teil ihres Quellenmaterials.

Brunner bittet in seinem letzten Willen “dringlichst und auf jeden Fall”, daß an ihm der “Herzstich” vollzogen werde “zu gewissem Totsein”. Er befürchtete wohl, daß ein Anfall ihn “für tot” liegen lassen konnte. Auch für einen anderen Fall sorgt der zweiundsiebzigjährige Testator vor: “Sollte ich alt und krank werden derart, daß von meinem Leben das Charakteristische verlorengelht, so wird ein Fresser sein, der den für ihn Sorgenden nicht danken kann. Ihr werdet mich nicht vergessen” (Vermächtnis, 130).

In all diesen Besorgnissen vergißt er aber nicht zu verfügen, daß einer gewissen Flora Menken in Hamburg, mit der und der Adresse, zwanzig Mark monatlich weiter gezahlt werden, falls sie dann noch lebe. Das war eine Schwester von ihm, die er regelmäßig unterstützte – “weil”, wie er Blankenfeld einmal launig sagte, der sie aufsuchen sollte, “keinerlei Beziehung zwischen uns besteht”.

In einigen Sätzen faßt er seine Philosophie und den Sinn seines Lebens zusammen: “Ich habe gelehrt: das menschliche Bewußtsein oder die Lebensfürsorge. Nach dieser auch für alle Wissenschaft unendlich fruchtbaren Klarheit hat von immerher die Philosophie gesucht: und wenn das etwas für alle kommenden Zeiten ist: meint man, daß ich bedaure, für meine Zeit nichts gehabt zu haben? Ich glaube, mit dieser Klarheit und Einfachheit den Menschen zum Leben zu führen. Dem ich aber auch beides gewiesen habe: seine Nichtigkeit als Bewegung und Hochmut, wie auch seine ewige Hoheit. Und so glaube ich, es war der Mühe wert zu leben, und ich kann beweisen, daß ich gelebt habe: da ich ... auch von den wîpsaligen Männern keiner, und ohne ... was allgemein hin erstrebenswert für das Leben gilt, irgend ernst zu nehmen, mit meinem Leben etwas anfang und mein Blut der Wahrheit verschrieb” (ebd., 127).

Und nun spricht er von seiner Gegenwart (er schreibt November 1934):
“Ich bin mehrfach krank, was ja ein mehrfaches Leiden bedeutet; ich bin krank auch an der Krankheit, wovon seelische Leiden besonders furchtbar noch vergiftet werden ... Und mein Herz ist voll Sorgen für viel geliebte, leidumstandene Menschen und für *den* Menschen, der von mir bedingungslos geliebt wird, gerade weil ... er von mir nicht gesehen wird, wie er nach den Kategorien seiner Einbildung gesehen werden will ..., sondern wie er ist, und so erbärmlich es macht mit seinesgleichen und sich selbst, daß er solche Zeiten schafft! So sturmbewegt, wir alle seekrank, auch die Kapitäne. Deutschland – möchte es am Leben bleiben und gesunden, frei werden vom bösen Spuk ... und möchte es um alles nur nicht der zweite Jude werden unter den Völkern!”

Wie erhaben und furchtbar dieses Gebet eines deutschen Juden im Exil, daß Deutschland nicht das Schicksal leide, das es ihm bereitet hat. Und wenn er hätte länger leben dürfen, so daß er, wie seine Witwe und seine Tochter Lotte, in Auschwitz¹⁵¹ zu Tode gemartert worden wäre, er hätte sicher auch dort dieses Gebet für Deutschland gesprochen – – der wahre vergebende Christus am Kreuz!

Was für Menschen, diese deutschen Juden der Hitlerzeit, die – in Brunner – den Geist eines solchen Gebetes hervorbringen konnten und – in Einstein, Meitner, Frisch – die Spaltung des Atoms und die Atombombe!

Als ich Jahre 1951 im Haag das Grab Constantin Brunners besuchen wollte, wurde ich beschieden, daß es keines gäbe. Er hatte in seinem Testament seine Bestattung “einerlei wie, so einfach und so billig wie möglich” gewünscht. Man sei dem nachgekommen. Nach holländischem Brauch würden einfache Gräber für etwa ein Dutzend Menschen gemeinsam benutzt und nach zehn Jahren zu neuem Gebrauch umgegraben.

So entsprach auch dies dem jüdischen Volksglauben, daß man von den Großen nicht weiß, wo sie begraben sind.

* * *

¹⁵¹ [Suhl irrt hier. Lotte und Leoni Brunner sind in Sobibor umgekommen.]